

STRATEGIEN DES KOMMUNIKATIVEN HANDELNS



~~Institut für deutsche Sprache
6800 Mannheim 1 - Friedrich-Karl-Str. 12~~

~~Ab 969~~

~~Hg 2304~~

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben

im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von

Joachim Ballweg, Inken Keim, Hugo Steger

und Rainer Wimmer

Schriftleitung: Eva Teubert

BAND LXXIII



Bruno Strecker

STRATEGIEN DES KOMMUNIKATIVEN HANDELNS

Zur Grundlegung einer Grammatik der Kommunikation

SCHWANN

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Strategien des kommunikativen Handelns. – 1. Aufl. –

Düsseldorf : Schwann, 1987.

(Sprache der Gegenwart ; 73)

ISBN 3-590-15673-2

© 1987 Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel GmbH, Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1987

Vertrieb und Auslieferung:

Cornelsen-Velhagen & Klasing Verlagsgesellschaft, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Paul Effert

Satz: Computersatz Bonn GmbH, Bonn

Herstellung: Lengericher Handelsdruckerei,

Jürgen Bossemeyer GmbH + Co KG, 4540 Lengerich/Westf.

ISBN 3-590-15673-2

INHALT

0.	Problemverlust und Neuorientierung. Eine wissenschaftstheoretische Vorbemerkung	9
1.	Sprachlicher Ausdruck und sprachliches Handeln: Eine Gegenstandsbestimmung	14
1.1.	Die Aufgaben der Grammatik	14
1.2.	Die Idee einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION	27
1.3.	Sprache und Kommunikation als Spiel	32
1.4.	Zum Gebrauch sprachlicher Ausdrücke	46
2.	Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation Teil I: Die "Kleine Welt"	65
2.1.	Eine Welt als Spiel	65
2.2.	Der status quo ante: eine Problem der Beschreibung	74
2.3.	Das Spiel "Kleine Welt". Phase I	81
2.4.	Das Spiel "Kleine Welt". Phase II	105
2.5.	Das Spiel "Kleine Welt". Phase III	117
2.6.	Das Spiel "Kleine Welt". Phase IV	138
3.	Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation Teil II: Ein Ausblick auf die "Große Welt"	244
3.1.	Von der "Kleinen Welt" zur "Großen Welt"	244
3.2.	Sprache und Kommunikation in der "Großen Welt"	252

Anmerkungen	268
0. Problemverlust und Neuorientierung. Eine wissenschafts- theoretische Vorbemerkung	268
1. Sprachlicher Ausdruck und sprachliches Handeln: Eine Gegenstandsbestimmung	270
2. Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation. Teil I: Die "Kleine Welt"	285
3. Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation. Teil II: Ein Ausblick auf die "Große Welt"	315
Literatur	318

VORWORT

Die vorliegende Arbeit ist eine Bearbeitung meiner Augsburger Habilitationsschrift von 1982. Nach all der Zeit fällt die Überarbeitung eher bescheiden aus. Im wesentlichen habe ich die Argumentation gestrafft sowie kleine Fehler und offenbar gewordene Mißverständlichkeiten korrigiert. Auf den Plan einer groß angelegten Überarbeitung und Fortentwicklung habe ich verzichtet, einmal, um die Publikation nicht noch länger aufzuschieben, dann, weil ich zu der Auffassung gelangt bin, daß meine weiterführenden Überlegungen zu einer kommunikativ-funktionalen Grammatik auch und besser in die Arbeit an der Grammatik eingehen können, an der ich derzeit am Institut für deutsche Sprache in Mannheim mitarbeite.

Der späte Entschluß, die Arbeit doch noch in etwas verkürzter Form zu publizieren, steht im Zusammenhang mit der Arbeit an der neuen Grammatik: Die ganze Arbeit hatte - abgesehen von ihrer institutionellen Funktion - den Sinn, dafür zu plädieren, daß Grammatiken sich nicht mit reiner Beschreibung einer Sprache zufriedengeben sollten, sondern versuchen sollten, den kommunikativ-funktionalen Sinn herauszuarbeiten, der sich im Bau des sprachlichen Ausdrucks manifestiert. Man kann die Arbeit deshalb verstehen als eine Dokumentation der Überlegungen, die in einen wesentlichen Teil der Konzeption der geplanten neuen Grammatik eingegangen sind. Die historische Spekulation, die den Kern vorliegender Arbeit ausmacht, kann als Versuch gedeutet werden zu zeigen, wie sich im Zug einer Entfaltung immer raffinierterer Strategien kommunikativen Handelns ein immer reicheres Potential an funktionalen Ausdrucksmittel entwickelt haben könnte, das heute Gegenstand grammatischer Erklärungen sein kann.

Für Anregung und ebenso geduldiges wie verständnisvolles Zuhören möchte ich Hans Jürgen Heringer und Gerd Fritz danken. Besonderer Dank gebührt meiner Familie, die mich in der Phase höchster Neurotisierung - so ein Tübinger Kollege zur Habilitationsarbeit - ertragen hat.

Mannheim, November 1986

0. Problemverlust und Neuorientierung

Eine wissenschaftstheoretische Vorbemerkung

Sprachwissenschaft ist, je nach Perspektive, eine sehr alte oder auch eine sehr junge Wissenschaft: alt, weil sie in Traditionen steht, die Jahrtausende zurückreichen, immer wieder jung, weil sie nach Phasen relativen Fortschritts immer wieder auf ihre ersten Fragen zurückkommt und so in gewisser Weise jedesmal von vorn beginnt. Natürlich sind die Fragen nie ganz dieselben. Natürlich beginnt niemand wirklich ganz von vorn, aber unverkennbar ist der Versuch, eine von Grund auf neue Orientierung zu finden.

Versuche einer Neuorientierung beginnen oft radikal, um - zumindest aus historischer Sicht - nach einigen Jahren kaum noch von dem zu unterscheiden zu sein, was sie überwinden wollten.¹ Dieses Schicksal - das dann einige immer schon vorhergesehen haben - kann dazu verführen, die Versuche insgesamt zu belächeln und als eine Art akademischen Generationskonflikt abzutun. Doch eine solche Beurteilung wird weder der Ernsthaftigkeit der Versuche gerecht, noch begreift sie die Bedeutung, die solche Versuche der Neuorientierung für den Gang einer Wissenschaft haben.

Neue Bewegungen treten mit dem Anspruche auf, das Überkommene sei durch sie überlebt oder gar als falsch erwiesen und die Wissenschaft sei durch sie erst wirklich Wissenschaft geworden.² Vielleicht muß das so sein, um einer neuen Bewegung die Dynamik zu geben, die sie braucht, um sich gegen Etabliertes durchzusetzen. Ihre Bedeutung für die Wissenschaft erkennt die Bewegung in der Regel damit nicht. Diese Bedeutung besteht nicht darin, daß eine Wissenschaft auf den rechten Weg gebracht wird. Sie besteht darin, daß eine Reorganisation der Wissenschaft ausgelöst wird, die den sinnhaften Aufbau dieser Wissenschaft wieder sichtbar macht.

Entgegen einer landläufigen Auffassung ist Wissenschaft keine Wallfahrt zur Wahrheit, eher schon eine Sammlung schöpferischer Gedanken, begrifflicher Versuche über die Wirklichkeit.³ Die Be-

deutung solcher Gedanken - und damit auch die Bedeutung einer Wissenschaft - liegt nicht so sehr darin, daß sie als wahr erkannt werden, wie darin, daß man sie erst einmal h a t, daß man sein Denken zu einem Problem auf die Höhe dieser Gedanken hat bringen können. Was man an einem Gedanken - oder einer Theorie als einem Komplex von Gedanken - hat, zeigt sich allerdings nur, wenn man ihn - oder sie - nicht isoliert, sondern als mögliche Antwort auf Fragen hat, die man ihrerseits h a b e n m u ß. Dabei genügt es nicht, sich die Fragen denken zu können. Man muß sie haben, wie man eine Krankheit hat oder Sorgen.

In dieser Bedingung liegt ein Problem für jede freie Wissenschaft.⁴ Solang die Forscher die Probleme h a b e n, die sie mit ihren Theorien lösen wollen, ist die Welt der Wissenschaft in Ordnung - jedenfalls für die, die sie betreiben. Die Dynamik einer sich entfaltenden Forschung bringt aber mit sich, daß Probleme verloren gehen können.⁵ Fragen ziehen Fragen nach sich, die zu neuen Fragen führen, nicht ad infinitum, aber doch soweit, daß man die Ausgangsfragen aus dem Blick verlieren kann.⁶ Da alle weiteren Fragen in ihrer Bedeutung von den Ausgangsfragen abhängen, verlieren sie ihren Sinn, wenn man seinen Ausgangspunkt verloren hat. Nach einem Verlust ihrer Probleme hängt die Forschung gleichsam in der Luft. Das kann soweit gehen, daß man buchstäblich nichts mehr versteht. In dieser peinlichen Lage ist das drängende Problem der Forschung nicht weiterer Fortschritt: Der Fortschritt selbst ist zu einem Problem geworden, das nur durch radikale Neuorientierung zu lösen ist.

Wenn ein Forscher über seiner Arbeit seine Probleme verliert, ist das in erster Linie sein Problem und noch kein Problem seiner Wissenschaft. Das ist sicher richtig, aber dadurch wird die angesprochene Problematik nicht zu einem je privaten Problem. Im Gegenteil: Die Lage der Forschung ist kritischer als die Lage der Forscher. Es ist denkbar - wenn auch nicht gerade wahrscheinlich - daß alle Forscher sich privat ihre Orientierung bewahren, während die Wissenschaft insgesamt Züge des Chaos anzunehmen beginnt. Einiges scheint mir dafür zu sprechen, daß genau dies in einigen Bereichen der Linguistik eingetreten ist.

Die Linguistik ist für eine solche Entwicklung prädestiniert: Frei von festen Verwertungszusammenhängen kann ihre Forschung der Phantasie und Kuriosität ihrer Forscher folgen. Man darf erwarten, daß jeder Forscher sich seinen Blick für die Zusammenhänge bewahrt, die er selbst entwickelt. Die Schwierigkeiten beginnen aber spätestens dann, wenn eine neue Generation von Forschern an seinen Forschungen beteiligt wird oder werden soll.⁷ Wenn der sinnhafte Aufbau seiner Theorien nur in ihm selbst aufgehoben war, kann es für andere schwer oder unmöglich sein, diesen Aufbau nachzuvollziehen. Damit kann die Überlieferung des Sinnes unterbrochen werden.⁸ Zugleich wird der Fortschritt der Wissenschaft in Frage gestellt: nicht durch Widerlegung des Überkommenen, sondern durch den Verlust ihrer Probleme.

Nach einem Problemverlust darf die Forschung nicht einfach weitergehen, wenn sie ihr Niveau auch nur halten will; denn dieses Niveau ist unmittelbar verbunden mit dem Verständnis derer, die die Forschung tragen.⁹ Wenn das alte Niveau wieder erreicht werden soll - und das heißt nicht unbedingt: die alten Theorien - muß eine neue Orientierung aufgebaut werden. Die Erarbeitung einer neuen Orientierung stellt sich aus der Perspektive der vorangehenden normalen Forschung¹⁰ als Bruch dar. Dem entspricht, daß sie von ihren Trägern oft als Neubeginn verstanden wird. Aus einer Perspektive, die langfristige Entwicklungen erkennen läßt, nimmt sich die Neuorientierung weder als Bruch noch als Neubeginn aus: Sie erscheint vielmehr als eine Art Inspektion¹¹ mit dem Ziel, die Forschung wieder zugänglich zu machen. Als Inspektion ist die Neuorientierung keineswegs ein seinem Anspruch nach einmaliger und endgültiger Akt, sondern die Arbeit, die in bestimmtem Zyklus immer neu zu erledigen ist.

Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION, die hier als eine Aufgabe der Sprachwissenschaft bestimmt werden soll, versteht sich als Versuch, eine Neuorientierung für einen zentralen Bereich der Linguistik, für die Grammatik, zu entwickeln. Neuorientierung heißt dabei zunächst einmal Rückbesinnung auf Grundfragen und Verrechnung neuer Gesichtspunkte, die neue Entwicklungen möglich oder auch erforderlich machen könnten. Der Versuch der Neuorien-

tierung bringt es mit sich, daß vieles in Frage zu stellen ist, was manchem als gesicherte Erkenntnis gilt. Aber die Radikalität, mit der hier in Frage gestellt werden wird, bedeutet nicht, daß radikal verworfen wird: Die neue Konzeption einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION verdankt sich in vielem auch alten Konzeptionen¹², die sie in neuem Licht sieht. Bei aller Verschiedenheit, die sich durch die Wahl einer neuen Perspektive für die Grammatik ergibt, stellt die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION sich nicht außerhalb der Tradition, ohne die sie nicht möglich geworden wäre.

Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION soll - soviel für Wissenschaftssystematiker - eine pragmatisch orientierte Grammatik werden: Sie löst sich von der überwiegend syntaktischen Perspektive¹³ der meisten Grammatiken¹⁴, einer Perspektive, die man mit einigem Recht als eine der Hauptursachen des Problemverlusts in der Grammatikforschung betrachten kann.¹⁵ Für die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION konstituiert sich ihr Gegenstand Sprache nicht als ein System nach bestimmten Regeln geformter bzw. zu formender Ausdrücke, sondern als eine Tradition von Formen kommunikativen Handelns. Sie betrachtet dieses Handeln, in der erreichten Form, als ein Ergebnis einer Evolution von Problemlösungen, die als eine Art Musterlösungen bewahrt und von Generation zu Generation weiter ausgearbeitet worden sind.¹⁶ Diese Betrachtungsweise bestimmt das Programm der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION: Sie soll die Sprache nicht nur beschreibend erfassen, sondern nach Möglichkeit nachvollziehen, welcher Sinn darin liegt, daß die vorgefundenen Ausdrucks- und Handlungsmuster sind, wie sie sind.

Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION beginnt ihre Untersuchungen damit, daß sie kommunikatives Handeln in seinen Funktionen im Zusammenhang gesellschaftlichen Lebens zu bestimmen sucht. Auf der Grundlage solcher Bestimmungen soll sie erfassen, welchen Stand die Entwicklung von Strategien zur Lösung von Kommunikationsproblemen¹⁷ in unserer Sprache bis heute erreicht hat und inwieweit das gesellschaftliche Leben insgesamt von der Kommunikation geprägt ist, die in dieser Sprache möglich geworden ist. Bevor wir freilich dahin kommen können, den aktuellen Stand der Entwicklung zu erfassen, wird zu zeigen sein, inwiefern es

überhaupt vernünftig ist, eine derartige Entwicklung anzunehmen. Mit dieser Arbeit will ich versuchen, dieses Problem im Vorfeld einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION in Form einer conjectural history¹⁸ von Sprache und Kommunikation zu lösen: In einem groß angelegten Gedankenexperiment wird eine mögliche Entwicklung kommunikativer Strategien aus primitiven Anfängen skizziert, um auf diesem Weg einen Eindruck davon zu vermitteln, welcher Art Entwicklung zu unserer Sprache geführt haben könnte und was mit- hin "in ihr stecken" könnte.

Der hypothetische Modus der Aussagen scheint Zweifel an der Wissenschaftlichkeit des Verfahrens zu begründen. Man könnte einwenden, daß anstelle von Spekulationen der Nachweis zu treten hätte, daß faktisch eine solche Entwicklung stattgehabt hat, und man möchte die Stationen dieser Entwicklung empirisch belegt sehen. Dazu ist zweierlei festzustellen: Da die fragliche Entwicklung in vorgeschichtlicher Zeit anzusetzen ist, werden sich sicher niemals ausreichend empirische Belege finden lassen. Dies als Schwäche des Vorhabens auszulegen, scheint mir jedoch keineswegs gerechtfertigt: Es ist gar nicht so, daß hier exakte Kenntnis der faktischen Entwicklung gefragt wäre. Im Gegenteil: Man könnte sich vorstellen, daß wir genaue Belege der faktischen Entwicklung in großer Zahl zur Verfügung hätten, ohne damit auch nur das geringste davon verstanden zu haben, was sich in dieser Entwicklung dokumentiert. Der Punkt ist hier, daß wir daran interessiert sein müssen, die Bedingungen der Möglichkeit der fraglichen Entwicklung zu durchschauen. Genau das erlaubt uns die spekulative Rekonstruktion der Sprachgeschichte, und, selbst wenn es uns nicht gelingt, den faktischen Gang der Sprachentwicklung zu erfassen, können wir so Wesentliches über die Natur unserer Sprache in Erfahrung bringen.¹⁹

1. Sprachlicher Ausdruck und sprachliches Handeln:

Eine Gegenstandsbestimmung

1.1. Die Aufgaben der Grammatik

Nur wenigen Zeitgenossen bleibt Grammatik erspart: Wo es Schulen gibt, seit es Schulen gibt, wird Grammatik gelehrt, was zeigt, daß Grammatik höheren Orts zu den wichtigen Dingen des Lebens gezählt werden muß. Und doch bleibt davon oft nicht mehr als eine Erinnerung an öde Stunden, besonders dann, wenn die Grammatik der eigenen Sprache betrachtet wurde. Dies festzustellen, ist sicher nicht gerade originell¹ und wäre kaum der Rede wert, wenn es sich ganz aus einer verbreiteten Schülermentalität erklären ließe.² Einiges spricht aber dafür, daß hier auch ernstere Probleme von Bedeutung sind, die grundsätzliche Klärungen erforderlich machen.

Das verbreitete Desinteresse an Grammatik ist nur vordergründig ein Problem des Sprachunterrichts, dem hier nur vorzuwerfen ist, daß er dieses Desinteresse nie so ernst genommen hat, daß er sich veranlaßt gesehen hätte, sich selbst in Frage zu stellen. Natürlich liegt es auch an der Art und Weise, wie Grammatik gelehrt wird, wenn sie vielen in schlechter oder, schlimmer noch, in gar keiner Erinnerung bleibt, aber mehr als die Qualität des Unterrichts ist es eine fundamentale Eigenart der gelehrten Grammatiken, die das Desinteresse verständlich macht: Grammatik ist par excellence, was man einen trockenen Stoff nennt, aus dem selbst der beste Lehrer nichts Aufregendes machen kann. Und das sollte eigentlich überraschen, denn schließlich ist Sprache eine höchst aufregende Sache, die man ohne Übertreibung als das bezeichnen könnte, was unsere Welt zusammenhält. Daß es dann doch nicht überrascht, liegt m.E. vor allem daran, wie dieser aufregende Gegenstand dort betrachtet wird, wo man ihn ausdrücklich behandelt: im Sprachunterricht, der traditionell und immer noch überwiegend Grammatikunterricht ist.

Eine naheliegende Erklärung dafür, daß dieser Unterricht niemand vom Stuhl reißen kann, wäre, daß bei aller Bedeutung von Sprache kein Interesse an Sprache besteht, weil Sprache so alltäglich,

so selbstverständlich ist, daß es schwer fällt, sich über sie zu wundern. Das scheint recht plausibel, aber nur, solange man auf das Interesse an Sprachbetrachtung in der Art des Grammatikunterrichts schaut. Schaut man auf die Sprache selbst, dann zeigt sich das Gegenteil: Sie ist längst zu einem guten Teil auf sich selbst bezogen.³ Wir sind in unserem Reden immer wieder mit unserer Sprache und unserem Reden befaßt, auch wenn uns dies nicht unbedingt als ein Befäßtsein mit Sprache bewußt wird. Reflexion auf die Sprache ist nicht, wie manchmal vorschnell behauptet wird, für unsere alltägliche Redepraxis ohne Interesse. Sie ist vielmehr so wichtig und unverzichtbar, daß für die nötigsten Voraussetzungen dazu in unserer Sprache selbst schon gesorgt ist.⁴ Die Möglichkeit einer Kommunikation von der Komplexität unserer heutigen Kommunikation ist unmittelbar verbunden mit der Verfügung über wenigstens elementare Mittel für ein Reden über Sprache. Tatsächlich fehlen solche Mittel auch - nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte⁵ - in keiner noch so "primitiven" menschlichen Sprache.

Die Idee zu einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION geht zurück auf eine Auseinandersetzung mit dem Faktum, daß Grammatik trotz dieses manifesten Interesses an Sprache eine so geringe Attraktivität besitzt. Ich bin dabei zu der Überzeugung gelangt, daß sich dieses Faktum aus der P e r s p e k t i v e erklärt, unter der die meisten - traditionellen, wie modernen - Grammatiken Sprache betrachten. Diese Perspektive führt - unbeschadet der Tatsache, daß sie für bestimmte Zwecke bedeutend sein kann - zu Fragestellungen und Thesen, die normalen Sprachteilhabern recht seltsam erscheinen müssen, weil sich ihnen ihre Sprache so nie darstellt.

Ein beliebig ausgewähltes, typisches Beispiel für die Art und Weise, in der viele Grammatiken an eine Sprache herangehen: Die hierzulande einflußreichste Grammatik, die Duden-Grammatik, fragt in der Einleitung ihrer Behandlung des Adjektivs nach der Leistung dieser Wortart.⁶ Für eine Grammatik, die ein Kapitel über Adjektive enthält, ist das eine recht vernünftige Frage. Und, daß eine Grammatik in dieser oder jener Weise das Adjektiv

zu behandeln hat, das scheint außer Frage. Aber hier ist größte Vorsicht geboten: Indem man feststellt, daß eine Grammatik das Adjektiv zu behandeln hat, spricht man von einer theoretischen Kategorie, nämlich dem Adjektiv, so, als sei sie in der zu untersuchenden Sache vorgefunden, als sei schon vor der Theoriebildung in irgendeiner Weise klar, daß es so etwas wie Adjektive gibt.⁷ Damit schafft man selbst die Voraussetzungen dafür, daß die Behandlung dieser Sache in oder durch Grammatiken als eine ganz natürliche Aufgabe erscheint.

Für einen grammatisch Gebildeten ist es nicht ganz einfach, diesen Vorgang zu durchschauen, weil er gelernt hat, die Ausdrücke seiner Sprache als Ausdrücke bestimmter Kategorien zu sehen. Er sieht Adjektive, sieht mithin, daß es Adjektive gibt. Und natürlich gibt es das, was er sieht. Nur, daß es sich dabei um Adjektive handelt, daß es sinnvoll sein könnte, dies als von einer Art von all dem andern zu sondern, was sonst als Ausdruck vorkommt, das ist das Werk einer Theorie und wäre ohne Theorie nicht aufzufinden. Für einen linguistisch nicht vorbelasteten Sprachteilhaber gibt es kein Adjektiv. Für ihn ist deshalb schon eine Systematik ungewöhnlich, die ein Kapitel über solche Gegenstände nahelegt.⁸

Statt zu fragen, welche Aufgaben ein Sprecher mit kommunikativen Handlungen zu bewältigen hat, und von diesen Aufgaben her nach den Mitteln zu fragen, die dafür in unserer Sprache bereitstehen, wird in solchen Grammatiken gefragt, welche Aufgaben mit den Mitteln zu lösen sind, die man als solche selbst erst konstituiert hat. Das ist ganz so, als ob man eine Maschine entwickelt und sich dann fragt, wozu man sie wohl brauchen könnte, was man mit seinen Werkzeugen alles tun kann. Ein Handwerker hat die Aufgaben im Blick, die er zu lösen hat, und wählt sich Werkzeug danach, ob es ihm dabei von Nutzen ist. Sein Handwerk bestimmt sich von den Aufgaben her, nicht von Werkzeugen und Arbeitsmitteln.

Das Unbehagen an Grammatiken mit solcher Perspektive - sie reichen von Dionysos Thrax bis in die neueste Zeit - ist besonders stark, wenn die eigene Sprache betrachtet wird. Im Zusammenhang des Fremdsprachunterrichts erscheint diese Perspektive -

bei allen Vorbehalten - weniger abwegig. Das hat einen guten und einfachen Grund: Die Perspektive dieser Grammatiken ist die Perspektive einer bestimmten Art des Fremdsprachunterrichts bzw. allgemein der Betrachtung fremder Sprachen. Das gilt auch da, wo die eigene Sprache betrachtet wird, und hat historische Gründe: In ihren Anfängen waren grammatische Betrachtungen darauf gerichtet, entweder fremde Sprachen, oder fremd gewordene Formen der eigenen Sprache zu erfassen.⁹ Das hat einen praktischen Sinn und wurde pragmatisch gelöst, indem man die fremde Sprache mit der eigenen Sprache gleichsam kurzgeschlossen hat: Die fremde Sprache galt dabei als eine Art alphabetische Variante der eigenen Sprache, als dasselbe Spiel mit fremdartigen Figuren. Unter dieser Perspektive traten als Sprachprobleme formale - i.e. syntaktische - Fragen hervor, wurden Fragen der Bedeutung zu Übersetzungsproblemen, während die gesamte Problematik des sprachlichen Handelns aus der Betrachtung herausfiel.

Für die Fremdsprachbetrachtung ist diese Entwicklung nicht weiter überraschend: Die augenfälligsten Unterschiede zwischen Sprachen - insbesondere zwischen verwandten Sprachen - liegen im Bereich des überwiegend konventionsbestimmten verbalen Ausdrucks. Für eine Betrachtung der eigenen Sprache ist die Konzentration auf den Ausdruck aber fatal, weil sie von Anfang an zu einem unangemessenen Begriff von der Sache Sprache führt und als Sprachprobleme nur solche Probleme kennt, die für kompetente Sprachteilhaber zu den kleineren Sorgen gehören.¹⁰

Die hier beschriebene Betrachtungsweise ist in ihrer naiven Form natürlich längst überwunden. Niemand, der auch nur ein wenig über Sprachen nachdenken gelernt hat, glaubt mehr an simple Wort-für- Wort Entsprechung von Sprachen. Man betrachtet längst umfassendere Sinneinheiten wie Sätze, Paragraphen und Texte.

Und doch hat sich die alte Perspektive - und bis zu einem gewissen Grad auch die alte Begrifflichkeit¹¹ - bis in die neueste Zeit erhalten. Viele Fragestellungen der modernen Syntax und Semantik sind nur unter Zugrundelegung dieser Perspektive zu verstehen.¹²

Die Fremdsprachperspektive der Grammatik konnte sich wohl nicht zuletzt deshalb so gut halten, weil Grammatik für Jahrhunderte die lateinische Grammatik war, und das heißt: die Grammatik einer fremden und zudem weitgehend toten Sprache. Auf die Betrachtung der sogenannten Volkssprachen konnte die Fremdsprachperspektive dann fast nahtlos übergehen, weil man diese Sprachen zunächst aus der Sicht einer lateinischen Bildung wie eine Fremdsprache betrachtet hat.¹³ Aus heutiger Sicht könnte das reichlich versnobt erscheinen, in seiner Zeit aber war es ganz natürlich. Vor allem gab es anfänglich kaum eine echte Alternative zu diesem Vorgehen: Da war einerseits eine ausgearbeitete Terminologie für das Reden über sprachliche Formen, andererseits eine in diesen Dingen noch unterentwickelte Sprache, in der man sich Mittel für grammatische Reflexionen erst erarbeiten mußte. So gesehen war es sogar eine außerordentliche Leistung, wenn ein Grammatiker sich da und dort der Unzulänglichkeit seiner lateinischen Kategorien bei der Erfassung einer Volkssprache wie dem Deutschen bewußt wurde.¹⁴ Leider hat gerade diese Leistung die Fremdsprachperspektive eher noch verstärkt: Man sah jetzt die eigene Sprache als anders als das Lateinische, aber immer noch nicht mit den Augen eines normalen Sprachteilhabers, für den seine Sprache nicht dadurch zum Problem wird, daß sie anders gebaut ist als eine andere Sprache.

Der Übergang der Fremdsprachperspektive auf die Betrachtung der eigenen Sprache konnte - im Fall des Deutschen, auf das ich mich beschränke - vollends gelingen, weil der Grammatik eine Aufgabe zugedacht war, die sich von den Aufgaben einer Fremdsprachgrammatik nicht grundsätzlich unterscheidet und den erwähnten Kurzschuß sogar besonders gut verkraften kann: Mit der Grammatik sollte eine "teutsche Hauptsprache" erst einmal bestimmt werden, um dann als verbindliche Norm für einen primär politisch und ökonomisch definierten Raum gelten zu können.¹⁵ Bei der - zumindest unterstellten - weitgehenden Übereinstimmung im Bereich des sprachlichen Handelns mußte dabei die Bestimmung gültiger F o r m e n das zentrale Problem bilden. In dieser Tradition versteht es sich, wenn noch heute viele Grammatiker als d a s Problem der Grammatik sehen, wie man im Deutschen dies und jenes

sagen kann, und dieses Problem mit einer Bestimmung der möglichen Ausdrucks-formen lösen wollen.

Grammatiken in diesem Sinne hatten in einer Zeit, in der eine auch nur einigermaßen verbindliche Hochsprache im deutschen Reich noch nicht existierte, eine historische Funktion, deren Bedeutung wohl nicht so groß war, wie die Grammatiker sie gern sehen, aber auch nicht so gering, wie Kritiker sie machen, die nur die Primärgrammatiken sehen und die mittelbaren Wirkungen über den Schulunterricht vergessen. In unserem Zusammenhang ist nur wichtig, daß es eine historische Funktion war, vielleicht eine historische Tat¹⁶, die jetzt aber weitgehend erfüllt ist und kaum noch als der hervorragende Zweck von Grammatikforschung betrachtet werden kann. Die Aufgaben einer normativen Grammatik und eines normativen Sprachunterrichts werden heute sehr erfolgreich von anderen Medien - nämlich d e n Medien - erfüllt, die durch ihr allgegenwärtiges Beispiel implizit normierend wirken.

Nach Jahrhunderten, in denen Grammatik überwiegend als präskriptiv verstanden wurde, hat sich etwa mit Beginn des 19. Jahrhunderts eine Sprachwissenschaft entwickelt, die Grammatik zunehmend aus normativen Funktionen löste und ihre Aufgabe mehr im Beschreiben als im Vorschreiben von Sprachen sah. Diese Entwicklung scheint mir insofern positiv, als dadurch der Grammatik etwas von ihrem Zwangscharakter genommen wurde. Man muß aber auch die Kehrseite der Entwicklung sehen: Die normative Grammatik hatte eine klare praktische Funktion, die mit der Hinwendung zur reinen Beschreibung verlorengegangen ist. Damit hätte ein neuer Sinn grammatischer Studien, zumindest aber eine Sinndiskussion ins Blickfeld der Forschung kommen müssen. Eine Neubestimmung des Sinns von Grammatik blieb jedoch ebenso aus wie eine Reflexion auf die Perspektive, unter der sie Sprache zu betrachten hat. Man sah die Sprachwissenschaft allein ihrem Gegenstand verpflichtet, und da der Gegenstand - im Gegensatz zu vielem, was immer wieder pathetisch behauptet wird - nicht wirklich Forderungen an seine Beschreiber richten kann, bedeutet das, daß man sich dem Bild des Gegenstands verpflichtet sah, das man sich selbst davon gemacht hat oder das einem von alters her überliefert wurde.

Man sah und sieht in der Beschreibung von Sprachen einen Zweck in sich¹⁷, und manche halten sich auf die Zweckfreiheit ihrer Beschreibung etwas zugute, weil sie Zweckfreiheit als Ausdruck höchster Wissenschaftlichkeit betrachten. Wer nur beschreibt, hat wenig zu verantworten, riskiert aber auch, daß seine Untersuchungen über kurz oder lang nicht mehr ernst genommen werden. Die Frage ist dann, ob man sich das leisten will und kann.

Die meisten Wissenschaftler können sich offensichtlich keine Zweckfreiheit leisten, und aus ihrer Sicht ist die Forderung nach Zweckfreiheit verständlich als ein Versuch, sich das Minimum an Spielraum für die Forschung zu sichern, das diese braucht, wenn sie keine reine Auftragsforschung werden will. Die Lage der Sprachwissenschaft ist hier exzeptionell: Sie hat einen denkbar großen Spielraum - soweit sie ihn sich nicht selbst beschränkt -, ohne für diese Freiheit mit Verzicht auf öffentliche Mittel zahlen zu müssen. Sie verdankt diese fast einmaligen Bedingungen dem Umstand, daß die von der Forschung lang überwundene normative Auffassung von Grammatik in der Praxis des Sprachunterrichts weiterlebte.¹⁸ Im Schutz dieser nicht verantworteten, aber eben doch gegebenen Praxis konnte die Sprachwissenschaft die Idee der reinen Beschreibung entwickeln und pflegen.

Reine Beschreibung, frei von Zwecken, ist an sich ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist, als wolle man ein Bild von etwas malen, ohne es aus irgendeiner Perspektive zu malen. Möglich und sinnvoll ist die Idee der reinen Beschreibung allenfalls im Sinn des Feyerabend'schen "anything goes"¹⁹, das dem Forscher in nichts hineinreden will. Diese Freiheit aber ist selten gemeint, wo reine Beschreibung als eine Verpflichtung allein gegenüber der Sache verklärt wird.²⁰ Man braucht nicht diese große Freiheit, die immer auch Verantwortung mit sich bringt für das, wozu man sich entschieden hat.²¹ Man braucht nur die kleine Freiheit, sich weiter in den überlieferten Bahnen bewegen zu dürfen, ohne sich Rechenschaft davon geben zu müssen, was man damit eigentlich tut.

Die traditionelle Perspektive der Grammatik - man könnte sie ernstlich die Fremdsprachenperspektive nennen - hat den Wandel von normativer zu deskriptiver Grammatik unbeschädigt überstanden und wird der Reflexion dadurch entzogen, daß man sie als von der Sache her geboten betrachtet: Die Sprache bzw. eine Sprache gilt als System von Ausdrücken, das für Sprache im allgemeinen und für eine je bestimmte Sprache im besonderen charakteristisch ist. Was immer man mit den Ausdrücken einer Sprache tun kann, was immer sie bedeuten mögen, offenkundig ist die Tatsache, daß diese Ausdrücke strukturiert sind bzw. nach bestimmten Regeln zu verbinden sind. Die Aufgabe einer Grammatik ist es jetzt, Hypothesen über das System von Regeln aufzustellen, das einer zu beschreibenden Sprache zugrundeliegt.²²

Diese Aufgabenstellung gilt mit bestimmten Modifikationen und Erweiterungen sicher für das Gros der Grammatiken. Die "objektiven" Feststellungen, von denen diese Aufgabenstellung sich herleitet, sind aber nicht ohne weiteres akzeptabel. Bei einer Betrachtung sprachlicher Ausdrücke - ich sage mit Bedacht nicht schon S ä t z e - zeigen sich zunächst einmal nicht mehr als Regelmäßigkeiten, die Strukturen vermuten lassen. Daß diese Regelmäßigkeiten auf Regeln zurückzuführen sind, die dem Aufbau sprachlicher Ausdrücke zugrunde liegen, ist mit der Feststellung der Regelmäßigkeiten keineswegs erwiesen. Regeln sind nicht die einzigen Erklärungen, die hier möglich sind. Vor allem aber muß es nicht sein, daß Regelmäßigkeiten im Ausdruck auf spezielle Regeln für die Bildung von Ausdrücken zurückzuführen sind. Solche Regelmäßigkeiten können ebensogut eine Art Begleiterscheinung ganz anderer Phänomene sein. Ich werde versuchen zu zeigen, daß dies in Sachen sprachlicher Ausdruck häufig der Fall ist.

Wenn sich bei der Untersuchung eines sozialen Phänomens Regelmäßigkeiten zeigen, dann ist es immer möglich, ein System von Regeln auszudenken, das diesen Regelmäßigkeiten zugrunde liegen könnte, und zwar unabhängig davon, ob sie tatsächlich so zu erklären sind oder nicht. Wo es aus logischen oder aus kontingenten Gründen nicht möglich ist, etwas darüber in Erfahrung zu

bringen, worauf die Regelmäßigkeiten zurückzuführen sein könnten, spricht nichts dagegen, sie über ein Regelsystem so gut wie möglich in den Griff zu bekommen. Man hat sie damit zwar nicht erklärt, aber man kontrolliert ihr Auftreten. Wo es dagegen möglich ist, die Regelmäßigkeiten bis zu einem gewissen Grad zu erklären, ist eine Beschreibung als oder über ein Regelsystem nur für klar zu spezifizierende Zwecke sinnvoll. Ein solcher Zweck wäre etwa, daß man nicht daran interessiert ist oder sein muß, das Phänomen zu verstehen, sondern ausschließlich daran, es unter eine gewisse Kontrolle zu bringen. Dieser Fall liegt z.B. dann vor, wenn eine Besatzungsmacht das Verhalten der Bevölkerung eines besetzten Landes soweit unter Kontrolle halten will, daß der status quo nicht gefährdet wird.

Sicher gibt es auch weniger martialische Zwecke für die sich ein Verstehen der Phänomene und ein Erklären der beobachteten Regelmäßigkeiten erübrigt, und sicher gilt das auch für eine Untersuchung der Form sprachlicher Ausdrücke. Aber, welches auch immer diese Zwecke sein mögen, diese Betrachtungsweise ist fehl am Platz, wenn es darum geht, kompetenten Sprachteilhabern zu Einsichten in die Natur ihrer Sprache zu verhelfen. Und dies muß neben anderen Zielsetzungen zumindest auch als eine Zielsetzung der Grammatik möglich sein. Da dies die Zielsetzung der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION sein soll, will ich versuchen zu zeigen, weshalb ich es für inadäquat halte, als Aufgabe einer eigensprachlichen Grammatik zu bestimmen, Hypothesen über das Regelsystem aufzustellen, das der Form der Ausdrücke einer Sprache zugrundeliegen soll. Ob und inwieweit diese Aufgabenstellung für anders geartete Zielsetzung angemessen ist, lasse ich dabei außer Betracht. Dies zu klären ist das Problem derer, die solche Ziele verfolgen.

Die Fremdsprachperspektive, die ihren konsequenten Ausdruck in der These von der Autonomie der Syntax gefunden hat, führt zu einer Isolierung sprachlicher Ausdrücke von allem, was mit ihrem Gebrauch zum Zweck der Kommunikation zu tun hat. Das mag klare Verhältnisse für syntaktische Untersuchungen schaffen, legt einen zugleich aber auch schon darauf fest, daß die beobachteten

Regelmäßigkeiten in diesem Rahmen nicht weiter zu erklären sind, weil durch die Isolierung des sprachlichen Ausdrucks alles ausgeklammert wird, was für eine weitergehende Erklärung herangezogen werden könnte. Als Arbeitshypothese wäre eine derart einschneidende Festlegung vielleicht noch annehmbar²³, aber sie ist, solange die Fremdsprachperspektive beibehalten wird, mehr als dies. Sie ist eine irreversible Vorentscheidung und deshalb nur akzeptabel, wenn zuvor nachgewiesen worden ist, daß man die Ausdrucksverhältnisse in einer Sprache unabhängig davon sehen kann, was mit sprachlichen Ausdrücken in sprachlichen Handlungen geschieht, und zwar ohne damit auf Einsichten in Bedingungen und Modalitäten des Zustandekommens dieser Verhältnisse verzichten zu müssen und ohne damit die Sprachteilhaber pauschal zu kommunikativen Idioten zu degradieren, die an sich einsehbare, funktionale Handlungen wie Automaten ohne Sinn und Verstand durchführen. Genau das ist aber immer nur postuliert und nie wirklich gezeigt worden.

Die Möglichkeit, syntaktische Strukturen zu bestimmen, beweist nicht, daß autonom ist, was so bestimmt wurde, d.h. aufgrund spezieller Syntaxregeln ist, wie es ist. Damit syntaktische Strukturen als autonom gelten können, muß die Sprache, für die oder in der sie bestimmt werden, syntaktifiziert sein, d.h. in dieser Sprache muß alles, was sich mit ihr meinen und verstehen läßt, im verbalen Ausdruck auffindbar sein. Solche Sprachen - wenn man dabei von Sprachen reden will - gibt es als Artefakte, z.B. als Kalkülsprachen und Signalisierungssysteme. Die gewachsenen menschlichen Sprachen sind nicht von dieser Art, auch wenn das der erste, fast überwältigende Eindruck ist, den man bei einer Betrachtung sprachlicher Daten gewinnt. Man kann zwar eine Tendenz erkennen, pragmatische Kommunikationsmodi durch syntaktische zu ersetzen²⁴, aber diese Tendenz kann und wird sich nie ganz durchsetzen.²⁵ Das jedenfalls hoffe ich im folgenden noch zu zeigen.

Wären menschliche Sprachen voll syntaktifiziert, müßte die syntaktische und morphematische Form ihrer Ausdrücke zwangsläufig im Zentrum der Reflexion auf diese Sprachen stehen, weil alles

in dieser Form ausgetragen würde und Sprachkenntnis im wesentlichen Kenntnis der Konstitution dieser Formen aus elementaren Formen wäre. Für die Konstitution der Formen wären ausschließlich autonome syntaktische Regeln zuständig. Die sprachlichen Handlungen könnten außer Betracht bleiben, weil sie nur von einem von ihnen unabhängig konstituierten System Gebrauch machen würden, ganz wie wir beim Rechnen von einem Zahlensystem Gebrauch machen, das von unserem Rechnen nicht affiziert wird. Aber davon kann bei menschlichen Sprachen nur mit großen Einschränkungen die Rede sein: Wir machen, wenn wir jemand etwas sagen wollen, von sehr viel mehr Gebrauch als nur von verbalen Ausdrücken. Wer, um eine sprachliche Handlung zu verstehen, nur auf den Ausdruck - im engen Sinn - achten wollte, der würde bei schriftlichen Äußerungen vielleicht noch einigermaßen zurechtkommen. Bei mündlichen Äußerungen, womöglich unter Vertrauten, würde er weniger als nichts verstehen, nämlich nicht einmal den Beitrag des Ausdrucks, der seine Leistung nicht unabhängig sondern im Verbund mit den andern relevanten Faktoren wie Vorgeschichte, Verhältnis der Beteiligten zueinander usw. erbringt.²⁶

Die Fremdsprachperspektive führt mit ihrer Konzentration auf die sogenannte Ausdrucksseite der Sprache zu einem irreführenden Bild von der Tätigkeit des Sprechers. Sie sieht ihn damit befaßt, wohlgeformte Ausdrucksketten zu bilden, während er in keinem vernünftigen Sinn von Handeln wirklich so handelt. Dies einzusehen fällt einem unter dem Eindruck des schulischen Grammatikunterrichts nicht ganz leicht, denn dort hat man die Herstellung von korrekten Sätzen als ein Problem für sich kennengelernt. Aber dieser Unterricht hat nur die Perspektive reproduziert, die hier zur Diskussion steht.

Als Sprecher, der nicht damit befaßt ist, Übungsbeispiele für Unterrichtszwecke zu produzieren, sondern "eigentlich" spricht, tut man ganz andere Dinge als korrekte Sätze produzieren. Natürlich verwendet man dabei in wichtiger Funktion sprachliche Ausdrücke. Wer dieses Geschehen unter dem Gesichtspunkt betrachtet, was dabei mit den Ausdrücken geschieht, wird beobachten, daß sie im Zug sprachlicher Handlungen in Anordnungen gebracht werden,

die sich als syntaktische Strukturen beschreiben lassen. Was man so beobachtet, besagt aber nichts darüber, was ein Sprecher tut, über dessen Handeln sich solche Strukturen für den Beobachter ergeben. Eine Grammatik, die ihre Daten auf diese Weise erhebt, ist deshalb nicht geeignet, einem Sprachteilhaber signifikante Einsichten darüber zu vermitteln, was er an und in seiner Sprache hat.

Diese Einschätzung der Leistungsfähigkeit von Grammatiken ist zu radikal, um sie einfach so dahinzustellen. Der erste Eindruck ist, daß diese Einschätzung auf ein Mißverständnis zurückzuführen ist: Selbstverständlich sagt die Grammatik nichts über das bewußte Handeln von Sprechern oder Hörern. Aber, daß ein Sprecher sich keine Rechenschaft davon gibt, was er tut, wenn er Ausdrucksketten von bestimmter Struktur herstellt, heißt nicht, daß er das in gewissem Sinn nicht doch tun kann. Schließlich gibt er sich dabei von sehr vielem keine Rechenschaft, das man dennoch als etwas bezeichnen möchte, was er tut. Die Aufgabe der Grammatik ist gerade, dies nicht-bewußte Tun des Sprechers so herauszuarbeiten, daß es der Reflexion des Sprechers zugänglich wird.

Eine Grammatik mit dieser Aufgabenstellung wäre ohne Zweifel sinnvoll, wenn die Voraussetzungen dafür so wären, wie sie eben dargestellt wurden. Aber so sind sie nicht, und diese Kritik meiner Kritik der Grammatik verkennt die Brisanz des Problems.

Tatsächlich geht es hier gar nicht darum, ob vielleicht unbewußt etwas getan wird, was einem so leicht nicht bewußt werden kann. Meine Behauptung geht dahin, daß die Sprecher in k e i n e r wie auch immer gearteten Weise damit befaßt sind, Ausdrucksketten herzustellen. Im Klartext: Die Sprecher handeln nicht nach syntaktischen Regeln und haben auch als Kleinkinder kein System solcher Regeln erworben, das sie erst in die Lage versetzt hätte, kommunikativ zu handeln. Soweit sie - was nicht geleugnet werden soll - doch gewisse syntaktische Regeln internalisiert haben, sind das Regeln, die eine vorgängige und pragmatische Praxis kommunikativen Handelns in festere Bahnen lenken sollen, also - mit Searle gesprochen²⁷ - regulative Regeln.²⁸

Chomskys Problem, wie der Erwerb der Syntax zu erklären sei, entpuppt sich als Problem, das seine vermutlich fundamentale Bedeutung einer Perspektive der Sprachbetrachtung verdankt, die die Tätigkeit des Sprechers unberücksichtigt läßt.²⁹ Gegen diese unorthodoxen Behauptungen scheint zu sprechen, daß man durchaus sagen kann, ein Sprecher habe eine Ausdruckskette hergestellt, wenn diese als Folge seines Tuns auftritt. Hier zeigt sich eine Eigenheit des Gebrauchs, den wir im Deutschen von Handlungs-
verben machen: Wir sprechen manchmal auch dann von einem Tun, wenn wir jemand Folgen seines Tuns zurechnen wollen, die er weder beabsichtigt, noch in Kauf genommen hat.³⁰ In diesem Sinne sagen wir etwa, jemand hätte sich die Hacken abgelaufen, wenn er auf der Suche nach einer Arbeitsstelle soviel unterwegs war, daß das seine Schuhe ruiniert hat. Aber, sowenig es sinnvoll wäre, ihm zu unterstellen, er sei darauf ausgewiesen, sich die Hacken abzulaufen, oder dies sei der Witz seines Handelns gewesen, so wenig ist es sinnvoll, einem Sprecher zu unterstellen, er hätte in einem wesentlichen Sinn darauf hingearbeitet, Ausdrucksketten herzustellen. Sprecher sind, wenn sie sprachlich handeln, mit ganz anderen Dingen befaßt: Sie wollen überzeugen, auffordern, Angebote machen u.v.a. Und sie tun, was nötig ist, um diese Dinge zu tun: Sie sichern sich die Aufmerksamkeit ihrer Partner, stellen klar, wovon sie sprechen, was sie darüber zu sagen haben, wie sie zu all dem stehen. Sie tragen dabei den Umständen Rechnung, unter denen sie handeln, sowie den verschiedensten kurz- und langfristigen Interessen, die sie verfolgen.

Sprecher - gerade das macht sie dazu - tun all dies unter Verwendung sprachlicher Ausdrücke. Sie bringen solche Ausdrücke Zug um Zug in Erledigung ihrer Aufgaben ein, gerade so, wie jemand Zug um Zug seine Werkzeuge zum Einsatz bringt, wenn er etwas zusammenbaut. Ohne Frage ist es eine Untersuchung wert, was die Sprecher tun, wenn sie die Ausdrücke ihrer Sprache verwenden. Aber diese Untersuchung muß eine ganz andere Perspektive haben als die bekannten Grammatiken. Sie darf nicht auf "Ausdruckschicksale" sehen, sondern muß, wie die Sprecher selbst, zuerst auf die Aufgaben sehen, die zur Erledigung durch sprachliche Handlungen anstehen. Nur so kann sie zu einer eigensprachlichen

Grammatik führen, die mehr ist als ein Raritätenkabinett.³¹ Für die Grammatik bedeutet das: Sie kann die Funktionen sprachlicher Ausdrucksmittel nur erfassen, wenn sie diese Mittel im Zusammenhang mit den Handlungen sieht, in denen sie eingesetzt werden. Sie muß, da sich der Sinn dieser Handlungen seinerseits nur im Zusammenhang der Lebensform zeigt, in der diese Handlungen ihren Platz haben, strenggenommen sogar über das sprachliche Handeln hinausgehen und die gesamte Lebensform in Rechnung stellen.³²

Man sieht: An dem vergleichsweise bescheiden scheinenden Problem, die Funktionen sprachlicher Ausdrücke zu erfassen, hängt gleich das volle Leben. Erstaunen kann das nur, wenn man sich über die Natur sprachlichen Handelns nicht im klaren war. Sprachliches Handeln ist nicht irgendein Teilbereich unseres Handelns, den man gesondert betrachten kann, ohne ihm Gewalt anzutun. Sprachliches Handeln bestimmt mehr als irgend etwas anderes unsere gesamte Welt, weshalb man sehr schnell Probleme mit dem großen Ganzen bekommt, wenn man sich anschickt, dieses Handeln zu beschreiben. Das macht den großen Reiz einer Betrachtung von Sprache aus und treibt einen zugleich in Verzweiflung über die Inflation von Problemen, die man sich damit einhandelt. Man versteht, welche Versuchung darin liegt, die Probleme einigermaßen unter Kontrolle zu halten, indem man eine Betrachtungsweise sucht, unter der sprachliche Phänomene isoliert erscheinen. Man muß dieser Versuchung widerstehen, wenn man die Betrachtung für Sprachteilhaber interessant erhalten will, die verstehen wollen, was sie an ihrer Sprache haben, aber man kann der Versuchung nur widerstehen, wenn man eine Möglichkeit sieht, der Komplexität einigermaßen Herr zu werden.

1.2. Die Idee einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION

Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION könnte ein Weg sein, das bescheiden scheinende Ausgangsproblem in einem angemessen großen Rahmen zu bearbeiten, ohne sich in diesem Rahmen zu verlieren. Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION basiert auf einer Idee, die, wenn sie korrekt ist, erlaubt, die Komplexität des Problems erst einmal soweit zu reduzieren, daß ein planvoller Einstieg möglich

wenn sie korrekt ist, erlaubt, die Komplexität des Problems erst einmal soweit zu reduzieren, daß ein planvoller Einstieg möglich scheint. Die Idee - sie geht auf Überlegungen des Spieltheoretikers Thomas Schelling zurück³³ - ist diese: Sprache und Welt, wie wir sie heute vorfinden, sind zu vergleichen mit einem sehr alten Spiel, das in der langen Zeit, in der es gespielt wurde, fast bis in die letzten Feinheiten ausgelotet worden ist und das, obwohl anfänglich ganz einfach, inzwischen den Spielern höchstes Raffinement abverlangt, weil sich Generationen und Generationen von Spielern immer neue Tricks, Täuschungsmanöver, Betrugereien, sogar Bestechung, Erpressung und Gewaltandrohung ausgedacht haben. So ein simples Spiel kann, vorausgesetzt die Spieler kommen nicht von ihm los, tatsächlich derart komplex werden, daß man als Spieler alles braucht, was man auch sonst im Leben brauchen kann. Sprache und Welt sind alt genug, um sich wie ein solches Spiel aus einfacheren Anfängen zu dem ausgewachsen zu haben, was wir heute vorfinden. Soweit könnte der Vergleich also gerechtfertigt sein.

Der Witz des Vergleichs steht noch aus. Dieser Witz besteht darin: Man könnte versuchen, das über alle Maßen komplex gewordene Spiel in seiner vollen Komplexität zu beschreiben. Das wäre aber nicht nur sehr schwierig, sondern müßte dazu führen, daß man den Sinn der Handlungen weitgehend verfehlt, die sich ganze Spielergenerationen in ihrem Bemühen um optimale Zweckrationalität erarbeitet haben. Um diesen Sinn nicht zu verfehlen, versteht man das Spiel entgegen der Evidenz noch als dasselbe einfache Spiel, das es einmal war, und rekonstruiert Schritt für Schritt die Entwicklung der komplexen Form. In diesem Sinn könnte man auch mit Sprache und Welt verfahren: Aus ersten Anfängen einer ganz oder weitgehend sprachlosen Welt rekonstruiert man nach und nach die Sprache und Welt, die wir kennen.

Die Probleme eines solchen Vorgehens sind nicht zu übersehen und ich werde mir im folgenden keines davon ersparen. Für den Augenblick will ich aber nur kurz skizzieren, wie eine GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION an eine solche Rekonstruktion herangehen kann und was sie dabei leisten kann. Eine GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION betrachtet, was uns als Sprache entgegentritt, als eine besondere

Form strategischen Handelns. Das heißt: Für die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION konstituiert sich eine Sprache nicht als ein System in bestimmter Weise form- und kombinierbarer verbaler Ausdrücke, sondern als ein Komplex strategisch angelegter Handlungsmuster, die uns als Sprachteilhabern für die Lösung von Koordinationsproblemen³⁴ und begrenzten Konflikten zur Verfügung stehen.³⁵ Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION betrachtet diesen Komplex von Handlungsmustern als eine historische Errungenschaft von Sprachgemeinschaften, deren Mitglieder in dem Bemühen, die Zwecke ihres sprachlichen Handelns so gut wie möglich zu erfüllen, immer neue, immer raffiniertere Handlungsmöglichkeiten erarbeitet haben. Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION sieht ihre Aufgabe nicht darin, so etwas Eigenartiges wie die Menge aller wohlgeformten Sätze einer Sprache zu bestimmen³⁶, sondern darin, den strategischen Sinn herauszuarbeiten, der in diesen Handlungsmustern überliefert ist³⁷, und den sinnhaften Aufbau zu erfassen, der sich in der Entwicklung der sprachlichen Handlungsmuster zeigt.

Die Theorie der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION beginnt mit einer einfachen Feststellung, die trivial sein sollte, dies aber allem Anschein nach nicht ist.³⁸ Sprachliches Handeln ist kein Zweck in sich. Die Zwecke sprachlichen Handelns - nicht unbedingt jeder einzelnen sprachlichen Handlung, aber dieses Handelns insgesamt - liegen außerhalb von Sprache und Kommunikation. Soweit deshalb sprachliche Handlungen - und damit indirekt sprachliche Ausdrücke - irgendeinen Sinn haben, leitet er sich letztlich von Zwecken her, die zwar im gemeinschaftlichen Leben, aber nicht in der Kommunikation begründet sind. Das bedeutet, daß sprachliches Handeln externen Ansprüchen zu genügen hat, daß es von Anfang an nicht einfach nur inneren Gesetzmäßigkeiten wie etwa Konsistenz Rechnung zu tragen hatte, sondern sich als strategisch sinnvoll erweisen mußte hinsichtlich der Erreichung von Zwecken, für deren Realisierung es keineswegs ein Monopol besaß oder besitzt.³⁹

Das vorrangige Problem der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION ist, die Ansprüche bzw. die Zwecke zu bestimmen, denen sprachliches Handeln zu genügen hat. Im Sinne der oben angesprochenen Rekonstruktion sind dabei zunächst einmal die elementaren externen Zwecke sprachlichen Handelns zu bestimmen, dann solche Zwecke, die sich mittelbar über den Versuchen ergeben haben, die elementaren Zwecke zu erfüllen. Beide Typen von Zwecken sind natürlich insgesamt und im Detail gesehen nicht unproblematisch. Um nicht hier schon auf die ganze Problematik eingehen zu müssen, gebe ich nur Beispiele für jeden dieser Zwecktypen an, die eine ungefähre Vorstellung davon vermitteln sollen, was damit gemeint ist. Ein elementarer Zweck sprachlichen Handelns ist etwa die Bewirkung einer anderen Handlung, die ihrerseits nicht auch sprachlicher Natur sein muß. Ein mittelbarer Zweck par excellence ist etwa Herstellung einer Überzeugung, die ihren Träger für eine bestimmte Behauptung oder Forderung zugänglicher macht. Ein mittelbarer Zweck in einem etwas anderen Sinn ist etwa die Klarstellung der Befindlichkeit eines Gegenstands, von dem die Rede sein soll. Beiden Arten mittelbarer Zwecke ist gemeinsam, daß sie sich von übergeordneten Zwecken herleiten.

Die Klärung der Zwecke schafft die Voraussetzung für die Entwicklung der leitenden Idee der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION: Sprachliche Handlungen sind weder arbiträr, noch notwendig. Sie sind funktional. Sie sind daraufhin angelegt, die Zwecke zu erfüllen, die wir mit ihnen erfüllen, gerade so, wie ein Hammer darauf angelegt ist, seine Zwecke zu erfüllen. Der funktionale Charakter sprachlicher Handlungen wird unter den Bedingungen einer hochentwickelten Kommunikation etwas verdeckt durch den arbiträren Charakter stark syntaktifizierter Ausdrucksmittel. Man kann leicht den Eindruck gewinnen, hier würde etwas gespielt, was keinen inneren Zusammenhang mit den Funktionen hat, die es zu erfüllen gilt. Die Syntaktifizierung hat tatsächlich dem sprachlichen Ausdruck viel von seinem ursprünglich funktionalen Charakter genommen, ohne ihn allerdings völlig aufgehoben zu haben. Sie hat aber nichts am funktionalen Charakter des sprachlichen Handelns geändert.⁴⁰

Die Syntaktifizierung der Sprache, für viele der beherrschende Eindruck, den sie von Sprache haben, ist entschieden eine Spätererscheinung im Bereich sprachlichen Handelns. Der ursprünglich funktionale Charakter auch des sprachlichen Ausdrucks war eine Bedingung der Möglichkeit sprachlichen Handelns zu einer Zeit, in der dieses Handeln sich seine Funktionen erst erarbeiten mußte und nicht auf etablierte Formen der Kommunikation zurückgreifen konnte. Einmal etabliert, konnten sich feste Formen ausbilden, die ihren Sinn nicht mehr zeigen mußten, weil er gewissermaßen schon vorgesehen war. Der funktionale Charakter sprachlichen Handelns und sprachlichen Ausdrucks zeigt sich aber auch heute noch sehr deutlich überall da, wo - aus welchen Gründen auch immer - die festeren syntaktifizierten Formen nicht ausreichen oder nicht befriedigen.⁴¹ Dort zeigt sich nämlich, daß wir, wo uns die festen - die sogenannten korrekten - Formen ausgehen, noch lang nicht am Ende sind. Wir können dann auf einen Modus der Kommunikation zurückgreifen, der an die Stelle syntaktifizierter Ausdrucksmittel ein sehr viel pragmatischeres Arrangement von Mitteln setzt, die, um verstanden werden zu können, möglichst funktional gehalten sein müssen.

Sprachliches Handeln ist von Anfang an strategisches Handeln, das den Sinn hat, Probleme zu bewältigen, die sich in der Interaktion ergeben. Das Schicksal des sprachlichen Handelns ist deshalb auch das Schicksal jedes strategischen Handelns: Es kann sich nie auf seinen Lorbeeren ausruhen, weil sein Erfolg aus vielerlei Gründen nicht beliebig wiederholbar ist.⁴² So wird etwa eine naive Praxis des Informierens problematisch, sobald einige Schlauköpfe darauf gekommen sind, daß man diese Praxis dazu nutzen kann, andere hinters Licht zu führen, und diese anderen ihrerseits bemerkt haben, daß man ihnen so mitgespielt hat.⁴³ Die dadurch entstandene Lage erfordert neue kreative Leistungen, mit denen die Glaubwürdigkeit von Informationen gestützt und überprüft werden kann. Solche Leistungen sind erbracht worden, und sie haben dazu geführt, daß wir heute über Mittel und Wege verfügen, Beweise zu führen, Begründungen zu geben u.v.a. Natürlich war die Entwicklung damit nicht zu Ende. Auch Beweise lassen sich fälschen und gefälschte Beweise lassen

sich oft genug durchschauen, um die gesamte Praxis des Beweisens problematisch werden zu lassen. Und da eine Welt, die dieses Stadium erreicht hat, längst ohne Kommunikation nicht mehr denkbar ist, bleibt gar nichts anderes übrig, als die sprachlichen Möglichkeiten weiter zu verfeinern.

Die Praxis des Informierens ist nur einer von vielen Bereichen, in denen sprachliche Handlungsmuster kein statisches Inventar bilden, sondern ständig im Wandel begriffen sind. Sprachliches Handeln steht als strategisches Handeln unter Prinzipien oder Maximen, die Dynamik erzeugen. Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION hat diese Prinzipien herauszuarbeiten und ihre Bedeutung für den Aufbau und Wandel von Sprache und Kommunikation zu zeigen. Um Sprache als dynamischen Prozeß⁴⁴ begreifen zu können, versteht die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION sich nicht als eine synchronische Bestandsaufnahme sprachlicher Handlungsmuster und Ausdrucksmöglichkeiten, sondern sieht Sprache diachronisch, weil sich nur so - und nicht in synchronischen Momentaufnahmen⁴⁵ - die Bewegung zeigen läßt, die menschlichen Sprachen jederzeit inhärent ist. Der Prozeßcharakter von Sprache soll dabei durch eine Rekonstruktion der Entfaltung kommunikativer Strategien erfaßt werden. Diese Rekonstruktion zeichnet sich dadurch aus, daß in ihr sprachliches Handeln nicht länger einseitig als Realisierung von Handlungsmustern eines Sprachsystems - einer langue - betrachtet wird, sondern zugleich auch als sprachschaffend: Mit jedem Sprechakt wird immer auch an den Mustern gearbeitet, nach denen gehandelt wird, so daß sie nach einem Akt nicht mehr sein müssen, was sie vor ihm waren. Um die Sprache de Saussures zu sprechen: Die langue wird durch die parole, die sie vorderhand ermöglicht, immer neu erzeugt.⁴⁶

1.3. Sprache und Kommunikation als Spiel

Gegenstand der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION ist die Sprache, hier insbesondere die deutsche Sprache. Für eine Grammatik ist das weder originell, noch besagt es eben viel. Es besagt vor allem nicht, was genau man untersuchen möchte. Alles hängt davon ab, was man unter Sprache versteht, und das versteht sich auch nach

über 2000 Jahren theoretischer Beschäftigung mit Sprache noch keineswegs von selbst. Das dürfte daran liegen, daß Sprache und Sprachen keine Phänomene sind, die man so ohne weiteres in unserer Welt vorfindet. Sprache und Sprachen - was immer man darunter versteht - verdanken sich schon als vortheoretische Begriffe der Reflexion auf Phänomene, die aufgefallen sind, bevor sie als sprachliche Phänomene begriffen wurden. Der vortheoretische Begriff von Sprache bringt diese Phänomene allerdings nur ganz pragmatisch auf einen Begriff, weil er nur für unmittelbar praktische Zwecke bestimmt ist.⁴⁷ Dieser vortheoretische Begriff weist - soweit er nicht schon ein abgesunkener theoretischer Begriff ist - nur eine ungefähre Richtung und verdankt sich einer ebenso pragmatischen, wie äußerlichen Identifikation der angesprochenen Phänomene.⁴⁸ Eine grundsätzliche Reflexion auf die Natur dieser Phänomene braucht einen präziseren Begriff von Sprache. Die Präzisierung des Sprachbegriffs ist aber immer schon eine theoretische Maßnahme, mit der nicht etwa sprachanalytisch ein eigentlicher Sinn des vortheoretischen Begriffs herausgearbeitet wird, sondern ein theoretischer Sprachbegriff etabliert wird, der aus dem Bereich der pauschal angesprochenen Phänomene das aufgreift, was weiter untersucht werden soll.

Der theoretische Sprachbegriff, den eine Theorie für ihre Zwecke entwickelt, muß - neben rein logischen Ansprüchen - nur der Anforderung genügen, so angelegt zu sein, daß auch wirklich untersucht werden kann, was man sich zu untersuchen vorgenommen hat. Um dieser Anforderung zu genügen, muß man sich vor der Konzeption eines Sprachbegriffs genau Rechenschaft davon geben, was einem in und an dem Komplex von Phänomenen erklärungsbedürftig scheint, die man in weitestem Sinne als sprachliche Phänomene ausgemacht hat. In keinem Fall darf man einen überlieferten Sprachbegriff unbesehen übernehmen, weil dieser überlieferte Begriff zu den größten Schwierigkeiten führen kann, wenn man ihn einer Untersuchung zugrundelegt, für die er nie gedacht war. Die Folgen sind dann fast schon artistische Verrenkungen, mit denen die grundlegende Fehleinschätzung kompensiert werden muß.⁴⁹

Die traditionelle Grammatik hatte einen ebenso traditionellen Sprachbegriff, der für ihre Zwecke sicher nicht untauglich war. Wir wollen heute aber im Zusammenhang mit Sprache ganz andere Fragen stellen, als sie die traditionelle Grammatik gestellt hat. Wir wollen uns z.B. ein Bild von den kommunikativen Fähigkeiten von Menschen machen oder klären, wie es möglich ist, daß man durch die Äußerung bestimmter Lautketten unter bestimmten Bedingungen die Einstellungen und Überzeugungen anderer Menschen verändern kann, kurz: Uns interessiert mehr und anderes als im Rahmen des überlieferten Sprachverständnisses abzuhandeln ist. Vielleicht wäre es deshalb das beste, der Empfehlung Yngves zu folgen, und überhaupt nicht mehr von Sprache und Sprachen zu sprechen.⁵⁰ Aber, obwohl ich die Vorteile sehe und schätze, die ein solch radikaler Bruch mit der Tradition hätte, bin ich - noch - nicht bereit, so weit zu gehen. Abgesehen davon, daß man sich als Sprachwissenschaftler durch einen solchen Schritt mehr Probleme schaffen müßte, als man sich umgekehrt erspart⁵¹, scheint mir ein Verzicht auf den Sprachbegriff ein Vakuum zu schaffen, das durch einen oder mehrere neue Begriffe kaum besser auszufüllen wäre als dadurch, daß man den Sprachbegriff in angemessener Weise faßt, ihn gewissermaßen nach und nach "umwidmet".⁵²

Die Umwidmung des überlieferten Begriffs bietet sich als eine effektive Lösung nicht zuletzt deshalb an, weil der überlieferte Begriff nicht so homogen und hermetisch ist, wie das scheinen mag, wenn man nur auf bestimmte Arbeiten zur Grammatik schaut. Sowohl in der wissenschaftlich-philosophischen Diskussion als auch in der außerwissenschaftlichen Rede wird S p r a c h e seit langem auch in einem weiteren Sinn gebraucht, der den Aspekt des Handelns und Eingreifens in Handlungszusammenhänge einbezieht.⁵³ Man befindet sich also in Gesellschaft, wenn man Sprache weiter fassen will, als das im Hauptstrom der sprachwissenschaftlichen Tradition üblich ist.

Durch die Beibehaltung des Redens von Sprache wird zudem der ursprüngliche Zusammenhang betont, den die verschiedensten Sprachtheorien haben: Es geht ihnen grundsätzlich gar nicht um

Verschiedenes. Ihre verschiedenen Sprachbegriffe sind Ausdruck des Bemühens, die Aporie angesichts eines überaus komplexen Gegenstandsbereichs zu überwinden. Erst die verschiedenen theoretischen Überlegungen haben die Sprachauffassung so weit auseinandergebracht, daß nur noch eine Besinnung auf allererste Fragen die Gemeinsamkeit sichtbar machen kann. Die Problematik, die sich in der Existenz verschiedener Sprachauffassungen zeigt, wird nicht dadurch aufgehoben, daß man das Reden von Sprache ändern überläßt.

Wichtiger als die Frage, ob auch wirklich Sprache ist, was die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION untersuchen will, scheint mir die Frage, ob sie Wichtiges und Richtiges untersucht. Worum geht es hier? Es geht darum, den Sinn und die möglichen - oder auch notwendigen - Formen bestimmter menschlicher Handlungen zu erfassen, die man in einem Vorgriff auf eine Charakterisierung ihrer wesentlichsten Funktion als kommunikative Handlungen bezeichnen kann. Es geht weiter darum zu zeigen, ob und wie diese Handlungen untereinander und mit Handlungen anderer Art zusammenhängen. Die größte Schwierigkeit ist dabei nicht, Daten über verschiedenste interessante Beziehungen zwischen solchen Handlungen zu erheben, sondern eine Linie in die Beschreibung der Zusammenhänge zu bringen. Man braucht dazu eine Ahnung, eine Gestalt, ein Bild vom großen Ganzen dieses Handelns. Ein solches Bild - von durchaus provisorischem Charakter - zeigt die Gesamtheit des kommunikativen Handelns als Spiel.⁵⁴ Sprache kommt dabei ins Bild als die besondere Form, die das kommunikative Handeln in verschiedenen menschlichen Handlungsgemeinschaften gefunden hat.

Mit dem Bild von der Sprache als Spiel scheint die Aufgabe der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION klar genug: Sie muß eine Sprache wie ein Spiel beschreiben, d.h. sie muß die Regeln des Spiels "Sprache" erfassen. Aber so hilfreich es sein kann, das Phänomen Sprache, bzw. die Phänomene, die wir mit Sprache meinen, über die Idee des Spiels zu begreifen, so problematisch ist das zugleich. Dieses Bild ist so attraktiv, daß es dazu verführt, zu schnell zu viele Analogien zu sehen. Schon der zweite Blick zeigt aber eine ganze Reihe ernsthafter Schwierigkeiten, die

sich einstellen, wenn man die Charakterisierung von Sprache als Spiel allzu wörtlich nimmt.

Das Bild von der Sprache als Spiel hat eine nützliche Funktion, wenn es darum geht, die Art und Weise zu betonen, wie sprachliche Handlungen in Handlungskomplexe eingreifen können, oder darum, einer Bildtheorie der Bedeutung ein mehr pragmatisches Konzept von Bedeutung entgegenzustellen.⁵⁵ Das Bild kann dazu genutzt werden zu zeigen, daß manches in Sprachen sich wie in bestimmten Spielen verhält.⁵⁶ Aber wie jedes Bild hat auch dieses seine Schwierigkeiten. Der Begriff des Spiels ist vorderhand nicht so angelegt, daß auch Sprache oder Sprachen darunter fallen.

Das ist an sich noch nicht beunruhigend. Schließlich beruht das Begreifen gerade darauf, daß, was begriffen werden soll, nicht schon so begriffen ist. Im alltäglichen Sprachgebrauch ist es ganz üblich, durch die Verwendung sprachlicher Bilder bestimmte - aber doch nicht e x p l i z i t bestimmte - Eigenschaften einer Sache ins Licht zu rücken.⁵⁷ So etwas geht oft gut, kann manchmal aber auch mehr Schaden anrichten als Nutzen bringen. Genau das ist - nach allem, was ich in dieser Sache in Erfahrung bringen konnte - im Fall von Sprache als Spiel zu befürchten. Hier trifft ein bestimmtes - zugegebenermaßen einseitiges, aber vorbereitetes⁵⁸ - Verständnis von Spielen zusammen mit einer ebenso verbreiteten kommunikationstheoretischen Konzeption, die sprachliches Handeln als ein regelgeleitetes Kodieren und Dekodieren von Mitteilungen versteht.⁵⁹ Als Folge dieses Zusammenstreffens kann sich ein Sprachbegriff entwickeln, der zwar den Handlungscharakter von Sprache berücksichtigt, zugleich aber den dynamischen, funktionalen Charakter des sprachlichen Handelns womöglich noch gründlicher verfehlt als die strukturalistische Betrachtungsweise.

Das Bild von der Sprache als Spiel ist trotz dieser Schwierigkeit zu anregend, als daß man es so ohne weiteres aufgeben sollte. Um aber größeren Schaden durch dieses Bild zu vermeiden, scheinen mir eine Reihe von Qualifikationen erforderlich:

(1) Man darf sich Sprachen nicht als Spiele wie z.B. das Schachspiel vorstellen, die ein für allemal nach bestimmten Regeln zu spielen sind, solange sie nicht von außen geändert werden. Sprachen - jedenfalls gewachsene, sogenannte natürliche Sprachen - sind nicht wirklich von außen zu ändern, auch wenn das auf den ersten Blick möglich scheint. Es ist zwar möglich, eine solche Sprache unter Rekurs auf eine andere derartige Sprache zu ändern, sofern die Sprachteilhaber der ersten Sprache auch der Anweisungssprache mächtig sind, aber das führt letztlich nicht nach außen: Man bleibt auf eine natürliche Sprache angewiesen, die ebensogut mit der zu verändernden Sprache identisch sein könnte.

Alles muß in diesen Sprachen ausgetragen werden.⁶⁰ Die Mittel und Möglichkeiten zu einer Veränderung von Sprachspielen - und das macht diese Spiele zu Spielen ganz besonderer Art - sind in der Sprache selbst gegeben. Wir verfügen in diesen Spielen über Handlungen, die geeignet sind, die Spiele selbst umzugestalten, neue Mittel für neue Aufgaben herzustellen und alte Mittel für veränderte Aufgaben zu überarbeiten. Prozesse der Änderung, Anpassung oder Weiterentwicklung, wie sie bei Spielen aller Art vorkommen, sind im Fall der Sprache gewissermaßen in das Spiel hineingenommen.

(2) Man kann "die Sprache unter dem Gesichtspunkt des Spiels nach festen Regeln" betrachten⁶¹, sie gewissermaßen an einem solchen Spiel messen, aber man muß sich dabei davor hüten, sie mit solchen Spielen zu identifizieren. Eine solche Betrachtung kann dann gerade den offenen Charakter von Sprachen herausarbeiten, durch den sich diese von Spielen mit festen Regeln unterscheiden.

(3) Der offene Charakter von Sprachen darf nicht als eine Schwäche von Sprachen gedeutet werden, derart, daß sie darin Spielen mit festen Regeln unterlegen wären. Eine solche Deutung würde den Weg zu einem Verständnis der Natur und der Bedeutung von Sprachen verstellen.⁶² Tatsächlich ist die Offenheit kein Defekt von Sprachen, sondern eine notwendige Voraussetzung ihrer Leistungsfähigkeit: Für ein System, dessen Funktionstüchtigkeit

davon abhängt, daß seine Regeln lückenlos erfassen, was im Rahmen dieses Systems auftreten kann, wäre Offenheit fatal, aber Sprachen "funktionieren" zumindest partiell auf einer anderen Basis. Da sie nicht nur wie Signalisierungssysteme unter geklärten Verhältnissen einzusetzen sind, sondern die Klärungen, die dort vorausgesetzt werden, oft genug erst herbeiführen müssen, dürfen sie nicht nach festen Regeln funktionieren.⁶³ Es muß Raum bleiben für einen kreativen Umgang mit sprachlichen Mitteln, derselbe Raum, der gebraucht wurde, als Sprache überhaupt erst einmal zu entwickeln war.

(4) Sprachen sind - ihre Offenheit macht das möglich - dynamische Spiele: Was sie sind, bleiben sie nicht. Die Bedingungen, unter denen die Spieler solcher Spiele - die Sprachteilhaber - handeln können und manchmal auch müssen, sind nicht konstant, sondern werden durch die Spielhandlungen immer neu verändert.⁶⁴ Man kann es geradezu als eine Funktion sprachlicher Handlungen bezeichnen, daß sie die Bedingungen, unter denen wir - auch sprachlich - handeln, verändern.⁶⁵ Die Identität einer Sprache kann deshalb nicht über ein System von - wie auch immer gearteten - Regeln bestimmt werden. Die Identität einer Sprache ist eine Identität durch eine ununterbrochene Tradition sprachlichen Handelns, in der Muster sprachlicher Handlungen und Ausdrücke mit jedem Akt einerseits weitergegeben und andererseits modifiziert wurden, ganz so, wie Werkzeuge weitergegeben werden und die Techniken, sie zu gebrauchen.⁶⁶

(5) Die Dynamik von Sprachen erklärt sich daraus, daß sie keine an sich willkürlichen Spiele sind, die allein durch Konvention dafür bestimmt wurden, im größeren Zusammenhang des gesellschaftlichen Lebens bestimmte Funktionen zu übernehmen.⁶⁷ Mit sprachlichen Handlungen suchen wir bestimmte Aufgaben zu erfüllen, die sich uns im Zusammenleben mit anderen ergeben. Dabei steht die Erfüllung dieser Aufgaben entschieden im Vordergrund vor den Mitteln, die wir für ihre Erfüllung einsetzen.⁶⁸ Die Erfüllung bestimmter Aufgaben bringt es mit sich, daß sich Ausdrucksmittel und Handlungsmuster verschleiben können, genauso, wie sie es mit sich bringt, daß wir auf überlieferte Ausdrucksmittel zurückgreifen können und oft sogar müssen.⁶⁹

Die Funktionsbestimmtheit von Sprachen wirkt verändernd und konservierend zugleich.⁷⁰ Sie erklärt einerseits die Konstanz im Gebrauch sprachlicher Ausdrucksmittel, eine Erscheinung, die zu der Auffassung geführt hat, Sprachen seien regelgeleitet. Sie erklärt andererseits den Wandel, weil die "Arbeit des Geistes", als die man mit v. Humboldt die Sprachen bezeichnen könnte⁷¹, bei der Suche nach optimaler Erfüllung ihrer Funktion nie zur Ruhe kommt. Und da die Funktionen sprachlichen Handelns anders als die Funktionen regelgeleiteter Spiele nicht konventioneller, sondern sachlicher Natur sind⁷², sind wir bei der Erfüllung dieser Funktionen nicht an konventionelle Mittel allein gebunden. Wenn andere Mittel ad hoc dasselbe oder sogar Besseres bei der Erfüllung einer Aufgabe leisten können, können wir sie den konventionellen Mitteln vorziehen.⁷³ Etwa bestehende Normierungen, die uns auch dabei auf bestimmte Formen festlegen sollen, sind dem Spiel "Sprache" durchaus äußerlich und leiten sich zu einem guten Teil aus einer falschen Einschätzung der Lage ab: Man meint, Verständigung dadurch gewährleisten zu müssen, und sieht nicht, daß die Sprachgemeinschaft aus eigenem Interesse dafür längst selbst sorgt.⁷⁴

(6) Es gibt sicher Komplexe sprachlichen Handelns, die man mit einigem Recht als Spiele betrachten kann. Beispiele solcher Sprachspiele sind Gespräche, Diskussionen, Argumentationen, Verhöre u.dgl.⁷⁵ In diesen Spielen sind die sprachlichen Handlungen gewissermaßen unter sich. Nicht ganz so klar ist die Anwendung des Spielbegriffs auf die Sprache oder eine Sprache insgesamt. Eine Sprache insgesamt ist strenggenommen kein Spiel, nicht einmal eine Menge von Spielen, sondern einfach die Gesamtheit von Handlungsmöglichkeiten einer bestimmten Art.⁷⁶ Und diese Handlungsmöglichkeiten sind - in derselben Weise strenggenommen - Möglichkeiten nicht eigentlich einer Sprache, sondern einer Vielzahl von Spielen, die selbst keine Sprachspiele sind, nur eben Spiele mit Kommunikation, im Gegensatz zu Spielen ohne Kommunikation.⁷⁷

Was dennoch sinnvoll erscheinen läßt, diese sprachlichen Handlungsmöglichkeiten nicht nur im Rahmen jeweils bestimmter Spiele zu betrachten, sondern sie als eine Sprache zusammenzu-

fassen, ist weniger der Umstand, daß sie sich auf bestimmte Weise realisieren lassen⁷⁸, als die Erkenntnis, daß sie für alle diese Spiele im wesentlichen dieselben sind, daß es eine Fähigkeit ist, die uns zu diesen Handlungen in den verschiedenen Spielen befähigt. Diese Handlungsmöglichkeiten sind eine Komponente nicht nur der je bestimmten Spiele, sondern unmittelbar auch eine Komponente der gesamten Welt, in der diese Spiele die Funktion von Unterspielen eines Superspiels erfüllen.⁷⁹ Als Komponente von Spielen ist eine Sprache aber selbst kein eigenständiges Spiel. Es ist also mit einem dicken Korn Salz zu verstehen, wenn eine Sprache insgesamt als Spiel bezeichnet wird.⁸⁰

(7) Sprache kommt "ins Spiel" als eine Erweiterung der strategischen Handlungsmöglichkeiten. In Umkehrung des berühmten Diktums von v. Clausewitz könnte man sagen: Sie ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Überall da, wo die Konflikte nicht total sind, d.h. wo ein Minimum an gemeinsamen Interessen zwischen den Beteiligten auszumachen ist, bleibt Raum für Kooperation, die aber nur zu realisieren ist, wenn es den Beteiligten gelingt, ihre Aktionen entsprechend zu koordinieren.⁸¹

Koordination von Handlungen zum Zweck einer - totalen oder begrenzten - Kooperation läßt sich auf verschiedene Weisen erreichen.⁸² Für Wesen, die grundsätzlich dazu fähig sind, ist es fast nur noch eine Frage der Zeit⁸³, bis sie in Anbetracht von Koordinationsproblemen die Möglichkeit erkennen, einen kommunikativen Kontakt herzustellen und im Zug einer Optimierung ihrer strategischen Mittel und Methoden Kommunikation zu immer größerem Raffinement zu entwickeln. Ist die Kommunikation erst einmal zu einer so reichen Form entwickelt, wie wir sie in den bekannten menschlichen Sprachen vorfinden, eröffnet sie im Prinzip alle Chancen der Kooperation. Die Kommunikation bleibt aber jederzeit den Umständen verpflichtet, unter denen sie "ins Spiel" gekommen ist.

Kommunikatives Handeln ist strategisches Handeln und als solches in erster Linie dem Erfolg in den Spielen verpflichtet, in denen es eingesetzt wird. Der Erfolg des einen ist aber oft genug

nicht auch oder nicht in demselben Maß ein Erfolg des anderen. Kommunikatives Handeln ist deshalb schon per se auch ein kooperatives Handeln. Wo der Erfolg für alle Beteiligten durch Kooperation größtmöglich werden kann, wird die Kommunikation offen, ehrlich und in gemeinsamem Interesse sein. Wo aber größerer Erfolg erreicht werden kann, wenn man andere dazu bringt, ihren Beitrag zu einer Kooperation zu leisten, ohne gleich einen entsprechenden eigenen Beitrag leisten zu müssen, da kann Kommunikation auch einfach dazu dienen, die Erfolgsaussichten eines Spielers über das hinaus zu verbessern, was ohne Kommunikation für ihn erreichbar wäre.⁸⁴

Kommunikatives Handeln geht den Gang jedes strategischen Handelns. Die Möglichkeit der Manipulation, die sich aus der Möglichkeit der sprachlichen Verständigung ergeben hat, wird alsbald durchschaut, dann aber nicht aufgehoben, sondern gekontert durch Gegenstrategien, die ihrerseits Anlaß zur Entwicklung neuer kommunikativer Strategien geben, usw. Die Kommunikation, über die wir heute verfügen, zeigt in ihrem Aufbau deutlich die Spuren einer solchen Entwicklung. Die Kommunikation - und mit ihr die Sprachen, in denen sie entwickelt wurde - ist dynamisch aus derselben Not, die schon ihre Anfänge bestimmt hatte: aus der Not, ständig bessere Strategien zu entwickeln, um sich entscheidende Vorteile im Lebensspiel zu sichern, bzw. um entscheidende Nachteile zu verhindern. Die Kommunikation setzt, wie man sieht, dem Krieg nicht unbedingt ein Ende. Sie verlagert ihn manchmal nur auf zivilere Formen.⁸⁵

(8) Einmal "im Spiel" durchdringt die Kommunikation nach und nach das ganze Spiel. Sie eröffnet dabei neue Möglichkeiten, neue Spiele im Rahmen des umfassenden Superspiels, i.e. unserer Welt, die dadurch zunehmend von Kommunikation geprägt wird und bald schon ohne Kommunikation gar nicht mehr denkbar ist. Kommunikatives Handeln bleibt dabei nicht auf die Funktionen beschränkt, die dieses Handeln ursprünglich ins Spiel gebracht haben, sondern es kann neue Funktionen schaffen, alte Funktionen anderer Handlungen übernehmen, und dabei unter Umständen größere Bedeutung für eine Lebensform gewinnen als in ihren ursprünglichen Funktionen.⁸⁶

Der unaufhaltsame Aufstieg der Kommunikation zu einem bestimmenden und dabei nicht mehr wegzudenkenden Faktor des gesamten gesellschaftlichen Lebens hat eine Parallele nur noch in der Entwicklung im Bereich der Technik.⁸⁷ Neuerungen, neue Erfindungen auf diesen Gebieten haben, sobald sie einmal Fuß gefaßt haben, nicht nur die alten Probleme besser gelöst, sondern die Lebensbedingungen selbst verändert, und zwar oft so nachhaltig, daß eine Rückkehr zum vorhergegangenen Zustand so gut wie ausgeschlossen war. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Nachdem einmal das Lügen als Möglichkeit bekannt ist, gelingt es einem nicht mehr, so unbefangen und treuherzig alles zu glauben, was einem zu Ohren kommt, wie man das als kleines Kind vielleicht einmal konnte. Das Sprachspiel ist fortan nie mehr, was es einmal war.

(9) Die Funktion kommunikativen Handelns als Nothelfer bei Koordinationsproblemen und seine Erfolgsorientierung bringen es mit sich, daß dieses Handeln nicht - und schon gar nicht von Anfang an - an feste Regeln gebunden sein kann. Der Charakter kommunikativen Handelns ist grundsätzlich funktional.⁸⁸ Das bedeutet aber nicht, daß Regeln oder Konventionen - wie ich aus Gründen, die ich noch darstellen werde, vorziehe zu sagen⁸⁹ - im Zusammenhang kommunikativen Handelns ganz ohne Bedeutung bleiben müssen. Wenn Kommunikation in ihrer Möglichkeit auch nicht von Regeln oder Konventionen abhängt, dann heißt das nicht, daß sich in ihr nicht im Zug der Bewältigung ihrer Aufgaben so etwas wie Regeln oder Konventionen ausbilden können, um die Effizienz zukünftiger kommunikativer Handlungen zu erhöhen, bzw. um diesen Handlungen unter bestimmten erschwerten Bedingungen eine Wirkung einigermaßen zu sichern.

Kommunikatives Handeln dient oft dazu, Koordinationsprobleme zu lösen, die im gesellschaftlichen Leben auftreten. Da kommunikatives Handeln dialogisches Handeln ist, bleibt es aber selbst nicht von Koordinationsproblemen verschont. Es hat diese Probleme sogar in besonders scharfer Form, weil es keine Hilfe von außen erwarten kann, sondern ganz auf sich selbst angewiesen ist. Daß kommunikatives Handeln selbst ein Mittel zur Lösung solcher Probleme ist, erweist sich dabei zwar als hilfreich,

wenn ein gewisser Standard an Kommunikation einmal erreicht ist, löst aber nicht das grundsätzliche Problem, wie eine Koordination zwischen Gesagtem und Verstandenem zustande gebracht werden kann.

Seit Menschengedenken ist es Menschen gelungen, das grundsätzliche Problem zu lösen, aber es wäre vermessen zu behaupten, daß man erklären kann, wie sie das geschafft haben. Nur soviel ist sicher, daß sie es geschafft haben und daß sie dabei ganz auf ihre Phantasie und ihre intuitive Kenntnis artspezifischer Verhaltensweisen angewiesen waren. Auf Regeln oder Konventionen konnten sie anfänglich nicht zurückgreifen.⁹⁰ Man darf aber davon ausgehen, daß sie, wenn es ihnen einmal geglückt war, verstanden zu werden, die erfolgreichen Mittel immer wieder eingesetzt haben und sie, wo immer das irgend möglich schien, auch für die Bildung neuer Verständigungsmittel zum Vorbild genommen haben. Und wenn der erste Erfolg dieser Mittel noch ganz ihrem funktionalen Aufbau zuzuschreiben war⁹¹, dann sind spätere Erfolge wesentlich dadurch mitbestimmt, daß frühere Verwendungen dieser oder ähnlicher Mittel als Vorbilder zur Verfügung standen, die der Interpretation einen ungefähren Weg weisen konnten.

Wenn etwas als Vorbild dient, ist damit noch keine Konvention entstanden - und schon gar keine Regel -, aber ein Anfang zur Entwicklung einer Konvention ist gemacht. Die Konvention wird sich entwickeln, weil sich die wechselseitigen Erwartungen der Kommunikationspartner zunehmend stabilisieren, wenn immer wieder nach demselben Muster gehandelt wird, und weil die Stabilisierung dieser Erwartungen die Erfolgsaussichten entsprechender Handlungen optimiert. Der ursprüngliche Erfolg war trotz des funktionalen Charakters der Handlung noch instabil, weil die funktionale Lösung natürlich nicht zwingend war und stark von der Interpretationsleistung der Partner abhing. Sie mußten dabei ihre volle Verstehensleistung bringen, gewissermaßen am Rand ihrer Kompetenz operieren. So etwas kann in glücklichen Momenten gelingen, aber den Alltag des Zusammenlebens wird man schwerlich auf einer derartigen Kommunikationsform aufbauen können. Die Ausbildung von Konventionen schafft hier dann eine entscheidende

Entlastung der Phantasie, die schließlich an anderem Ort weiter gefordert ist.

(10) Konventionen sind für die Entfaltung von Kommunikation in verschiedener Hinsicht von größter Bedeutung. Die ursprünglichen funktionalen Lösungen können oft genug nicht so zwingend sein, daß nicht auch andere ebenso funktionale Lösungen denkbar wären. Das wäre für monologisches Handeln nicht weiter von Bedeutung. Bei dialogischem Handeln führt es u.U. zu ernststen Koordinationsproblemen: Wenn alternative Lösungen aufkommen, die an sich alle ebenso funktional sind, kann das die erforderliche Koordination blockieren.⁹² Ein einfaches Beispiel kann das zeigen⁹³: Man kann im Straßenverkehr ebensogut rechts wie links fahren, vorausgesetzt, daß alle rechts oder alle links fahren. Ein Zustand, in dem ungeklärt ist, was zu geschehen hat, ist in jedem Fall unangenehmer als ein Zustand, in dem eine Straßenseite bestimmt ist, selbst wenn man es, aus welchen Gründen auch immer, vorziehen würde, auf der anderen Seite zu fahren.⁹⁴ Im Bereich des sprachlichen Ausdrucks wird Unsicherheit hinsichtlich der Wahl einer von möglichen koordinativen Lösungen in der Regel weniger dramatisch sein, aber sie kann durchaus auftreten und ist dann zumindest hinderlich. Ein Beispiel für ein solches Problem wären etwa Schwankungen in der Stellung des Attributs bei gleichzeitigem Fehlen von Flexionsmorphemen.

Der Grad der Verzichtbarkeit bzw. Unverzichtbarkeit von Konventionen für das Gelingen kommunikativer Handlungen ist wesentlich davon abhängig, wie zwei Kommunikationspartner zueinander stehen und welche Gegenstände die Kommunikation zwischen ihnen haben soll. Das Sprachspiel wird also je nachdem mehr oder weniger von Konventionen bestimmt sein. Bei sehr gut bekannten Partnern, die ein großes gemeinsames generisches und historisches Wissen haben, können prima facie auftretende Koordinationsprobleme in der Kommunikation oft ad hoc und ganz pragmatisch gelöst werden, weil sie in ihrer gemeinsamen Lebensgeschichte und ihrem gemeinsamen Wissen viele Daten haben, die gegebenenfalls Interpretationshilfe leisten können. Fremde Partner, die eventuell sogar nichts voneinander wissen, müssen sich, wenn auch sie noch eine

Chance haben wollen, sich zu verständigen, auf Konventionen stützen können, zumal, wenn sie sich über so Abgelegenes wie über die Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation unterhalten wollen.

(11) Sprache als Spiel ist wie das gesamte gesellschaftliche Leben kein rein kooperatives und kein rein kompetitives Spiel. Sprache als Spiel kann darüber hinaus verschieden feste Formen annehmen. Sie kann weitgehend pragmatisch angelegt sein und gewissermaßen von der Hand in den Mund leben, und sie kann mehr und mehr standardisiert sein durch die Ausbildung von Konventionen, die Sprachteilhaber in ihrer Formulierungsarbeit und Interpretationsarbeit soweit entlasten, daß sie diese Arbeit gleichsam automatisch erledigen können, wo immer nur Routineaufgaben zu erledigen sind.⁹⁵ Die zunehmende Ausbildung von Konventionen, an deren Zustandekommen die Sprachteilhaber selbst in aller Regel gar nicht beteiligt waren, kann dann zu dem Eindruck führen, daß eine voll ausgebildete Sprache doch so etwas ist wie ein Spiel nach festen Regeln. Aber, wenn auch die in der Kommunikation entstandenen Konventionen einer Sprache nicht äußerlich sind wie die Normierungen, von denen in (5) die Rede war, so ist doch festzustellen, daß die Sprache, und mit ihr die Kommunikation, durch den Prozeß der Konventionalisierung nie ihren dynamischen Charakter verliert.

Die Konventionen einer Sprache sind aus pragmatischen Problemlösungen entstandene Standardlösungen, die jederzeit Provisorien bleiben und sich nur dort über längere Zeit erhalten, wo sie mit den Kommunikationszielen der Sprachteilhaber nicht in Konflikt geraten, nämlich in Fragen des formalen Aufbaus von Gesprächsbeiträgen. Dagegen wird eine vermeintliche Konvention für den Gebrauch z.B. von Wörtern wie *Sprache*, *Spiel*, *Konvention*, *Regel* niemand davon abhalten, diese Begriffe, wann immer das nötig scheint, auch kreativ einzusetzen und damit die Entwicklung weiterzuführen, die zu der Ausbildung der Konvention geführt hatte. Für die Sprachteilhaber ist die Konvention nur mehr ein Orientierungspunkt, eine Art Wegweiser⁹⁶, den er nutzt, um seine eigenen Zwecke zu verwirklichen.

Abschließend eine Bemerkung zu den Ausführungen von (1) - (11): Was hier festgestellt wurde, hört sich sicher in vielem recht gewagt und vielleicht auch schwer verständlich an. Ich habe hier versucht, den Tenor meiner Einschätzung dessen vorzutragen, was bei einer Betrachtung von Sprache als Spiel zu beachten ist. Ich werde mich in den folgenden Kapiteln bemühen, den Sinn und die Berechtigung dieser Feststellungen so deutlich wie möglich herauszuarbeiten und, was hier sehr allgemein gehalten wurde, an und in einer modellhaften Rekonstruktion von Kommunikation zu exemplifizieren.

1.4. Zum Gebrauch sprachlicher Ausdrücke

Man hat sprachliche Ausdrücke oft mit Werkzeugen verglichen, weil wir sie wie Werkzeuge dazu einsetzen können, erstaunliche Dinge zu tun - um eine Charakterisierung Austins zu gebrauchen.⁹⁸ Sprachliche Ausdrücke, richtig gebraucht, verlängern in gewisser Weise unseren Arm, erzeugen Fernwirkungen, reichen sogar noch dorthin, wo kein gewöhnliches Werkzeug je hinreichen kann. Bei allem sind sprachliche Ausdrücke, wenn man sie isoliert, völlig harmlos, und haben so gar nichts an sich, was eine Ahnung davon vermittelt, wieviel sie ausrichten können. Und sie sind, so gesehen, auch gar nicht wirklich mit Werkzeugen zu vergleichen, denn Werkzeuge haben durchaus etwas davon an sich, was sie für die Funktionen qualifiziert, in denen sie eingesetzt werden.⁹⁹

Die Harmlosigkeit sprachlicher Ausdrücke, die man gewissermaßen außer Dienst als schiere Geräusche oder Tintenkringel betrachtet hat, ist trügerisch: Wenn man sie so sieht, sieht man im Grund gar nicht mehr sprachliche Ausdrücke. Ihre Sprachlichkeit bleibt dabei ganz außer Betracht. Als sprachliche Ausdrücke sind sie nicht länger einfach Geräusche, Tintenkringel, Druckerschwärze. Sie sind, um ein anderes Bild zu wählen, das mir zutreffender scheint, gleichsam geladen. Sie verfügen über ein Wirkungspotential, das zum Tragen kommt, wenn sie unter geeigneten Bedingungen eingesetzt werden.

Das Wirkungspotential sprachlicher Ausdrücke ist nichts anderes als das, was üblicherweise ihre B e d e u t u n g genannt wird. Erst diese Bedeutung ist es, die das an sich belanglose Material, aus dem sprachliche Ausdrücke gestaltet werden, aus seiner Belanglosigkeit heraushebt und etwas Funktionsfähiges daraus macht. Die große Frage, die sich der Sprachtheorie in diesem Zusammenhang stellt, ist jetzt: Wie kommt das Trägermaterial dazu, eine Bedeutung zu haben, und welches sind die Bedingungen, unter denen sich diese Bedeutung zeigt, unter denen sie sich gleichsam entlädt?

Man hat diese Doppelfrage auf verschiedene Weisen zu beantworten versucht.¹⁰⁰ Ich kann hier nicht allem nachgehen, was dabei vorgebracht wurde. Ich konzentriere mich auf eine Theorie, in der Regeln für den Gebrauch sprachlicher Ausdrücke eine hervorragende Rolle spielen. Ich glaube, daß diese Theorie - die sog. Gebrauchstheorie der Bedeutung¹⁰¹ - der Sache schon sehr nahekommt, sich dann aber doch - unnötigerweise, wie ich meine - in einem wesentlichen Punkt in einer irreführenden Analogie verliert.

Die Grundidee der Gebrauchstheorie ist, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke¹⁰² darin besteht, daß man sie in einer bestimmten Weise i n e i n e r S p r a c h e verwenden kann.¹⁰³ Das könnte sich für manche nach einem Zirkel anhören: Man fragt, was sprachliche Ausdrücke zu ihrer Leistung befähigt. Man erhält als Antwort, daß das ihre Bedeutung sei, und jetzt wird diese Bedeutung, wie es scheint, auf eben die Leistung zurückgeführt, die über sie erklärt werden sollte. Tatsächlich liegt aber kein Zirkel vor: Es ist in gewisser Weise wirklich so, daß man mit diesen Ausdrücken machen kann, was man damit machen kann, w e i l man das in der Sprache, der sie zuzurechnen sind, eben kann.

Was sich wie ein Mysterium anhört, hat eine prosaische Erklärung: Man kann die Frage danach, was einen sprachlichen Ausdruck zu seiner bekannten Leistung befähigt, ganz analog zu der Frage verstehen, was ein Geldstück befähigt, als Kaufmittel zu dienen,

was seine Kaufkraft ausmacht. An einem Geldstück ist nichts, was es zu solcher Leistung befähigt. Seine Leistungsfähigkeit muß also von der Bedeutung ausgehen, die ihm im Warenverkehr zugerechnet wird. Diese Bedeutung besteht aber in nichts anderem als darin, daß wir das Geldstück in seiner bekannten Funktion verwenden.

Die Betonung muß dabei auf *w i r* liegen: In einer Gesellschaft, die Geld nicht kennt, würde man vermutlich als verrückt betrachtet werden, wenn man, sagen wir, eine Kuh für ein paar Blätter buntes Papier einkaufen wollte. Der Wert des Geldstücks, sein Wirkungspotential, seine Bedeutung, verdankt sich erst dem Umstand, daß alle das Spiel mitspielen. Entsprechend verdankt sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke dem Umstand, daß die Gemeinschaft, in der sie gebraucht werden, bereit ist, sie in der Funktion anzunehmen, die ihnen als Kommunikationsmittel zugedacht ist.¹⁰⁴

Offen ist noch die Frage, wie sprachliche Ausdrücke zu ihrer je bestimmten Bedeutung kommen oder - um dasselbe in Begriffen der Gebrauchstheorie zu sagen - wie sie zu ihrer je bestimmten kommunikativen Funktion kommen. Im Fall von Währungseinheiten ist das klar genug: Ein System von Geldwerten wird in einem mehr oder weniger willkürlichen Akt zu Warenmenge oder Mengen von Arbeit ins Verhältnis gesetzt.¹⁰⁵ Der Fall sprachlicher Ausdrücke ist hier wesentlich vertrackter, und zwar aus einem einfachen Grund: Während bei der Einführung einer Währung wie selbstverständlich sprachliche Mittel eingesetzt werden können, um alles Nötige zu klären, scheidet ein solches Vorgehen im Fall der Einführung einer natürlichen Sprache als Primärsprache völlig aus.¹⁰⁶

Natürliche Sprachen werden als Primärsprachen nie wirklich eingeführt: Sie werden von einer Gemeinschaft erschaffen und, nachdem die Schöpfung fortgeschritten ist, von neuhinzukommenden Mitgliedern der Sprachgemeinschaft aus der Praxis ihrer Verwendung heraus erlernt. Entsprechend ergeben sich für die Reflexion auf die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke diese beiden Probleme:

Wie kann es unter den Bedingungen einer Sprachschöpfung zu einer bestimmten Bedeutung bzw. einem bestimmten Gebrauch eines sprachlichen Ausdrucks kommen und wie ist eine solche Bedeutung bzw. ein solcher Gebrauch für später Hinzukommende nachvollziehbar?

Die Antwort der Gebrauchstheorie auf diese Fragen ist inspiriert von Wittgensteins Vergleich der Sprache mit einem Spiel.¹⁰⁷ Die möglichen Handlungen in einem Spiel, sagen wir dem Skatspiel, sind, wenn man sie außerhalb des Zusammenhangs des Spiels betrachtet, reichlich witzlos. Die Karten sind nichts als bunte Bildchen. Im Spiel aber sorgen Regeln dafür, daß den Handlungen und den Karten, die dabei Verwendung finden, eine bestimmte Bedeutung zukommt: Wird eine solche Handlung im Rahmen einer Skatpartie nach den Regeln des Spiels durchgeführt, dann nimmt diese Handlung Einfluß auf das weitere Spielgeschehen.

Wirkung geht im Spiel natürlich von Handlungen aus und nicht etwa von den Karten, die im Zug der Durchführung dieser Handlungen ausgespielt werden. Aber die Karten sind dabei keineswegs nur Accessoire. Sie sind so wichtig wie die Kugeln, ohne die das Wild nicht zu erlegen ist.¹⁰⁸ Die gesamten Spielhandlungen lassen sich in einem wesentlichen Sinn als bestimmte Verwendungen von Karten auffassen. Man kann sagen, daß es letztlich die Verwendung der Karten im Spiel ist, die von den Skatregeln geregelt wird.

Spielregeln in der Art von Skatregeln sind konstitutive Regeln: Sie schaffen für eine Gemeinschaft von Spielern, die ihre Geltung akzeptiert, einen Handlungsraum, in dem so unbedeutende Dinge wie Pappdeckel, Holzstückchen und bunte Plastikhütchen erstaunliche Funktionen erfüllen können. Die Idee der Gebrauchstheorie der Bedeutung ist, daß die Verhältnisse in unserer Sprache den Verhältnissen in regelgeleiteten Spielen in wesentlicher Hinsicht zu vergleichen sind: Den Spielhandlungen entsprechen Sprechakte, die wie jene an sich bedeutungslos sind. Den Karten oder Figuren entsprechen die sprachlichen Ausdrücke.¹⁰⁹

Die Analogie ist verführerisch in jeder Hinsicht. Sie erfaßt eine Reihe wichtiger Eigenschaften von Sprache und Kommunikation, Eigenschaften, die von anderen Bedeutungstheorien nicht oder nicht genügend beachtet werden.¹¹⁰ So läßt sich bei dieser Betrachtungsweise gut der Handlungsaspekt von Sprache herausarbeiten, sowie ihr intersubjektiver Charakter. So läßt sich auch eine erste Vorstellung davon entwickeln, was die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ausmachen könnte. Aber, wenn diese Vorstellung allzu ernstgenommen wird, führt besagte Analogie zu ernststen Schwierigkeiten.

Wittgenstein selbst scheint den Vergleich von Sprachspielen und anderen Spielen vorwiegend in einer majeutischen Funktion gesehen zu haben. Er hat jedenfalls verschiedentlich darauf hingewiesen, daß man dabei *v e r g l e i c h t*, und hat es vernieden, ausdrücklich zu behaupten, daß unsere Sprache ein Spiel *s e i*.¹¹¹ Er hat allerdings oft genug auch von den Regeln der Grammatik eines Wortes gesprochen, vor allem zu einer Zeit, in der er Sprachen noch häufig an Kalkülen maß.¹¹² Später hielt man es dann vollends für ausgemacht, daß dem Gebrauch sprachlicher Ausdrücke Regeln zugrunde liegen.¹¹³ Nur, so recht klar, was man darunter zu verstehen hat, war die Idee damit immer noch nicht.

Der Gebrauch, den wir von den Ausdrücken unserer Sprache machen, ist - jedenfalls in wesentlichen Teilen - nicht von expliziten konstitutiven Regeln bestimmt. Das ist offensichtlich und wird natürlich von allen Anhängern der Gebrauchstheorie so gesehen. Also wird man annehmen müssen, daß die Regeln implizit sein sollen. Ich lasse das diesmal so stehen¹¹⁴, weil mir die Idee zugrundeliegender Regeln im Zusammenhang mit dem Gebrauch sprachlicher Ausdrücke so oder so in die falsche Richtung zu weisen scheint, gleichgültig, ob die Regeln als explizit oder implizit betrachtet werden.

Regeln können einer an sich unbedeutenden Sache Bedeutung verschaffen, wie man am Beispiel des Kartenspiels sehen kann. Regeln könnten vielleicht in einer Sprache oder für eine Sprache dasselbe tun: Eine Regel, daß man mit *nicht*, wenn man es in

einer bestimmten - eventuell durch weitere Regeln bestimmten - Weise in einem Gesprächsbeitrag unterbringt, die Wahrheitsbedingungen oder die Erfüllungsbedingungen umkehren kann, die ansonsten für das damit Gesagte gelten, eine solche Regel würde dem kleinen *nicht* eine enorme Bedeutung verschaffen. Die Sprecher wüßten, daß sie mit diesem Ausdruck ihrer Rede eine entscheidende Wende geben könnten und daß ihre Hörer, da sie unter denselben Regeln verstehen, unter denen sie - die Sprecher - sprechen, dieses *nicht* in der von der Regel bestimmten Bedeutung auffassen werden.

Man sieht: Die Annahme von Regeln des Gebrauchs macht erklärbar, wie Verständigung möglich ist, wenn nur alle mitspielen, d.h. sich an die Regeln halten. Das Beispiel des Negators *nicht* ist absichtlich gewählt: Ist es denn nicht genau so, daß wir mit *nicht* tun können, was wir damit tun, weil die Regeln das vorsehen? Wie anders könnte so etwas sonst möglich sein?

Das zweite der eben gestellten Fragen dürfte der Schlüssel zu einem Verständnis dieser Überzeugung sein: wie anders? Man könnte zurückfragen: Warum denn so? Aber das wäre eine schlechte Frage, nachdem klar scheint, daß so jedenfalls Verständigung möglich scheint. Man kommt nicht umhin zu zeigen, daß das auch ganz anders zu erklären sein kann. Bevor ich aber versuche, das zu zeigen, will ich noch eine ketzerische Frage stellen: Wem verdanken wir denn den Umstand, daß wir so einen geschickten Operator in unserer Sprache haben?

Die Antwort auf diese Frage darf nicht lauten: Wir verdanken das der Regel oder unserer Sprache oder dem Sprachgeist. Ebenso gut könnte man dann nämlich behaupten, daß wir besagten Operator dem Weihnachtsmann verdanken. Die Antwort könnte lauten, daß wir diesen Operator dem Zufall verdanken. Aber diese Antwort würde ich so leicht nicht akzeptieren, weil ich an solche Zufälle ebenso wenig glaube wie daran, daß Automobile zufällig Räder haben.

Hinter der ketzerischen Frage verbirgt sich fundamentale Kritik: Spiele wie Skat oder Schach, die man als Vergleichsmaterial herangezogen hat, sind - sieht man einmal von ihrer Unterhal-

tungsfunktion bzw. Kontaktpflegefunktion ab - Spiele ohne Aufgaben. Man erwartet von solchen Spielen, daß sie spannend, knifflig, lustig o.dgl. sind, und natürlich, daß ihre Regeln nicht zu Widersprüchen führen bei dem Versuch, ihnen zu folgen. Im übrigen können in solchen Spielen durch Regeln völlig beliebige Spielhandlungen konstituiert werden. Es wäre einigermaßen absurd, davon zu sprechen, daß etwas in diesen Spielen mehr oder weniger nützlich ist - sofern man nicht so etwas damit meint wie, daß die Karten abwaschbar sind.

Sprachspiele sind Spiele ganz anderer Art. Es mag zwar auch Sprachspiele geben, die überwiegend der Unterhaltung dienen, aber das sind in gewissem Sinn parasitäre Spiele, um deretwillen wir - ich meine die Gattung Mensch - uns kaum der Mühe unterzogen hätten, eine derart komplizierte Sprache zu entwickeln. Es gibt aber einige Funktionen für Sprachspiele oder auch einzelne Sprechakte¹¹⁵, die von zentraler Bedeutung für unser gesamtes gesellschaftliches Leben sind: Konflikte sind zu bewältigen, Handlungen abzustimmen, Vorgehensweisen zu planen, Einstellungen aufzubauen, zu überprüfen, zu ändern.¹¹⁶

Die Handlungen, die wir zur Lösung solcher Aufgaben zur Verfügung haben, sind weit davon entfernt, arbiträr zu sein. Es ist nicht so, daß etwa eine Handlung wie Zweifeln oder Widersprechen willkürlich durch eine Regel dafür ausersehen ist zu leisten, was sie uns leisten kann. Man kann zwar, wenn man will, willkürlich bestimmte Basishandlungen¹¹⁷ dazu bestimmen, als Handlung des Zweifelns zu fungieren, aber das macht die Handlung des Zweifelns selbst nicht willkürlich. Wenn diese Handlung ihrerseits als willkürlich angesehen werden soll, muß man annehmen, daß die Regel, die sie konstituiert, selbst nicht willkürlich ist, daß vielmehr dieser Regel eine Konzeption als Problemlösung zugrunde liegt. Aber eine solche Annahme scheint mir reichlich gekünstelt und würde das Problem zudem nur von der Handlung auf die Regel verschieben.

Eine Handlung wie Zweifeln oder Widersprechen verdankt sich ganz der Aufgabe, die sich einem ergibt, der etwas nicht glauben möchte oder kann, das man ihm zugemutet hat. Er wehrt sich durch

Zweifel oder Widerspruch, wie er sich gegen Schläge wehren würde, ohne daß ihn dazu erst eine Regel befähigen müßte. Probleme gibt es hier nur noch damit, wie es ihm gelingen kann, seinen Zweifel oder Widerspruch zu artikulieren. Selbst wenn man jetzt annimmt, daß diese Probleme dann doch über Regeln zu lösen sind - was ich nicht tue -, wird man zugeben müssen, daß sich die Lage ganz anders darstellt als bei den zum Vergleich herangezogenen Spielen, denn dort waren auch und in erster Linie die Spielhandlungen in ihrem Sinn von Spielregeln abhängig.

Wenn man davon ausgeht, daß Sprechakte ihren Sinn nicht durch Regeln zugewiesen bekommen, sondern von den Aufgaben herleiten, die sie lösen sollen und die letztlich außerhalb der Kommunikation liegen dürften¹¹⁸, dann steht man doch vor dem Problem zu klären, wie diese nicht-arbiträren Handlungen möglich werden konnten, da ein natürlicher Ausdruck für ihre Realisierung nicht bereitstand. Für die Verfechter der Regelthese besteht deshalb aber kein Grund zur Schadenfreude, denn ihre Probleme sind in nichts geringer. Wenn sie nicht annehmen wollen, daß die passenden Regeln geradewegs vom Himmel gefallen sind, müssen sie klären, wie es denn zu Regeln kommen konnte, die den an sich unbedeutenden Basishandlungen menschlicher Rede einen Sinn zuwiesen, der sie zur Erfüllung wichtiger Aufgaben jenseits des reinen Sprachspiels befähigt.

Es gibt, soweit ich sehe, im wesentlichen zwei Möglichkeiten, die These von den Regeln des Sprachgebrauchs aufrechtzuerhalten: Entweder nimmt man an, daß eine intelligente "Macht außer uns"¹¹⁹ die Arbeit der Regelentwicklung für die Menschen erledigt hat und ihnen dann diese Regel durch gezielte Abrichtung - also in behavioristischer Manier - beigebracht hat¹²⁰, oder man nimmt an, daß unsere Vorfahren diese Regeln nach und nach ab ovo entwickelt haben.

Die erste Möglichkeit ist schwer zu widerlegen und noch schwerer zu akzeptieren. Mir bleibt zu dieser Überlegung nur zu sagen: Und wenn es so ist, dann muß bei der Abrichtung einiges schiefgegangen sein, denn die so eingeführten Regeln waren uns Men-

schen faktisch nie mehr als Orientierungshilfen. Wir haben unsere Sprache dann längst in eigener Regie fortentwickelt.

Die zweite Möglichkeit - die etwa Heringer anzunehmen scheint¹²¹ - kommt meinen Vorstellungen schon näher. Werden Regeln als Menschenwerke gesehen - als bewußte Schöpfung oder als Invisible-hand-Phänomene -, dann erledigt sich die These von selbst, Regeln seien eine Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation: Wie hätten Menschen je Regeln ausbilden können, wenn diese immer schon eine Voraussetzung ihres Handelns waren?¹²² Man wird davon ausgehen müssen, daß Regeln erst ausgebildet wurden, als das Spiel, wenn auch mehr schlecht als recht, schon im Gang war.

Da Kommunikation - wie schon verschiedentlich festgestellt - nicht nur Koordinationsprobleme lösen kann, sondern selbst solche Probleme aufgibt, ist es durchaus vorstellbar, daß Menschen zum Zweck einer Optimierung der Erfolgsaussichten ihrer sprachlichen Handlungen Regeln aller Art ausgebildet haben und daß sich Regeln gleichsam von selbst über ihrem Handeln ausgebildet haben¹²³, weil das zu einer Stabilisierung der wechselseitigen Verhaltenserwartungen von Sprechern und Hörern führt. In dem Maß, in dem die Gesprächsgegenstände "weiter hergeholt" wurden und in dem die Gemeinschaft der Sprachteilhaber angewachsen ist, dürfte eine Entwicklung von Regeln oder Konventionen zwingend geworden sein.¹²⁴

Regeln, die sich auf diese Weise ausbilden oder ausgebildet werden, haben meist regulativen Charakter, d.h. sie setzen eine - wie auch immer fundierte - Praxis der Kommunikation als gegeben voraus. Das Grundproblem, wie sprachliche Ausdrücke zu ihrer Bedeutung kommen, bleibt damit ungelöst. Um einer Lösung dieses Problems näher zu kommen, will ich versuchen, im folgenden eine "regelfreie" Variante der Gebrauchstheorie zu entwickeln.

"Der Gebrauch des Wortes in der Sprache ist seine Bedeutung", so sucht Wittgenstein in der "Philosophischen Grammatik" den Begriff der Bedeutung zu fassen.¹²⁵ Man kann diese - ebenso erhellende wie verwirrende - Bestimmung auch in einer regelfreien Gebrauchstheorie halten. Alles hängt dabei davon ab, was man unter der Angabe "in der Sprache" versteht. Das Bild des Spiels,

das Wittgenstein gebraucht¹²⁶, um eine Vorstellung davon zu entwickeln, was es heißen soll, ein Wort in einer Sprache zu gebrauchen, bleibt dabei hilfreich, kann aber auch leicht in die Irre führen.¹²⁷

Sprache - als Spiel verstanden - scheint auf viele den Eindruck eines zeitlosen Systems zu machen, das man sinnvollerweise synchronisch betrachten sollte, wie das eine strukturalistische Sprachwissenschaft auch mit Hingabe tut. Bei dieser Betrachtungsweise kommen aber eine Reihe von Eigenschaften von Sprache und Sprachen gar nicht erst in den Blick, die für eine regel-freie Gebrauchstheorie von zentraler Bedeutung sind: Man sieht etwa nicht, wie sich die Bedeutung eines Ausdrucks über seinem Gebrauch verändert und wie seine Gebrauchsgeschichte ihn für einen bestimmten kommunikativen Gebrauch qualifizieren kann.

Die regelfreie Gebrauchstheorie besinnt sich - um mit Coseriu zu sprechen¹²⁸ - auf den Primat der Geschichte. Sie sieht den Gebrauch sprachlicher Ausdrücke nicht als - im Prinzip - zeitunabhängige Regelanwendung, sondern als ein historisches Ereignis, das Spuren hinterläßt, die späterem Gebrauch als Orientierung dienen. Gebrauch i n d e r Sprache heißt dabei: Gebrauch in einer Tradition von Gebräuchen, einer Tradition, in der sich auch Konventionen ausgebildet haben, die aber wesentlich davon geprägt ist, daß frühere Gebräuche den späteren als V o r - b i l d e r gedient haben, nicht davon, daß all diesen Gebräuchen eine Regel zugrundelag.

Die regelfreie, historische Gebrauchstheorie hat zwei kritische Punkte:

- (i) Einmal angenommen, ein Gebrauch inspiriert sich an anderen Gebräuchen ohne Vermittlung einer zugrundeliegenden Regel, wie kann dann der erste Gebrauch in der Reihe der Gebräuche zu seinem Sinn gekommen sein? Muß man nicht zumindest den Anfang als geregelt begreifen?

(ii) Wie kann ein Gebrauch zum Vorbild eines anderen Gebrauchs werden? Muß dieser erste Gebrauch nicht über eine Regel verstanden werden, und ist es deshalb nicht doch so, daß beiden Gebräuchen gemeinsam ist, daß sie nach derselben Regel sind?

Diese beiden kritischen Punkte lassen sich m.E. im Rahmen einer regelfreien Gebrauchstheorie zufriedenstellend erklären. Die Argumentation, die zu einer Klärung führt, hat dabei die Charakteristik einer vollständigen Induktion: Man zeigt für den Anfang, daß er ohne Regel vorzustellen ist, und zeigt dann, daß es ohne Regel möglich ist, von einem beliebigen Gebrauch zu einem weiteren zu kommen.

Zu Punkt (i): Es ist natürlich eine Sache, sich an einem sinnhaften Gebrauch eines Ausdrucks zu orientieren, und eine andere, das Beispiellose zu unternehmen und einen Ausdruck ohne Vorbild zu verwenden. Wie soll ein Gesprächspartner, der sich noch gar nicht als solcher versteht, je auf den Gedanken kommen, daß die Geräusche, die einer der umstehenden andern hervorbringt, als in bestimmter Weise gebraucht und überhaupt als A u s d r u c k zu verstehen?

Bevor ich versuche, diese Frage zu beantworten, sei darauf hingewiesen, daß es sich dabei keineswegs um ein Problem nur der regelfreien Gebrauchstheorie handelt: Selbst, wenn man annimmt, daß dem Gebrauch sprachlicher Ausdrücke von Anfang an Regeln zugrundeliegen, ergibt sich das Problem, wie jemand, der diese Regeln nicht schon kennt, den Gebrauch als bestimmten, sinnhaften verstehen kann.¹²⁹ Die Regel, die er erst herausfinden soll, hilft ihm in keiner Weise dabei, den Gebrauch als geregelt zu erkennen. Er muß den Sinn dessen verstehen, was ihm entgegentritt, und dabei ist nicht weiter wichtig, wie es zu diesem Sinn gekommen ist.

Um einem gemeinten Sinn auf die Spur zu kommen, braucht man vor allem so etwas wie einen Sinnverdacht. In regelgeleiteten Spielen ist dieser Sinnverdacht gewissermaßen institutionalisiert. Man kann als Handelnder davon ausgehen, daß dem, was man nach

den Regeln tut, ein Sinn unterstellt werden wird, sofern man mit jemand spielt, der diese Regeln kennt. Wo kein solcher Verdacht a priori angenommen werden kann, ist es Sache des Handelnden, diesen Verdacht zu erregen, wenn er daran interessiert ist, daß andere den Sinn diesen erkennen, was er tut.

Es gibt verschiedenste Strategien, sich "sinnverdächtig" zu benehmen. Jede dieser Strategien baut auf ein Interesse von Menschen am Tun und Verhalten anderer Menschen: Wir achten, meist ohne uns besonders davon Rechenschaft zu geben, auf die Menschen in unserer Umgebung. Wir sind darauf eingestellt, daß sie dies und das tun werden, was im gewohnten Lauf der Dinge liegt.¹³⁰ Solang sie nichts tun, was aus dem Rahmen fällt, erregen sie kein besonderes Interesse. Wenn sie aber plötzlich ein Verhalten an den Tag legen, das auf den ersten Blick keinen Sinn zu machen scheint, haben sie unsere Aufmerksamkeit. Wir können kaum dagegen an.¹³¹ Gleichzeitig läßt uns die Irritation nicht in Ruhe. Wenn wir nicht ausdrücklich Gründe haben, die Handlungen einer bestimmten Person als sinnvoll oder verrückt zu betrachten, werden wir versuchen, einen Sinn in oder hinter dem zu finden, was wir beobachtet haben.

Sprachliches Handeln ist uns so selbstverständlich, daß es schwerfällt zu erkennen, daß dieses Handeln durch seine Gestaltung Aufsehen erregt und einen Sinnverdacht auf sich gezogen haben könnte. Genau das ist aber für die Anfänge kommunikativen Handelns anzunehmen: Ein - durchaus unartikulierter - Schrei kann wie wenig anderes die Routine unterbrechen und Aufmerksamkeit erregen. Für Wesen, deren Art es nicht ist, unvermittelt grundlos herumzuschreien, ist so ein Schrei von Artgenossen etwas, das sie veranlaßt, einen Sinn des Schreiens herauszufinden. Sie kommen damit einem Schreienden, der sich darin versucht, Sinn zu vermitteln, aus eigenem Antrieb auf halbem Weg entgegen.

Man muß sich das nicht so vorstellen, daß dabei von Anfang an mit einem bestimmten Ausdruck ein bestimmter Sinn vermittelt werden soll. Soweit sind weder Schreier - wie ich hier anstelle von Sprecher lieber sagen möchte -, noch Hörer. Die Bedeutung

des Schreies ist denkbar allgemein anzusetzen als eine Art Stimulus. Das, wozu stimuliert wird, hängt noch ganz von den Umständen ab: Die so "stimulierten" Hörer müssen das auf eigene Faust in Anbetracht der gegebenen Umstände herausfinden. Wenn sie in Richtung des Schreiers schauen und dort einen Bären sehen, werden sie - zu Recht oder zu Unrecht - den Schrei im Zusammenhang mit dem erkannten Feind sehen.¹³²

Der Schrei, der für die Aufgabe, die er erfüllt hat, durch nichts - und insbesondere durch keine Regel - qualifiziert war als dadurch, daß er laut und durchdringend die Aufmerksamkeit der anderen erregen mußte, wird für die an dem Vorgang Beteiligten durch seinen Einsatz geprägt. Sie alle haben künftig - sofern sie natürlich die nötige Intelligenz mitbringen - etwas in Erinnerung, auf das sie zurückgreifen können, wenn ähnliche Verhältnisse vorliegen. Die gemeinsame Erfahrung bestimmt den Schrei zum Fokus-Punkt ähnlich gelagerter Koordinationsprobleme.

Indem der Schrei mit bestimmten historischen Ereignissen verbunden wird, beginnt er "sich aufzuladen". Er ist nicht länger irgend etwas, sondern aufgrund seiner Verbindungen für bestimmte Funktionen besonders qualifiziert. Natürlich ist diese Qualifikation noch reichlich unbestimmt, wie auch der Schrei noch unartikulierte ist, insofern als eventuelle Besonderheiten seiner Artikulation nicht unbedingt von Belang sind.¹³³ Aber mit jedem neuen Gebrauch wird die Qualifikation bestimmter.

Solang es bei einer reinen Stimulierung durch Schreie bleibt, deren Sinn von den Hörern selbst eingelöst werden muß, wird man nicht davon reden, daß dem Schreien eine bestimmte Bedeutung zukommt. Der entscheidende Schritt wird getan, wenn sich die Schreie von dem unmittelbar gegebenen lösen, wenn etwa durch einen Schrei auf etwas hingewiesen werden soll, was außer Sichtweite der Hörer ist. Jetzt muß den Hörern eine Hilfe bei der Suche nach dem Sinn des Schreiens gegeben werden. Und diese Hilfe kommt von einer Qualität des Schreies, die man u.U. vorab nie zur Kenntnis genommen hat.

Irgendein Schrei könnte - warum auch immer - in seiner an sich noch nicht bemerkenswerten Besonderheit mit bestimmten Ereignissen besonders eng verbunden sein. Dies qualifiziert ihn im Fall des Falles zum Ausdruck für etwas Bestimmtes, aber nicht aus der Situation heraus Bestimmbares:¹³⁴ Jemand greift den Schrei, an den sich die Beteiligten gut erinnern, in einer Situation auf, in der nichts zu entdecken ist, was "des Schreiens wert ist".¹³⁵ Da die Suche nach Sinn erfolglos ist, der Sinnverdacht aber fortbesteht, sucht man weiter und verfällt - ohne jede Absicht, versteht sich - darauf, daß die Besonderheit gerade dieses Schreis hier wichtig sein könnte. Wenn sich das Rätsel dann durch die weitere Entwicklung der Dinge doch noch auflöst, wenn z.B. der Bär aus dem Dickicht tritt, dann dämmert den Klügsten etwas davon, daß mit dem besonderen Schrei auf etwas Bestimmtes, aber Verborgenes hingewiesen werden sollte. Und damit ist eine Station von historischer Bedeutung in der Entwicklung der Kommunikation erreicht.

Durch die neuerliche Erfahrung mit dem bestimmten Schrei, gewinnt dieser Schrei für die Beteiligten Profil, d.h. so etwas wie Bedeutung. Er ist nicht mehr beliebig austauschbar, nicht mehr nur eine Art Begleiterscheinung. Seine Bedeutung verdankt der Schrei dem Umstand, daß er bei bestimmten Ereignissen d a b e i g e w e s e n ist.¹³⁶ Das allein macht ihn zu etwas Besonderem und erhebt die ursprünglich akzidentelle Besonderheit seiner Artikulation zu einem bedeutsamen Unterscheidungsmerkmal.

Der Schrei oder - wie man jetzt sagen kann - der sprachliche Ausdruck ist der Ort, an dem eine Koordination von Gemeintem und Verstandenem zu erreichen ist. Die Verwendungsgeschichte hat den Ausdruck dazu bestimmt, ein Ort der Verständigung zu sein: Diese Geschichte ist es - oder genauer: ein Ausschnitt aus dieser Geschichte, der von den an einer Kommunikation Beteiligten gemeinsam überblickt wird -, die der Ausdruck einbringen kann, um die Bemühungen um Verständigung in bestimmten Frage zu unterstützen. Bleiben noch einige Bemerkungen zu Punkt (ii): Wir leben längst nicht mehr in der Gründerzeit von Sprache und Kommunikation, in

der man mit einiger Phantasie aus dem Stand den Witz der Verwendung eines bestimmten Ausdrucks erfassen konnte. Die Entwicklung ist fortgeschritten. Es ist oft genug nicht möglich, auf Anhieb alles nachzuvollziehen, was man können, kennen und wissen muß, um einen bestimmten Gebrauch eines Ausdrucks zu verstehen. Bloßer Sinnverdacht genügt nicht mehr. Man kann sich die Bedeutung eines Ausdrucks oft auch dann nicht zusammenreimen, wenn man eine recht gute Vorstellung davon hat, auf was ein Sprecher aus ist.¹³⁷

Die Schwierigkeiten beim Erfassen des Gebrauchs bestimmter Ausdrücke könnten dazu verleiten anzunehmen, daß hier der historische Zusammenhang zwischen sprachlichen Mitteln und den Erfahrungen abgerissen ist, die diese Mittel vielleicht einmal zu dem gemacht haben, was sie waren, aber nicht zu dem, was sie uns heute sind. Und diese Annahme könnte dann weiterhin dazu führen, nun doch wieder Regeln "ins Spiel zu bringen", die dem Gebrauch dieser Mittel einen Sinn zuweisen.

Zu einer Erklärung der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke über zugrundeliegende Regeln besteht aber auch in Anbetracht der genannten Schwierigkeiten kein Anlaß. Diese Schwierigkeiten rühren daher, daß Generationen und Generationen daran gearbeitet haben¹³⁸, die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zu verfeinern, zu differenzieren und auszuweiten. Durch diese Verständigungsarbeit werden neue Bereiche der Verständigung erschlossen, aber Verständigung in diesen Bereichen setzt voraus, daß man in den Dingen bereits verständigt ist, über die man sich im Zuge der Verständigungsarbeit schon verständigt hat. Das aber ist eine Voraussetzung, die wir nicht unbedingt und immer erfüllen.

Wenn man einmal davon ausgeht, daß wir grundsätzlich intelligent genug sind, einen bestimmten Gebrauch eines sprachlichen Ausdrucks zu verstehen, dann erklärt sich eine temporäre Unfähigkeit, diesen Gebrauch zu verstehen, so: Wir waren eben nicht dabei, als die Voraussetzungen dafür geschaffen wurden, diesen Gebrauch zu verstehen.¹³⁹ Man kann sich das einem simplen Beispiel klarmachen: Einer schaltet den Fernsehapparat ein, um die

Übertragung eines Fußballspiels anzusehen. Die Übertragung läuft schon seit einer halben Stunde. Er möchte gern wissen, welche Mannschaft in Rot, welche in Gelb spielt, aber es gelingt ihm nicht, das herauszufinden, obwohl das Spiel von einem Reporter kommentiert wird. Die entscheidende Akte in dieser Sache sind zu Beginn der Übertragung gelaufen. Da hat der Reporter Namen nicht nur genannt, sondern eingeführt. Jetzt setzt er voraus, was er eingeführt hat, und soweit die Zuschauer die Übertragung seit Beginn verfolgen, geht das auch völlig in Ordnung.

Im Hinblick auf unsere Verstehensmöglichkeiten gleichen wir alle mehr oder weniger dem Zuschauer, der sich zu spät zugeschaltet hat. Fast alles ist schon gelaufen, bevor wir zu unserer Sprachgemeinschaft hinzugestoßen sind, und das erklärt unsere Schwierigkeiten. Aber wir sind deshalb nicht für alle Zeit vom Verstehen der Sprachgebräuche ausgeschlossen. Was wir versäumt haben, läßt sich nachholen. Als Kinder führt man uns nach und nach an das Wichtigste für das tägliche Leben heran. Später klärt man uns mehr punktuell über bestehende Voraussetzungen auf, soweit es uns nicht gelingt, diese selbst wie Detektive zu erschließen.¹⁴⁰

Man könnte meinen, daß diese Voraussetzungen doch Regeln sind oder wenigstens Regeln gleichkommen. Betrachten wir dazu ein Beispiel: Eine Voraussetzung dafür, daß ich mit dem Ausdruck *Vogel* etwas anfangen kann, das Aussicht hat, von anderen verstanden zu werden, ist, daß ich - wie im übrigen auch die andern - irgendwann einmal direkt oder indirekt dazu angeleitet worden bin. Um die Sache möglichst einfach zu machen, nehme ich an, daß man mir gesagt hat: "Schau da, den Vogel. Und dort ist noch einer. Und noch einer."

So kann man einen ersten Begriff davon entwickeln, was ein Vogel ist, und so kann man lernen wie *Vogel* gebraucht werden kann.

Man lernt damit natürlich nicht das gesamte Spektrum möglicher Verwendungen kennen, aber ein Anfang ist gemacht. Der Akt, über den die Voraussetzung dafür geschaffen wird, daß man künftig

nicht mehr mit leeren Händen dasteht, wenn von Vögeln die Rede ist, hat weitgehende Ähnlichkeiten mit einem Taufakt. Hier wird zwar nicht wie bei Eigennamen eine Referenz fixiert¹⁴¹, aber doch ein Bezug hergestellt, der *Vogel* für's erste in seiner Verwendbarkeit einigermaßen bestimmt.

Soll man sagen, daß damit eine Regel für den Gebrauch von *Vogel* eingeführt wurde? Was sollte das für eine Regel sein? Ist die Regel etwa, daß diese Art Getier *Vogel* heißt? Das kann nicht sein, weil Regeln Handlungen regeln und es keine Handlung ist, wenn etwas so und so heißt. Ist die Regel dann, daß man *Vogel* zu sagen hat, wenn man einen sieht? Das ist zu dumm, um weiter darauf einzugehen. Oder soll die Regel sein, daß man Vögel immer als Vögel zu bezeichnen hat, wenn man von ihnen spricht? Das ist ganz einfach falsch und wird wohl auch von niemand ernsthaft behauptet werden. Aber was dann soll die Regel sein?

Indem man mir beigebracht hat, wie man *Vogel* verwenden kann, hat man mich keine wie immer geartete Regel gelehrt. Man hat mir vielleicht einen Weg gezeigt, wie ich von diesen Tieren reden kann mit einiger Aussicht, verstanden zu werden, und man hat mir eröffnet, was ich davon zu halten habe, wenn ich *Vogel* verwendet sehe.

Dies alles hat der Akt geleistet, über den sich für mich die Verbindung von *Vogel* mit dem hergestellt hat, was ich für Vögel halte. Und die Erinnerung an diesen Akt ist es zunächst einmal, die meine Verwendung von *Vogel* bestimmt. Später, wenn viele weitere Verwendungen hinzugekommen sind, wird sich die Erinnerung an jenen Einführungsakt vielleicht längst verloren haben und die Kontinuität des Gebrauchs wird durch die Erinnerung an Akte neueren Datums aufrechterhalten.

Es scheint mir völlig korrekt anzunehmen, daß man sich an frühere verstandene Verwendungen eines Ausdrucks erinnern kann und muß. Wenn wir aber die Erinnerung an diese Verwendungen haben, können wir uns von ihnen inspirieren lassen, und eine Regel, die aus diesen Verwendungen die Quintessenz zieht, ist mindestens völlig überflüssig. Wäre sie nur überflüssig, könnte man die

Regel, wenn man unbedingt will, eben annehmen, ohne Schaden anzurichten. Tatsächlich ist die Annahme zugrundeliegender Regeln hier aber mehr als nur überflüssig. Sie vermittelt ein historisch und sprachpolitisch irreführendes Bild vom Gebrauch der Ausdrücke in unserer Sprache.

Wer annimmt, dem Gebrauch eines Ausdrucks in einer Sprache lägen Regeln zugrunde, muß davon ausgehen, daß allen Verwendungen dieses Ausdrucks etwas gemeinsam ist. Aber das ist, wie leicht zu zeigen ist, in einem relevanten Sinn nicht der Fall. Was ist denn etwa - um ein Beispiel Wittgensteins zu wählen¹⁴² - den verschiedenen Verwendungen von *Spiel* gemeinsam? Als *Spiel* werden die verschiedensten Dinge bezeichnet. Vielleicht findet man, wenn man lang genug sucht, etwas, was einen gemeinsamen Nenner abgeben könnte. Aber dieser gemeinsame Nenner wird unweigerlich so klein sein, daß man nicht ernsthaft annehmen kann, damit die Regel für den Gebrauch von *Spiel* gefunden zu haben.

Spiele ist eben gemeinsam, daß sie Spiele sind, nichts weiter. So sucht Heringer mit diesem Problem fertig zu werden.¹⁴³ Aber was ist das für eine Gemeinsamkeit? Es ist jedenfalls keine Gemeinsamkeit über eine Regel für den Gebrauch von *Spiel*, denn eine solche Regel hat keine Substanz: Man kann nicht einfach sagen, *Spiel* sei alles, wozu eben *Spiel* gesagt wird. Das ist zwar so, aber es läßt soweit alles offen. Wenn ich morgen von Autos, Kaufhäusern, Bergen usw. sage, daß sie Spiele seien, nur weil mir danach ist, dann gibt es nach dieser Auffassung keine Möglichkeit, diese Verwendungen zurückzuweisen. "Sie sind nicht nach der Regel, ja? Und wie, bitte schön, ist die Regel?"

Es gibt beim Gebrauch von *Spiel* durchaus Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Verwendungen: Ähnlichkeiten - Familienähnlichkeiten, wie Wittgenstein sagt¹⁴⁴ - zwischen dieser und jener, dann wieder jener und einer weiteren Verwendung. Die Ähnlichkeitsbeziehung ist im Gegensatz zur Gleichheit nicht transitiv. Es genügt deshalb, wenn ein Gebrauch, den ich von einem Ausdruck mache, diesem und jenem früheren Gebrauch, den mein Gesprächspartner erinnert, ähnlich genug ist.¹⁴⁵

Ähnlichkeit - und das ist ein politisches Moment in dieser Angelegenheit - ist in vieler Hinsicht humaner als Gleichheit. Ob zwei Dinge gleich sind, dafür muß es Kriterien geben, das zu entscheiden liegt nicht in unserer Macht. Für Ähnlichkeit gibt es keine solchen Kriterien. Feststellung von Ähnlichkeiten und Herstellung von Ähnlichem sind kreative Akte, in gewissem Sinn persönliche Urteile und als solche natürlich ohne die Verbindlichkeit eines Urteils über Gleichheit.¹⁴⁶

Für die Einschätzung des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke bedeutet das: Wenn einer sich beim Gebrauch eines Ausdrucks am Vorbild früherer Gebräuche orientiert, dann ist es erst einmal seine Sache, ob diese früheren Gebräuche als Vorbilder gelten können oder nicht, ob sein neuerlicher Gebrauch diesen ähnlich ist oder nicht. Und es ist seine Sache, w i e er sich an seinen Vorbildern orientiert. Aber - jedenfalls gehe ich davon aus, denn das allein ist hier von Bedeutung - er will natürlich von einem oder mehreren anderen verstanden werden, und das verhindert sehr effizient, daß die Sprache ob so viel Freiheit auseinanderfällt. Der andere oder die anderen mit ihren Erinnerungen setzen seiner Freiheit Grenzen.

Um eine Chance zu haben, verstanden zu werden, muß ein Sprecher sich an Ähnlichkeiten halten, die von seinen Gesprächspartnern unter den gegebenen Umständen nachvollzogen werden können, wenn diese Partner erst einmal mit dem Gebrauch konfrontiert sind, den er von einem bestimmten Ausdruck macht. Wie kühn seine Analogien dabei sein können und was als Vorbild überhaupt in Frage kommt, ist wesentlich auch eine Angelegenheit zwischen dem Sprecher und seinen Partnern, in der sich die Qualität ihrer ganz persönlichen Beziehungen manifestiert.

Begrenzt wie die Freiheit sein mag, in jedem Fall ist der Gebrauch sprachlicher Ausdrücke mehr und anderes als die Befolgung einer Regel: Er greift Vergangenes als Vorbild auf, stellt sich damit in die Tradition einer gegebenen Gebrauchsweise, und er schafft ein neues Vorbild, das diese Gebrauchsweise weiterführt und in einem gewissen Maß verändert.

2. Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation

Teil I: Die "Kleine Welt"

2.1. Eine Welt als Spiel

Rahmenbedingungen einer Rekonstruktion des Sinns
kommunikativer Handlungen

Von einer Untersuchung mit dem erklärten Ziel, zu zeigen, was wir an unserer Sprache haben, wird man erwarten, daß sie erfaßt, wie man unter welchen Bedingungen mit welchen Mitteln in einer Sprache handeln kann, welche Aufgaben damit zu lösen sind und welche Entwicklungen eintreten können oder auch müssen, wenn jemand unter bestimmten Bedingungen in bestimmter Weise handelt.

Die Erwartung ist verständlich, aber es fällt schwer, ihr zu genügen. Die Schwierigkeiten beginnen damit, daß sie von falschen Voraussetzungen ausgeht, wohl, weil sie von falschen Vergleichen inspiriert wird: Man denkt sich eine Gesamtheit der kommunikativen Handlungen in einer Sprache als ein Spiel nach festen Regeln, in dem eindeutig bestimmt ist, welche Bedingungen auftreten können und welche Handlungsmöglichkeiten ein Spieler hat, wenn bestimmte dieser Bedingungen vorliegen. Wie ich zu zeigen versucht habe, geht dieser Vergleich um eine entscheidende Annahme zu weit. Die Bedingungen, unter denen wir kommunikativ handeln können oder auch müssen, sind zu keiner Zeit eindeutig zu erfassen.¹

Daß die Bedingungen kommunikativen Handelns unfaßbar sind, hat im wesentlichen zwei Ursachen: unsere prinzipiell unzureichende Kontrolle über die Natur² und unsere eigenen Möglichkeiten, den Gang der Dinge zu beeinflussen. Beides führt dazu, daß wir nicht davon ausgehen können, jederzeit auf Bedingungen zu treffen, die zumindest prinzipiell vorhersehbar gewesen waren. Entsprechend ist unser kommunikatives Handeln bei aller augenscheinlichen Ähnlichkeit zu regelgeleitetem Handeln nicht wirklich regelgeleitet, sondern hat zuzeiten auch den Charakter von Pionierarbeit, die keine klaren Verhältnisse vorfindet, sondern solche Verhältnisse erst schaffen soll.

Man könnte - etwa aus methodischen Gründen - den dynamischen Aspekt kommunikativen Handelns außer Betracht stellen und versuchen, dieses Handeln erst einmal so zu beschreiben, als wäre es doch nach festen Regeln. Die Schwierigkeiten hören damit aber nicht auf. Auch jetzt noch präsentiert sich das in unserer Sprache oder mit unserer Sprache mögliche kommunikative Handeln als über alle Maßen komplex. Es scheint menschenunmöglich, dieses Handeln in der Art eines Spiels, wie etwa Schach, zu beschreiben. Alles was gelingt, sind Beschreibungen kleinerer Kommunikationszusammenhänge. Sprachspiele in dem Sinn, in dem Wittgenstein meist von Sprachspielen spricht.

So nützlich und erhellend die Beschreibung kleiner Sprachspiele und einzelner Sprechakte sein mag, diese Art von Sprachanalyse erübrigt nicht die Betrachtung des großen Ganzen von Sprache und Kommunikation. Wenn man aus der Not eine Tugend macht und erklärt, die Beschreibung der verschiedenen Sprachspiele sei Problem genug, dann hat man m.E. darauf verzichtet, sich von der Natur und den Ursachen der Komplexität kommunikativen Handelns Rechenschaft zu geben, und das bedeutet auch, daß man darauf verzichtet hat, herauszuarbeiten, was wir an unserer Sprache haben.

Wenn man kommunikatives Handeln in seiner vollen Komplexität direkt angeht, bereitet das nicht nur die bekannten Schwierigkeiten, sondern kann sehr leicht auch dazu führen, daß einem der spezifische Sinn entgeht, der sich in der Genese dieser Komplexität manifestiert. Dieses Handeln und seine Bedingungen sind m.E. nicht von ungefähr oder von Haus aus so komplex. Kommunikatives Handeln scheint sich viel mehr als strategisches Handeln, das es ist, Schritt für Schritt aus vergleichsweise einfachen Anfängen zu dem ausgewachsen zu haben, was uns heute in oder mit unserer Sprache entgegentritt. Und jeder Schritt dieser Entwicklung kann als Lösung eines Problems gesehen werden, das sich in der Praxis des Zusammenlebens von Menschen für Kommunikation und auch durch Kommunikation ergeben hat.

Das alles ist erst einmal nur eine Vermutung, die sich so leicht nicht beweisen läßt. Es scheint mit aber aus wissenschaftstheoretischen und wissenschaftspraktischen Gründen fatal, die Idee,

die hier im Ansatz entwickelt ist, deshalb ohne weitere Forschung fallen zu lassen: Im Gegensatz zu einer landläufigen Auffassung ist auch und gerade in der Wissenschaft nichts wirklich bewiesen, weshalb es zumindest unfair wäre, einer neuen Vermutung keine Chance zu geben, nur weil sie sich nicht beweisen läßt. Hinzu kommt, daß Wissenschaft von Ideen lebt und nicht von Wahrheiten.

So ganz mit leeren Händen steht man nicht da, wenn man den hier vorgestellten Ansatz weiter verfolgen will. Spuren, die für die Richtigkeit der Vermutung sprechen, finden sich allenthalben in sprachlichem Handeln und sprachlichem Ausdruck: Da sind Handlungen, die Probleme lösen können, die durch andere sprachliche Handlungen entstanden sind oder sein können, z.B. Rechtfertigen, Begründen, Beweisen. Da ist die Art, wie neue Wörter, und mithin Begriffe, gebildet worden sind. Und da ist nicht zuletzt der stufenhafte Aufbau von Gesprächsbeiträgen, den man in den verschiedensten Grammatiktheorien erkannt hat.³

Um einen ersten Eindruck davon zu vermitteln, wie man sich die schrittweise Genese der Komplexität unseres kommunikativen Handelns vorstellen könnte und wie grosso modo an die Untersuchung des sinnhaften Aufbaus unserer Kommunikation herangegangen werden könnte, hier - frei nach Schelling⁴ - ein einfaches Beispiel: zwei Personen, verwickelt in ein Problem von der Struktur des berühmten Gefangenen-Dilemmas.⁵

Zwei Männer - sagen wir: der Gute und der Böse, in Anlehnung an den Film, dem die folgende Geschichte entstammt - sind hinter einer versteckten Divisionskasse voll Golddollars her. Wie der Zufall so spielt, können sie die Kasse nur finden, wenn sie sich zusammentun: Beide wissen, daß die Kasse sich in einem Grab auf einem Friedhof befindet, aber der eine kennt nur den Namen des Friedhofs, der andere nur den Namen auf dem Grab.

Das Problem der beiden hat - scheinbar - eine einfache Lösung. Wenn sie zusammenarbeiten, finden sie die Kasse und jeder bekommt die Hälfte des Geldes. Die Sache hat nur einen Haken: Die beiden können sich auf den Tod nicht leiden, und keiner traut dem andern über den Weg. Wenn einer dem anderen sagt, was er

weiß, läuft er Gefahr, leer auszugehen, weil der andere es dann nicht mehr nötig hat, sein Wissen preiszugeben. Wenn sie aber beide schweigen, bekommt keiner etwas. Das allerdings scheint beiden immer noch besser, als wenn der jeweils andere alles bekommt.

Man kann das Dilemma in einer Matrix anschaulich darstellen:⁶

		m	n
m	1	1	0
G			
n	2	0	0
			B

Die Zeilen der Matrix stehen für die Handlungsmöglichkeiten des Guten (m steht für 'mitteilen', n steht für 'nicht mitteilen'), die Spalten für die Handlungsmöglichkeiten des Bösen. Die Werte oben links in dem Kästchen geben an, wie der Gute die jeweilige Handlungskonstellation bewertet, die Werte unten rechts, wie der Böse diese Konstellation bewertet.

Obwohl, wie leicht zu erkennen ist, die Konstellation m + m beiden gemeinsam den höchsten Wert bringen würden, ist es die Konstellation n + n, die - aus Gründen, die ich hier nicht ausführen kann⁷ - fast unvermeidlich eintreten wird, wenn beide Beteiligten sich so verhalten, wie das nach Schilderung ihrer Beziehung zueinander zu erwarten ist. Solange keiner der beiden eine neue Handlungsmöglichkeit entdeckt, ist daran nichts zu ändern. Da damit aber die Versuchung nicht aufgehoben wird, die von den anderen prinzipiell erreichbaren, höher bewerteten Lösungen ausgeht, wird jeder nach einem Ausweg aus dem Dilemma suchen.

Der Gute könnte etwa auf den Gedanken kommen, dem Bösen zu versprechen, ihm zu sagen, was er weiß, wenn der ihm erst einmal gesagt hat, was er weiß. Ein solches Versprechen könnte das Dilemma auflösen, wenn der Böse Mittel und Wege hat, den Guten zur Einhaltung des Versprechens zu bewegen. Hat er das nicht erledigt sich die Sache.⁸ Um sein Versprechen glaubhaft zu machen,

könnte der Gute eine Verpflichtung eingehen, die er nicht mehr widerrufen kann. Wenn etwa beide glauben, daß jemand, der sagt: "Wenn ich mein Versprechen nicht einhalte, soll mich der Teufel holen!" tatsächlich im Fall des Falles der Teufel holt, wäre das eine ernstzunehmende Möglichkeit. Die Tatsache, daß wir über Formulierungen dieser Art verfügen, beweist zumindest, daß Menschen in ähnlichen Lagen versucht haben, ihre Versprechungen auf diese Weise glaubhaft zu machen.

Der Böse könnte seinerseits auf die Idee kommen, den Guten zu bedrohen. Sofern er dazu in der Lage ist, die Bedrohung ernstzunehmend und groß genug zu machen, könnte er so das Dilemma auflösen, weil durch die hinzugekommene Bedrohung die Bewertungen des Guten nachhaltig verändert würden. Wenn er etwa fürchten muß, von dem Bösen erschossen zu werden, sofern er ihm nichts sagt, könnte seine Bewertung so aussehen:

		m	n
m	1	0	
G	1	2	
n	-10	-10	
	0	0	
	B		

Da Strategie m für G in jedem Fall die Werte von Strategie n übertrifft, hat G strenggenommen nur noch eine Möglichkeit zu handeln, nämlich m. Es sein denn, ihm fällt seinerseits wieder etwas ein. Was ihm einfallen könnte, ist natürlich längst gefunden: Er könnte der Bedrohung eine Drohung entgegensetzen, oder er könnte nur scheinbar m tun, indem er den Bösen belügt. Ich breche die Überlegungen hier ab, denn die Sache dürfte jetzt klar genug sein: Was als ein simples Spiel begann, in dem jeder Spieler nur zwei Handlungsmöglichkeiten hatte, hat sich durch Hinzunahme einiger kommunikativer Handlungen - Versprechen, Schwören, Drohen, Gegendrohen - zu einem bereits sehr viel komplexeren Problem entwickelt.

Nachdem die verschiedenen kommunikativen Handlungen einmal im Spiel sind und die Spieler damit rechnen müssen, daß auch diese Handlungen eingesetzt werden, könnte man überlegen, ob man diese neuen Strategien nicht direkt zu den Spielhandlungen zählen sollte. Schelling hat gezeigt, daß das durchaus möglich ist und daß man diese zusätzlichen Handlungsmöglichkeiten in die ursprüngliche Matrix integrieren kann, wodurch diese dann stark erweitert wird.⁹ Schelling hat aber auch darauf hingewiesen, daß es nicht unbedingt sinnvoll ist, so an die Sache heranzugehen:

While it is instructive and intellectually satisfying to see how such tactics as threats, commitments, and promises can be absorbed into an enlarged, abstract "supergame" (game in "normal form"), it should be emphasized that we cannot learn anything about those tactics by studying games that are already in normal form. The objects of our study, namely, these tactics together with the communication and enforcement structures that they depend on, and the timing of moves, have all disappeared by the time the game is in normal form.¹⁰

Man kann die Verhältnisse in dem eben betrachteten Beispiel sicher nicht ohne weiteres auf unsere Kommunikation im allgemeinen übertragen. Zwar können wir sprachliche Handlungen heranziehen, um unsere strategische Position in Spielen oder Konflikten der Art des Beispiels nach Möglichkeit zu verbessern, aber diese Handlungen wurden nicht speziell dafür entwickelt, und sie sind zudem im Zusammenhang mit anderen sprachlichen Handlungen zu sehen, die sich kaum auf der Grundlage nur solcher Konflikte entwickeln lassen.

Die Betrachtung des Beispiels kann dennoch eine allgemeine Vorstellung davon vermitteln, wie man sich die Verhältnisse im Großen denken kann: die ganze Vielfalt unseres kommunikativen Handelns entstanden in dem über Generationen fortgesetzten Bemühen, sich bei den wiederkehrenden Streitigkeiten und Koordinationsproblemen besser aus der Affaire zu ziehen.

Man kann sich die heutige Vielfalt kommunikativer Handlungsmöglichkeiten auf diese Weise entstanden denken. Dabei empfiehlt es sich dann, nicht bei modernen, fortgeschrittenen Verhältnissen anzusetzen, sondern zunächst einmal herauszufinden, was hier eigentlich gespielt wird. So wird man einerseits in die Lage versetzt, die Komplexität von einfacheren Verhältnissen her aufzu-

arbeiten, andererseits kann auf diese Weise der strategische Sinn unserer kommunikativen "Taktiken" aufgedeckt werden.

Die vorgeschlagene Betrachtungsweise hat allerdings einen ziemlich kapitalen Fehler: Im Fall des Beispiels konnte man von einem klar bestimmten Konflikt ausgehen, dessen weiteres Schicksal nach Hinzuziehung kommunikativer "Taktiken" man einfach beobachten konnte. Im Fall des großen Ganzen kann man dagegen nur vermuten, daß sich die beobachtbaren Verhältnisse von einem einfacheren "eigentlichen" Spiel her entwickelt haben. Man hat zu einem solchen "eigentlichen" Spiel keinen Zugang, es sei denn eben über eine Analyse der heutigen Verhältnisse und jener früheren Verhältnisse, die in historischen Zeugnissen belegt sind, dabei aber so weit von den mutmaßlichen Ursprüngen entfernt bleiben, daß sie im wesentlichen den heutigen Verhältnissen gleichgesetzt werden können.¹¹

Durch den mißlichen Umstand, daß wir keine direkte Kenntnis von den Anfängen von Sprache und Kommunikation haben, wird die von mir vorgeschlagene Betrachtungsweise zwar stark beeinträchtigt, aber nicht völlig unmöglich gemacht. Da ist einmal die Hoffnung, die vereinten Anstrengungen verschiedenster Wissenschaften könnten mit der Zeit dazu führen, daß wir klarere Vorstellungen von frühgeschichtlichen Zuständen bekommen. Und da ist - gewissermaßen als zwischenzeitlicher Behelf - die Möglichkeit, in einer Art Gedankenexperiment mutmaßliche "Tathergänge" zu konstruieren, die sich vielleicht nie zu einem korrekten Bild der historischen Entwicklung zusammenfügen lassen, die aber - und darauf kommt es m.E. mehr an als auf historische Genauigkeit - eine Reihe interessanter Aufschlüsse darüber geben können, wie man sich diese Entwicklung jedenfalls vorzustellen hat.¹²

Das Spiel "Kleine Welt", das ich im folgenden entwickeln werde, ist zu verstehen als eine Versuchsanordnung zu einem solchen Gedankenexperiment.¹³ Idee, Problemstellung und Anlage dieses Spiels leiten sich von einer Aufforderung her, die Wittgenstein - wohl mehr an sich selbst als an andere gerichtet - in § 2 seiner "Philosophischen Untersuchungen" vorbringt. Nachdem er eine einfache "Sprache" skizziert hat, die der Verständigung

eines Bauenden mit einem Gehilfen dienen könnte, schreibt Wittgenstein: "Fasse dies als vollständige primitive Sprache auf."¹⁴ Die "Kleine Welt" ist im gewissen Sinn das - durchaus vorläufige - Ergebnis meiner Bemühungen, diese Aufforderungen ernst zu nehmen.

Die Problemstellung, die vorgestellte Sprache als vollständige primitive Sprache aufzufassen, führt schnell zu der Frage, wie denn eine Welt aussehen müßte, in der diese Sprache alles wäre, was an Sprache zur Verfügung steht. Dabei zeigt sich dann, daß es eine solche Welt nicht geben kann, weil die geschilderte Praxis des Bauens eine sehr viel höher entwickelte Lebensform als Hintergrund haben müßte, als sie in Anbetracht der primitiven Sprache angenommen werden kann, die mithin nicht wirklich als eine vollständige Sprache aufzufassen ist.¹⁵

Da die Suche nach einer Welt zu einer mutmaßlichen Sprache zu solchen Schwierigkeiten führt, bietet es sich an, das Problem umgekehrt anzugehen und zu untersuchen, was und wieviel an Kommunikation eine bestimmte Welt mindestens braucht. Dabei ist dann gar nicht so wichtig, wie eine solche Welt im einzelnen beschaffen ist und ob sie auch eine historisch reale Welt gewesen ist. Entscheidend ist - und das verhindert die drohende Zirkularität der Überlegung -, daß sie eine mögliche Welt ist, und das ist so zu lesen: daß sie m ö g l i c h ist und daß sie eine W e l t ist. Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, läßt sich, auch ohne historische Korrektheit erreicht zu haben, Wesentliches über die Bedeutung sagen, die bestimmte Formen kommunikativen Handelns für die Verfassung gesellschaftlichen Lebens haben können.

Der Blick auf das Ganze einer Welt ist wichtig, weil nur so zu erkennen ist, was alles das Handeln und insbesondere das kommunikative Handeln der Bewohner dieser Welt bestimmt. Eine mehr punktuelle Betrachtungsweise, wie sie etwa in der Spieltheorie verbreitet ist, verpaßt unvermeidlich wesentliche Faktoren, die Menschen im "wirklichen" Leben bei der Wahl einer Handlungsstrategie bestimmen.¹⁶ Es gibt dabei immer ein unerforschtes Hinter-

land an Motiven u.dgl., die als Verzerrung erscheinen, während sie nichts anderes sind als Teile der großen Rechnung, in die Menschen ihr ganzes Leben einbringen.

Eine Welt ist ein Zusammenhang, i n dem alles ausgetragen wird von den Menschen, deren Welt sie ist. Jenseits dieser Welt - jedenfalls gehe ich hier davon aus¹⁷ - werden keine Rechnungen mehr beglichen. Alles Handeln ist i n der Welt und wesentlich davon bestimmt, daß das so ist: Man beobachtet sich, und, was einer in diesem Spiel tut, wirkt sich darauf aus, wie man ihm in jenem Spiel begegnet. Man steht in dauerhaften Beziehungen in der Welt, auch jenseits spezieller Koalitionen aus bestimmten Anlässen. Vor allem aber l e b t man in dieser Welt, und zwar nur und unmittelbar in i h r, denn Leben läßt sich nicht distribuieren auf das, was in der Welt ist.

Während sich die historische Welt als unauflösbar komplex erweist und sich dadurch einer Untersuchung ihres sinnhaften Aufbaus entzieht, lassen sich mögliche Welten als stipulierte Welten so einrichten, daß sie einigermaßen überschaubar sind¹⁸, ohne ihren Weltcharakter darüber zu verlieren. Relativ große Einfachheit wirkt sich dabei nicht so aus, daß diese Welten als Vergleichsobjekte für die Betrachtung der eigentlichen großen Welt disqualifiziert wären: Was diese Welten sind und wie sie sind, müssen sie nicht auf alle Zeiten bleiben. In Gedankenexperimenten können wir sie auf den Weg zu immer raffinierteren Formen bringen, die prinzipiell dieselbe Komplexität erreichen können wie die historisch reale Welt. Diese möglichen Welten eignen sich deshalb sehr gut dazu, die Wirkungen zu studieren, die eine immer reichere Kommunikation auf die Verfassung einer Welt haben kann.

Mögliche Welten von der Art der "Kleine Welt" sind keine statischen Objekte. Sie sind eher dynamische Superpiele, die sich aus sich heraus verändern, wenn sie gespielt werden, weil die Handlungen der Spieler dazu führen können, daß die Bedingungen, unter denen sie anzutreten haben, nicht länger bleiben, wie sie waren. Und da es die Spieler in der Hand haben, auf die Geschichte ihrer Welt Einfluß zu nehmen, ist an sich nicht abseh-

bar, was aus so einer möglichen Welt einmal werden wird. Wenn man eine solche Welt in einem echten Experiment ihrem Schicksal, d.h. ihren Spielern überlassen könnte, wäre es selbst dem Erfinder dieser Welt nicht möglich zu prognostizieren, was aus dieser Welt noch alles werden kann.

Im Gedankenexperiment wird die Lebendigkeit einer möglichen Welt dadurch beschränkt, daß die Welt zu einer one-man-show wird.¹⁹ Das ist bedauerlich, aber - zumal im Rahmen einer schriftlichen Arbeit - nicht zu ändern.²⁰ So bleibt mir hier nichts anderes zu tun, als das Spiel "Kleine Welt", nachdem ich es auf den Weg gebracht habe, selbst fortzuentwickeln, indem ich Handlungen und Einfälle eines fiktiven kleinen Volksstamms von Spielern erfinde. Daß ich auf diese Weise die Fäden der Entwicklung meiner "Kleine Welt" in den Händen behalte, ist insoweit ein Vorteil, als ich dadurch die Entwicklung so steuern kann, daß Welt und Sprache sich in Richtung auf die realen Verhältnisse hin bewegen und so einfacher mit diesen zu vergleichen sind.

Der Vorteil ist allerdings mit einem nicht unbedeutenden Nachteil verbunden: Ein wirklicher Spieler könnte handeln und durch Erfolg bestätigt und Mißerfolg korrigiert werden. Ich muß mir nicht nur seinen Kopf zerbrechen, sondern auch noch Mutmaßungen darüber anstellen, wie erfolgreich die fiktiven Handlungen gewesen sein könnten - und das alles unter kritischen Blicken! Aber das ist bereits ein anderes Spiel.

2.2. Der status quo ante: ein Problem der Beschreibung

Die "Kleine Welt" ist eine Phantasiewelt, doch keine science-fiction. Zu ihrer Grundausstattung gehören keine Supermänner, Feen, Zauberer und grüne Männchen. Für die "Kleine Welt" gelten keine anderen Naturgesetze, von logischen Gesetzen ganz zu schweigen. Als möglichst treue Simulation der realen Welt sind ihre Anfänge im wesentlichen nicht anders zu denken, als man sich nach gründlicher Überlegung auch die Anfänge der realen Welt denken könnte, nur eben in verschiedener Hinsicht mehr oder weniger vereinfacht: Wo unsere Urahnen tausend Gefahren durch

verschiedenste wilde Tiere ausgesetzt waren, sehen sich die Bewohner der "Kleinen Welt" pauschal einer einzigen Gefahr dieser Art gegenüber u.dgl.

Damit ist natürlich bei weitem noch nicht klar, wie man sich die Anfänge der "Kleinen Welt" vorzustellen hat. Kann man sich etwa ihre Bewohner ganz einfach als Menschen wie du und ich vorstellen, denen lediglich noch eine Sprache fehlt? Die Antwort ist ja und nein: Ja, was das natürliche Potential dieser Wesen ausmacht, nein, wenn man an die Wünsche, Erwartungen, Überzeugungen, Bewertungen dieser Wesen denkt, sowie daran, wie sie ihre Beziehungen zueinander gestaltet haben.

Hinsichtlich der Physis dieser Wesen halte ich es mit Rousseau:²¹

Quelque important qu'il soit, pour bien juger de l'état naturel de l'homme, de le considérer dès son origine et de l'examiner, pour ainsi dire, dans le premier embryon de l'espèce, je ne suivrai point son organisation à travers ses développements successifs: je ne m'arrêterai pas à rechercher dans le système animal qu'il put être au commencement, pour devenir ce qu'il est ... je le supposerai conforme de tout temps, comme je le vois aujourd'hui: marchant à deux pieds, se servant de ses mains comme nous faisons des nôtres, portant des regards sur toute la nature, et mesurant des yeux la vaste étendue du ciel.

En dépouillant cet être ainsi constitué de tous les dons surnaturels qu'il a pu recevoir, et de toutes les facultés artificielles qu'il n'a pu acquérir que par de longs progrès; en le considérant, en un mot, tel qu'il a du sortir des mains de la nature, je vois un animal moins fort que les uns, moins agile que les autres, mais, à tout prendre, organisé le plus avantageusement de tous.

Mit dieser Anleihe bei Rousseau soll nicht behauptet werden, daß eingehendere phylogenetische Studien ohne jedes Interesse sind. Aber, wie Rousseau, stellt sich mir das Problem, letztlich moderne Verhältnisse zu begreifen, und dabei möchte ich mich nicht auch noch mit Problemen der Phylogenese befassen müssen, zu denen ich ohnedies keinerlei eigene Forschungsarbeit leisten könnte.

Während es dem Modellcharakter der "Kleinen Welt" keinen Abbruch tun dürfte, ihre Bewohner biologisch als ganz normale Menschen zu betrachten, verbietet es sich, sie auch hinsichtlich ihrer psychischen und sozialen Verfassung als unsere Zeitgenossen zu verstehen. Hier handelt es sich bereits um "les facultés artificielles qu'il n'a pu acquérir que par de longs progrès".

Die wichtigste dieser "facultés artificielles", die wir wie selbstverständlich haben und die den Ureinwohnern meiner "Kleinen Welt" noch ganz abgeht, ist die Verfügung über Mittel und Wege der Kommunikation, d.h. über eine Sprache. Das Fehlen jeglicher Sprache ist deshalb - aus unserer Sicht - charakteristisch für die Anfänge der "Kleine Welt". Alle Zuschreibungen von Eigenschaften und Möglichkeiten, die ich im folgenden vornehmen werde, basieren auf der Überlegung, wie eine Menschenwelt²² aussehen könnte, die radikal ohne Kommunikation auskommen hätte.

Vielleicht die deutlichsten Unterschiede zwischen unserer Welt und einer Welt ohne Kommunikation zeigen sich im Bereich der sozialen Beziehungen, in denen die Bewohner dieser Welt zueinander stehen können. Ohne Sprache ist kein Staat zu machen. Da man - anders als Rousseau²³ - aber auch nicht so weit gehen darf, die Menschen in vorsprachlicher Zeit als notorische Einzelgänger zu denken, wird man sie sich in kleinen, überschaubaren Verbänden - Horden - zu denken haben, die durch eine Art biologische Solidarität zusammengehalten werden.

Eine solche Horde - die man sich, um einen ersten Eindruck zu bekommen, in der Art einer Horde wilder Schimpansen vorstellen könnte²⁴ - bildet die Urbevölkerung der "Kleinen Welt", die eben deshalb als eine k l e i n e Welt figuriert, weil sie die Welt einer kleinen homogenen Horde ist. Ohne damit eine Hypothese über die wirklichen Anfänge der geistigen Menschwerdung aufstellen zu wollen und ohne jenen zu nahe zu treten, die sich nicht gern in solche Verwandtschaft gestellt sehen, denke ich mir die Bewohner der "Kleinen Welt" auf dem intellektuellen Niveau und mit ähnlichen handwerklichen Fertigkeiten, wie man sie heute

noch bei wilden Schimpansen finden kann, nur eben mit dem kleinen, aber auf die Dauer entscheidenden Quentchen mehr geistiger Potenz, das ihnen erlaubt nach und nach einen pragmatischen Modus der Kommunikation²⁵ zu entwickeln, der weit über das hinausgeht, was Schimpansen in dieser Hinsicht zuwege gebracht haben.

Um einige Vorbehalte gegen diesen Vergleich rechtzeitig auszuräumen, noch einige Bemerkungen hierzu: Man hat - zurecht, wie ich glaube - darauf hingewiesen, daß die menschliche Sprachfähigkeit elementar damit zu tun hat, daß wir über geeignete Artikulationsfähigkeiten, einen geeigneten Kehlkopf, verfügen²⁶ und daß wir auch sonst eine etwas andere physische Ausstattung mitbringen als unsere nächsten biologischen Verwandten. Das alles spricht aber nicht gegen mein Vorgehen, weil ich die Bewohner der "Kleinen Welt" nicht als wirkliche Schimpansen verstehe, sondern natürlich mit allem ausgestattet, was einen Menschen biologisch gesehen ausmacht.

Wenn ich das intellektuelle Niveau der "Kleinweltler" anfänglich wie das Niveau von wilden Schimpansen einschätze, dann ist das etwa so zu verstehen, wie wenn man das intellektuelle Niveau eines Kleinkinds mit dem eines Schimpansen vergleicht: In einer bestimmten Phase leisten Kleinkinder nicht mehr als Schimpansen, sondern eher weniger, obwohl sehr viel mehr aus ihnen werden kann. Und während das kleine Kind unter normalen Umständen sehr schnell zu einer reichen Sprache kommen kann, die voll entwickelt bereitsteht, haben die "Kleinweltler" das zusätzliche Problem, daß sie eine Sprache erst noch entwickeln müssen, und das auch noch, ohne die Spur einer Ahnung davon zu haben, daß das auf sie zukommt.

Das Fehlen jeglicher Sprache zwingt nicht nur zur Annahme rein naturhafter sozialer Organisation. Es hat auch Konsequenzen hinsichtlich der Vorstellungen, die man sich von der psychischen Verfassung und den dadurch bestimmten Handlungsmöglichkeiten der ersten "Kleinweltler" machen kann. Ohne Sprache sind sie nicht nur unfähig zu sprechen wie jemand, dem man Mund und Hände gebunden hat. Sie sind auch im Hinblick auf ganz anderes beschränkt, das mancher ihnen - und mit derselben Überlegung auch vielen Tieren - gern zugestehen würde.²⁷

Die Beschränktheit der ersten "Kleinweltler" äußert sich so, daß sie ursprünglich nicht dazu in der Lage sind, etwas zu wünschen, zu bewerten, zu vermuten, zu wissen, zu erwarten u. dgl.²⁸ Das ist - zugegebenermaßen - eine recht starke Behauptung, die der Sprache eine überhöhte Bedeutung zuzuschreiben scheint.²⁹ Aber, was man gegen diese Behauptung vorbringen könnte, spricht nicht wirklich gegen sie. Die Kritik offenbart sich hier als eben das Mißverständnis, das sie hinter dieser Behauptung vermutet.

Das Mißverständnis besteht darin, daß man meint, hier würde behauptet, die Möglichkeit, etwas zu wünschen, zu bewerten, zu erwarten, hänge davon ab, daß man über eine Sprache verfüge. Aber davon kann keine Rede sein. Verfügung über Sprache ist lediglich das Kriterium dafür, daß man die tatsächlich notwendigen Voraussetzungen für die Möglichkeit, etwas zu wünschen usw., als gegeben betrachten kann. Das ist so, weil sich diese Voraussetzungen erst im Zug der Sprachentwicklung ergeben.

Einen Wunsch kann nur haben, wer einen Begriff davon hat, was es heißt, etwas zu wünschen. Einen Begriff davon haben, kann er erst, wenn, was als Wunsch begriffen wird, in einer Sprache so begriffen worden ist. Könnten wir Wünsche auch unabhängig davon haben, daß wir einen Begriff von ihnen haben, dann wäre die ganze Arbeit des Begreifens überflüssig gewesen. Erst diese Arbeit hat Wünsche zu dem gemacht, was sie für uns sind.

Wenn gesagt wird, daß man, bevor die Arbeit des Begreifens geleistet war, keine Wünsche gehabt haben kann, dann heißt das nicht dasselbe wie, wenn man heute von jemand sagt, er habe keine Wünsche. Keine Wünsche zu haben in unserem heutigen Sinn, ist ebenso sehr davon abhängig, daß man einen Begriff von Wunsch und Wünschen hat, wie einen Wunsch zu haben.

Vor dem Begriff des Wunsches liegt keine wunschlose Zeit, sondern eine Zeit, in der Menschen etwas haben konnten, das auf uns den Eindruck von Wünschen macht, das sich von unseren Wünschen aber darin unterscheidet, daß es noch unbegriffen war. Und das macht genau den nicht unbedeutenden Unterschied aus, den ich zwischen uns und den Ureinwohnern der "Kleinen Welt" annehmen will.

Die Ureinwohner haben zunächst einmal keine größeren Probleme damit, daß ihnen eine Begriff des Wünschens abgeht. Schließlich "fehlt" ihnen dieser Begriff ja nur aus unserer Sicht. Die Probleme, die sich hier zeigen, liegen vielmehr bei uns: Wir wissen nicht so recht, wie wir über das reden sollen, was sie tun; denn damit, daß wir ihnen alles absprechen, was wir über die Begriffe in unserer Sprache haben, wissen wir noch nicht, woran wir mit ihnen und bei ihnen sind.

In Anbetracht der Schwierigkeiten, die man hat, wenn man über sprachlose Wesen sprechen will, könnte man sich an Wittgensteins lapidaren Schluß in seinem "Tractatus logico-philosophicus" erinnern: "Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen".³⁰ Aber hier einfach zu schweigen, hieße m.E. das Kind mit dem Bade ausschütten, und wäre natürlich auch gar nicht im Sinn der berühmten Sentenz Wittgensteins. Dieselbe Logik, die uns hier schweigen hieße, müßte auch verbieten, über das Verhalten von Tieren und Menschen fremder Zeiten zu sprechen.

Das Problem, vor dem wir hier zu stehen scheinen, gehört zu jenen Problemen, in die man sich durch Theorie mehr als durch Praxis verstrickt und die deshalb eine Revision von Denkvoraussetzungen erforderlich machen, wenn wir uns nicht damit abfinden wollen, daß wir im Alltag notorisch sinnlos reden.³¹ Hat man sich zu einer solchen Revision entschlossen, ist die theoretische Voraussetzung, von der sich das besagte Problem herleitet, leicht ausgemacht: Es ist die wahrheitsfunktionale Bedeutungstheorie, die auf Frege zurückzuführen ist.

Frege hat in seinen Überlegungen zu Sinn und Bedeutung von Namen - Eigennamen und Kennzeichnungen - Wahrheit und Falschheit zu einem entscheidenden Gesichtspunkt der Bedeutungstheorie gemacht.³² Dieser Gesichtspunkt hat sich über alle Kontroversen in Sachen Referenz hinweg³³ bis heute fast ungebrochen erhalten. Ich will hier nicht beurteilen, wie fruchtbar das für die Logiktheorie gewesen sein mag. Unverkennbar ist aber, daß durch die Konzentration auf Wahrheitsbedingungen eine an sich ebenso einfache, wie naheliegende pragmatische Überlegung fast völlig

verdrängt worden ist: Worauf kommt es uns in erster Linie an, wenn wir von jemand oder etwas sprechen, und welche Konsequenzen hat das für die Dinge, die wir mit den Mitteln unserer Sprache tun?

Die Konzentration auf Fragen der Wahrheit hat dazu geführt, daß wir glauben, z.B. nichts darüber sagen zu können, was unsere mutmaßlich sprachlosen Urahnen getan haben könnten, weil unsere Sprache dafür nur Begriffe zur Verfügung hat, die wir glauben, nur dann jemand zusprechen zu können, wenn er selbst über diese Begriffe verfügt.³⁴ Das heißt: Wir gehen davon aus, daß jemand b e h a u p t e t , sein Hund habe eine Erwartung, wenn er sagt: "Mein Hund erwartet, daß er etwas zu fressen bekommt".

Diese Auffassung ist m.E. in keiner Weise zwingend. Natürlich gibt es Zeitgenossen, die Hunde für heimliche Menschen halten und deshalb tatsächlich behaupten werden, daß sie Erwartungen haben können, aber nicht jeder muß so etwas behaupten, wenn er sagt, daß sein Hund etwas erwartet. Er könnte so etwas auch sagen, wenn er davon überzeugt ist, daß die Sache so falsch beschrieben ist³⁵, und das sogar ganz ohne die Absicht, jemand hinters Licht zu führen.

Die Erklärung dieses im ersten Augenblick schwer faßlichen Phänomens ist, daß unser Sagen kein monologisches Feststellen von Sachverhalten ist, sondern unserer Verständigung dient: Ich will, daß Du verstehst, was ich Dir sagen will. Wenn ich Dir von meinem Hund erzähle, habe ich das Problem, daß ich ein für mich manifestes Verhalten des Hundes, das ganz ohne Begriff schon für sich selbst spricht, so in Worte fassen muß, daß Du eine Idee davon bekommst, was es mit dem Hund auf sich hat. D e i n e Verstehensmöglichkeiten bringen mich dann dazu, z.B. von Erwar-ten zu sprechen, obwohl wir beide gleichermaßen überzeugt sein mögen, daß Hunde das nicht h a b e n können, was wir unter Erwartung verstehen.³⁶

Das Reden von Erwartung dient dem Versuch, tierisches Verhalten einem menschlichen Gesprächspartner in s e i n e r Sprache einigermaßen nachvollziehbar zu beschreiben. Wenn er - wie ich unterstellt habe - grundsätzlich überzeugt ist, daß Tiere keine

Erwartungen haben können, und auch weiß, daß sein Gesprächspartner das nicht behaupten würde, dann wird er dieses Reden als die Näherung akzeptieren, die sie ist.

Die Darstellung der Anfänge der "Kleinen Welt" steht vor Problemen derselben Art wie das Reden über tierisches Verhalten: Nachdem ich festgestellt habe, daß frühe "Kleinweltler" weder Wünsche, noch Überzeugungen, noch Erwartungen u.dgl. haben können, muß ich doch auf dieselbe alte Sprache zurückkommen, die einen ständig in Verlegenheit bringt, Dinge über diese Leute zu sagen, die man nicht behaupten will und kann, weil sie den eigenen früheren Feststellungen widersprechen.

Man könnte versucht sein, einigen dieser unerwünschten Behauptungen dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man eine behavioristische Beschreibungssprache gebraucht. Bevor ich aber freiwillig auf eine reiche Sprache verzichte, um nur noch Trivialitäten ohne Sinn und Verstand aufzulisten, setze ich auf die Gutwilligkeit intelligenter Leser, die gewiß verstehen werden, daß man eine sprachlose Menschenwelt nur mit Metaphern beschreiben kann, die noch Unbegriffenes durch eine Vorgriff auf spätere Begriffe für uns zugänglich zu machen suchen.

2.3. Das Spiel "Kleine Welt". Phase I

Die "Kleine Welt" ist konzipiert als Lebensspiel, das die Gesamtheit der Aktivitäten und sozialen Beziehungen seiner Spieler umfaßt. Diese Spieler - auch "Kleinweltler" genannt - bilden eine relativ homogene Lebensgemeinschaft, nicht nur einen Ad-hoc-Verband. Man hat sich diese Lebensgemeinschaft in ihren Anfängen - wie in 2.2. ausgeführt - nach dem Muster einer wilden Schimpansenhorde vorzustellen, die nach und nach zivilere Formen annimmt, dabei aber in Umfang und Sozialstruktur im wesentlichen gleich bleibt. Entscheidende Änderungen in dieser Hinsicht wird erst die Fortführung der "Kleinen Welt" als "Große Welt" bringen.

Aus Gründen der Einfachheit nehme ich an, daß kein Spieler außerhalb der Gemeinschaft und mithin außerhalb des Spiels existieren kann. Wenn die Gemeinschaft, die sich geschlechtlich vermehrt, eine gewisse Größe überschreitet, die Überschaubarkeit des Ganzen durch die einzelnen Mitglieder gewährleistet, können sich allerdings Spielgruppen abspalten, die dann einen eigenständigen Zweig der weiteren Entwicklung der "Kleinen Welt" bilden. Ich werde solche Abspaltungen hier nicht weiter verfolgen. Sie werden erst im Rahmen der "Großen Welt" interessant, wenn es darum geht, den Zusammenhalt übergroßer Sozialgebilde zu erfassen.

Die Spielgemeinschaft ist auch eine Schicksalsgemeinschaft: Glück und Leid jedes Kleinweltlers hängt an dem Spiel. Sein Leben ist Teilnahme an dem Spiel. Schon bloße Teilnahme am Spiel stellt deshalb für einen Kleinweltler einen Wert dar, der ihn für vieles entschädigt, was ihm innerhalb des Spiels zustoßen kann. Etwas mehr technisch ausgedrückt: Der Nutzen, den die verschiedenen Aktivitäten und Ereignisse innerhalb der "Kleinen Welt" für einen Spieler haben, kann alles in allem - wenn man die große Rechnung aufmacht - nie einen bestimmten unteren Grenzwert unterschreiten, solange der Spieler dabei im Spiel bleibt. Und dieser untere Grenzwert - die nackte Subsistenz - ist hoch genug, um den Spieler zum Weiterspielen zu motivieren.

Bevor ich das Spiel im einzelnen vorstelle, noch eine allgemeine Bemerkung: Die folgenden Ausführungen erfordern einen Standard an Reflexion, der weit über das hinausgeht, was Kleinweltler jemals erfassen können. Ich stelle das Spiel so vor, daß jemand, der des Deutschen mächtig ist, eine Vorstellung davon bekommt, was da gespielt wird. Für Kleinweltler präsentiert sich ihre kleine Welt ganz anders. Sie finden sich in ihr vor, können gerade das, was ihnen ausdrücklich zugeschrieben wird, überblicken aber weder große Zusammenhänge, noch auch nur ihre eigenen Präferenzen und unmittelbaren Bedürfnisse, die sie natürlich dennoch haben und die sich sowohl auf ihr Verhalten hic et nunc, als auch auf die Ausbildung von Verhaltensweisen auswirken.

Zum Spieler in der "Kleinen Welt" wird man durch Geburt. Daß man im Spiel bleibt, versteht sich aber keineswegs von selbst. Die weitere Teilnahme ist ständig durch zweierlei gefährdet: Um im Spiel, d.h. am Leben zu bleiben, braucht ein Kleinweltler ein gewisses Maß an Nahrung. Ist er ausreichend ernährt, droht ihm Gefahr von einer feindlichen Natur: Unwetter, wilde Tiere, Überschwemmungen u. dgl. können ihn und sogar die gesamte Gemeinschaft vernichten.

Die Kleinweltler sind zunächst einmal und vor allem eine Gemeinschaft im Kampf ums Überleben. Auf lange Sicht wird ihr höchstes Glück darin bestehen, nicht unterzugehen. Schwach wie die Kleinweltler als Individuen sind, liegt ihre beste und zugleich einzige Chance in diesem Kampf darin, daß sie zusammenarbeiten. Und genau das tun sie auch, freilich nicht aus Einsicht, sondern aus einer natürlichen Solidarität heraus.

Natürliche Solidarität und natürliches Zusammenwirken ist eine *conditio sine qua non* des Überlebens der Kleinweltler: Nach Lage der Dinge kann nur eine solche Solidarität sie davor bewahren, sich in kürzester Zeit selbst zu zerstören. Ihre Ressourcen für ihr individuelles Überleben sind immer auch die Ressourcen ihrer Artgenossen. Von Anfang an stehen sie deshalb gerade durch ihre Interessengleichheit in scharfem Gegensatz zueinander, und der latente Konflikt hat die Struktur eines Gefangenen-Dilemmas: Wenn es erst einmal soweit gekommen ist, daß Kooperation von Einsicht abhängt, ist die kooperative Lösung des Konflikts so gut wie unerreichbar.³⁷

Durch die natürliche Solidarität wird anfänglich das Auftreten eines Gefangenen-Dilemmas in guten wie in schlechten Zeiten verhindert.³⁸ Dadurch und durch die Vorteile, die das gemeinschaftliche Leben den Kleinweltlern bringt, gewinnen sie - nicht unbedingt alle, aber doch genügend von ihnen - soviel Spielraum, daß sie sich nicht nur notdürftig reproduzieren³⁹, sondern ihre Kreativität besser entfalten können und insbesondere langwierige Prozesse der Erfahrung einleiten und durchhalten können: Sie können sich als Individuen leisten, eine in ihnen aufkeimende Idee längere Zeit und mit Muße zu verfolgen.⁴⁰ Als Gemeinschaft

können sie über Generationen hinaus Erfahrungen vermitteln, was nur in einem Verband optimal geschehen kann⁴¹, in dem die Nachfahren von Älteren lernen können und auch Zeit dazu haben zu lernen.⁴²

Sehr viel Zeit, und mithin bereits eine hinreichende Kontrolle über die Natur, erfordern ganz bestimmt auch die Innovationen, die zur Ausbildung einer immer raffinierten Kommunikationsform führen. Man kann nicht davon ausgehen, daß dabei immer alles auf Anhieb gelingt. Jedem Erfolg bei der Entwicklung der Kommunikationsform können ungezählte Fehlversuche vorausgegangen sein. Das gilt ganz besonders für die Anfangsphase, in der noch keine oder so gut wie keine Präzedenz vorhanden ist, die das Gelingen eines Kommunikationsversuchs begünstigt.

Bevor ich weiter auf die Modalitäten der Entwicklung eines pragmatischen Kommunikationsmodus in der "Kleinen Welt" eingehen kann, muß noch das Szenario für diese Entwicklung ausgeführt werden. Dieses Szenario bildet das gemeinschaftlichen Leben der Bewohner der "Kleinen Welt". Was es ursprünglich hieß, in dieser "Kleinen Welt" zu leben, ist bislang nur sehr allgemein charakterisiert worden. Ich will jetzt etwas genauer bestimmen, was es damit auf sich hat.

Die Kleinweltler - das ist der Rousseau'schen Charakterisierung zu entnehmen, der ich mich in 2.2. angeschlossen habe - sind nicht so kräftig gebaut, daß sie außer sich selbst keine natürlichen Feinde hätten. Das bedeutet, daß sie einigermaßen effizient darauf eingerichtet sein müssen, auf Übergriffe von wilden Tieren zu reagieren. Ich nehme an, daß sie im wesentlichen über zwei Reaktionsformen verfügen: Flucht und Gegenangriff.

Während der Flucht völlig unkoordiniert vonstatten gehen kann, setzt der Gegenangriff von Anfang an eine gewisse Koordination voraus. Diese Koordination denke ich mir anfänglich überwiegend instinktiv geregelt: Wird ein Feind bestimmter Größe gesichtet, entschließen sich besonders mutige Kleinweltler zum Kampf, dem sich dann mit einer gewissen Verzögerung die übrigen Kleinweltler anschließen, die zugegen sind.

Nach Lage der Dinge lassen sowohl Flucht als auch Gegenangriff enorme Verbesserungen gegenüber der ursprünglichen Praxis zu, aber diese Verbesserungen fallen für die Kleinweltler nicht vom Himmel. Sie müssen sie Schritt für Schritt erarbeiten. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Optimierung des Vorwarnsystems - um einen modernen technischen Ausdruck zu wählen. Von der Qualität des Vorwarnsystems kann der Erfolg von Flucht und Angriff entscheidend abhängen.

Das ursprüngliche Vorwarnsystem denke ich mir noch ganz in der Art tierischer Warnsysteme, die - auch wenn sich das fast wie eine *contradictio in adiecto* anhört - noch vorkommunikativ sind.⁴³ Später wird dann eine enorme Verbesserung dadurch erreicht, daß

(a) die Warnungen differenzierter werden und (b) gemeinsame Reaktionen auf die differenzierteren Warnungen abgesprochen werden.

Flucht- und Gegenangriffsstrategien verhindern, daß Feinde die Kleinweltler übermäßig dezimieren. Makabrerweise kann aber die Optimierung dieser Strategien ein anderes Problem verschärfen: Je mehr Kleinweltler am Leben bleiben, desto mehr Kleinweltlerfutter wird gebraucht. Um dieses Problem zu entschärfen, müssen deshalb parallel zur Optimierung der Defensivtechniken auch die Techniken der Nahrungsbeschaffung verbessert werden.

Die Grundtechniken der Nahrungsbeschaffung bei den Kleinweltlern sind verschiedene Formen der Jagd⁴⁴, die ich in zwei Jagdspielen beschreiben werde.

Jagdspiel I

Das Jagdspiel I ist ein 1-Person-Spiel gegen die Natur (game against nature) unter der Bedingung der Ungewißheit.⁴⁵

Die Kleinweltler verfügen über drei verschiedene "Jagd-Strategien" in diesem Spiel:

- (a) Sie können pflanzliche Nahrung aufspüren.
- (b) Sie können Kleinsttiere wie Insekten u. dgl. fangen oder sammeln.
- (c) Sie können Kleintiere von Mäusen bis Hasen, Geflügel und Fische fangen.

Das Jagdspiel I hat grundsätzlich folgende mögliche Ausgänge, die den Kleinweltlern intuitiv bekannt sind:⁴⁶

- (i) Der Jäger verliert sein Leben.
- (ii) Der Jäger geht unverehrt, aber leer aus.
- (iii) Der Jäger findet mehr oder weniger Kleinsttiere.
- (iv) Der Jäger findet mehr oder weniger viel pflanzliche Nahrung.
- (v) Der Jäger fängt mehr oder weniger große Kleintiere.

Über die Wahrscheinlichkeit, mit der einer dieser Ausgänge erreicht werden wird, läßt sich sehr wenig sagen. Die Kleinweltler selbst wissen nichts von Wahrscheinlichkeiten, aber das heißt nicht, daß sie damit nur zu Zufallsentscheidungen fähig sind. Sie haben eine Tradition in diesem Spiel, aufgrund derer ihnen nicht nur die möglichen Ausgänge bekannt sind, sondern auch die Erfahrungen, die Kleinweltler mit den verschiedenen Strategien gemacht haben. Und sie sind in der Lage, aus eigener Erfahrung zu lernen: Sie entwickeln eine Einschätzung davon, was sie bei Verfolgung einer bestimmten Strategie erwartet, und ein Know-how in Verfolgung der verschiedenen Strategien. Beides hat eine dynamisierende Wirkung. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie bei Verfolgung einer bestimmten Strategie erfolgreich sind, wächst von Mal zu Mal.

Anstelle einer willkürlichen Bestimmung von Bewertungen, Wahrscheinlichkeiten und dem daraus resultierenden Nutzen der verschiedenen Strategien und des gesamten Spiels, gebe ich eine informelle Charakterisierung der "Einschätzungen", die Kleinweltler von den Strategien (a) - (c) und dem Spiel insgesamt entwickeln. Diese informelle Charakterisierung erlaubt zwar keine spieltheoretischen Berechnungen, aber sie reicht für meine

Zwecke aus, weil ich nicht darauf aus bin, optimale Strategien zu bestimmen, sondern lediglich daran, Anhaltspunkte für den Fortgang des Spiels zu haben.

Zunächst zur Einschätzung des Spiels insgesamt: Es dient, wie gesagt, der Nahrungsbeschaffung. Damit wird zunächst einmal nur erreicht, daß die Kleinweltler den Mindestgewinn realisieren, der sie im Spiel läßt. Das Spiel kann aber auch schon dazu beitragen, daß ein Kleinweltler mehr gewinnt als nur dieses Minimum. Nahrung ist für Kleinweltler - nicht anderes als für uns - nicht gleich Nahrung. Manche Nahrungsmittel sind Notlösungen, andere geradezu eine Lust. Dazu kommt noch, daß Nahrungsbeschaffung ein Mittel - unter anderen - ist, Prestige in der Horde zu gewinnen, und Prestigegewinn ist auch Lustgewinn.

Wenn man bereits die Sicherung des Existenzminimums als Lustgewinn auffaßt, kann man Lustgewinn allgemein als das bestimmende Moment der Entscheidung für diese oder jene Strategie und dieses oder jenes Spiel im Spiel ansehen und die Einschätzung der Strategien (a) - (c) unter diesem Gesichtspunkt darstellen.

Strategie (a) hat einen wichtigen Vorteil gegenüber allen anderen Nahrungsbeschaffungsstrategien - auch solchen in Jagdspiel II: Diese Strategie kann von fast allen Kleinweltlern angewandt werden und führt in der Regel zu ausreichenden Ergebnissen, d.h. wer so vorgeht, kann sich selbst recht und schlecht ernähren. Ein Nachteil dieser Strategie ist, daß sie, wenn sie ausschließlich gewandt wird, sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, die einem dann für andere Dinge fehlt.⁴⁷

Wie stark der Nachteil zu Buche schlägt, hängt wesentlich davon ab, wie gut ein Jäger ist. Jäger mit großer Erfahrung, die schnell und viel von den beliebtesten Früchten finden, können ganz gut zurecht kommen und sogar noch einiges Prestige gewinnen, wenn sie dabei der ganzen Horde etwas zukommen lassen. Schlechte Jäger ernähren kaum sich selbst und gewinnen kein Prestige.

Die Bedeutung von Strategie (a) liegt vor allem darin, daß sie nicht so exklusiv ist wie andere Strategien: Ein Kleinweltler

kann nach dieser Strategie gleichsam nebenbei handeln, während er z.B. soziale Kontakte zu anderen Kleinweltlern pflegt, was in jeder Form einen gewissen Lustgewinn bringt.⁴⁸ Die Möglichkeit, so das Notwendige mit dem Angenehmen zu verbinden, führt dazu, daß Strategie (a) relativ beliebt ist, obwohl die Kleinweltler tierische Nahrung an sich pflanzlicher Nahrung vorziehen.⁴⁹

Die Beliebtheit von Strategie (a) wird zudem durch einen Rückkopplungseffekt gesteigert: Da man nach dieser Strategie handeln kann, ohne den Kontakt zu den anderen zu verlieren, und da deshalb viele danach handeln, ist die Gefährdung durch wilde Tiere bei dieser Art "Jagd" vergleichsweise gering und kann sogar durch Optimierung des Vorwarnsystems nach und nach gegen Null gehen. Die geringere Gefährdung steigert aber wieder die Attraktivität dieser Strategie, usw. Daß dieser Rückkopplungseffekt nicht dazu führt, daß die Kleinweltler nur noch nach Strategie (a) handeln, dafür sorgt allerdings einmal der Umstand, daß diese Strategie als Nebenbeschäftigung nicht genug einbringt, zum anderen, daß andere Formen der Jagd prestigeträchtiger sind.

Strategie (b) ist keine echte Alternative zu Strategie (a). Sie erfordert etwas mehr Geschicklichkeit, bringt dadurch auch etwas mehr Prestige, aber zugleich ist ein Erfolg hier seltener und die Ausbeute immer gering, was dazu führt, daß größere Prestigegewinne dabei nicht zu erreichen sind. Strategie (b) wird im Verbund mit Strategie (a) angewandt. Auf sich allein gestellt ernährt diese Strategie selbst unter glücklichen Umständen die besten Jäger nicht.

Strategie (c) ist aus verschiedenen Gründen für bestimmte Kleinweltler sehr attraktiv. Da ist einmal der Umstand, daß die so zu erjagende Nahrung sehr beliebt ist, beliebt genug, um größere Mühe zu rechtfertigen. Hinzu kommt, daß die Beute, wenn die Jagd erfolgreich war, groß genug ist, um einen Kleinweltler für längere Zeit zu sättigen. Vor allem aber ist bei dieser Art Jagd der höchste Prestigegewinn überhaupt zu erzielen. Ein Kleinweltler, der sich auf diese Weise ernähren kann, gehört zu den "Herren" der "Kleinen Welt".

Die Höhe des erreichbaren Prestigegewinns hängt unmittelbar mit den Problemen zusammen, die eine Anwendung dieser Strategie mit sich bringt. Zum einen ist die Jagd recht schwierig. Sie erfordert Kraft, Geschicklichkeit und Einfallsreichtum. Zugleich ist sie auch extrem gefährlich, nicht weil die zu jagenden Tiere gefährlich werden können, sondern weil man sich dabei zwangsläufig stärker als sonst der Gefahr aussetzt, selbst Beute anderer Jäger zu werden.

Während der Bedeutung von Strategie (c) "volkswirtschaftlich" gering ist, da so die Horde insgesamt nicht zu erhalten ist, ist ihre "sozialpolitische" Bedeutung bemerkenswert: Welche Rolle ein Kleinweltler in der Horde spielt, hängt wesentlich davon ab, wie er sich in der Anwendung dieser Strategie bewährt. Dabei spielt nicht nur das letztlich abstrakte Prestige eine Rolle, das ein Kleinweltler dabei erwerben kann, sondern auch die ganz handfeste Tatsache, daß er, wenn er sich so ernährt, besonders kräftig wird. Seine Kraft versetzt ihn in die Lage, bei den "Ranglistenspielen" - auf die ich noch zu sprechen kommen werde -entscheidend mitzumischen.

Jagdspiel II

Das Jagdspiel II ist ein n-Personen-Spiel gegen die Natur unter der Bedingung der Ungewißheit.⁵⁰ Die Zahl "n" ist dabei variabel. Ich nehme an, daß sie sich im allgemeinen zwischen $1/8$ und $1/5$ der Zahl der Hordenmitglieder bewegt, je nachdem, was gejagt wird und wieviel Kleinweltler sich zu einer Jagdgesellschaft zusammentun wollen. Bei Treibjagden, von denen unten die Rede sein wird, ist es auch möglich, daß sich alle Hordenmitglieder an dieser Art Jagd beteiligen.

Der Witz dieses Jagdspiels ist es, daß eine gemeinsame Jagd von n Jägern auf lange Sicht einen höheren Nutzen für die Jäger hat, als wenn sie alle einzeln jagen. Das gilt bereits für die einfachste Form der gemeinsamen Jagd: Wenn, sagen wir, fünf Kleinweltler gemeinsam losziehen, um jeder für sich zu jagen, erhöht sich - insbesondere, wenn sie Strategie (c) des Jagdspiels I anwenden - ihre relative Sicherheit und die Wahrscheinlichkeit,

daß sie die prinzipiell in dem Jagdgebiet anzutreffenden Beutetiere auch wirklich erjagen. Was dem einen Jäger entwischt, erjagt u.U. ein anderer.

Selbst wenn man annimmt, daß Kleinweltler ursprünglich nur die Einzeljagd kennen, liegt es nahe zu vermuten, daß ihnen die Vorteile einer gemeinsamen Jagd auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Ausgehend von rein zufälligen gemeinsamen Jagden können sie die Erfahrung machen, daß gemeinsames Auftreten gewisse Vorteile bringt. Sie brauchen, um diese Erfahrung zu machen, keinerlei Begriff von Kooperation o.dgl. Und sie brauchen dabei nicht soweit zu kommen, daß sie sich gemeinsam im Besitz dieser Erfahrung wissen. Es genügt völlig, wenn einige Kleinweltler, jeder für sich und ohne sich davon Rechenschaft zu geben, einen Hang entwickeln, gemeinsam zur Jagd aufzubrechen.⁵¹

Die Koordination einer solchen kollektiven Aktion kann man sich so vorstellen: Ein Kleinweltler macht sich auf zur Jagd, andere schließen sich ihm an. Die Initiative kann immer von demselben oder auch von wechselnden Jägern ausgehen, und die Jagdgesellschaften, die so entstehen, können eine feste oder eine wechselnde Besetzung haben.

Nachdem sich auf diese Weise eine gewisse Routine ausgebildet hat, entwickeln die Beteiligten - und wohl auch die, die sie nur beobachtet haben - ein Gefühl für Abweichungen. Das äußert sich z.B. so: Die Mitglieder einer solchen Jagdgesellschaft werden unruhig. Es ist Zeit zur Jagd zu gehen, aber ihr "Anführer" macht keine Anstalten aufzubrechen. Obwohl die gemeinsame Jagd bislang nicht anders war als eine Art gezielter Koinzidenz, dämmert jetzt in den Mitgliedern der Jagdgesellschaft eine erste Vorstellung von Gemeinsamkeit und Kooperation auf.⁵²

Frustrierende Erfahrungen dieser Art aber auch herausragende Erfolgserlebnisse können dann nach und nach dazu führen, daß aus ursprünglich zufälligen Jägergruppen wirkliche Jagdgesellschaften werden, die nicht nur nebeneinander jagen, sondern in gemeinsamer Aktion. Die Vorteile solcher gemeinsamen Aktion liegen auf der Hand: Zwar erweist sich die Gruppenjagd schon der Einzeljagd überlegen, aber die Gruppe realisiert dabei immer noch

weit weniger, als sie bei besserer Koordination ihrer individuellen Strategien realisieren könnte.

Nachdem eine Jagdgesellschaft sich ihrer selbst als Gesellschaft einigermaßen bewußt geworden ist, kann sie nach und nach ihr gemeinsames Vorgehen optimieren und soweit kommen, daß sie weit mehr erjagt, als sie selbst für ihre Ernährung braucht.⁵³ Da ich weder ein Experte für Jagd bin, noch im weiteren mit der technischen Seite der Jagd befaßt sein werde, gehe ich davon aus, daß die Entwicklung des Jagdspiels II bei Beginn des Spiels "Kleine Welt" folgenden Stand erreicht hat: Zu einer parallelen Anwendung der Strategien (a) - (c) aus Jagdspiel I sind folgende komplexeren Strategien gekommen:

- (d) Systematisches Absuchen eines größeren Gebiets nach pflanzlicher Nahrung. Wer fündig geworden ist, holt die anderen nach.
- (e) Treibjagd auf Kleintiere. Alte, Kinder, Behinderte treiben Kleintiere zusammen, die von den besten Jägern gefangen werden.
- (f) Jagd auf größere Tiere, z.B. Hirsche, Wildschweine, Büffel.

Die Ausgänge sind aus der Sicht der Jagdgesellschaften bis auf den neu hinzukommenden Fang größerer Tiere im wesentlichen dieselben wie bei Jagdspiel I. Zum Nutzen, den die Strategien (d) - (f) für die Jagdgesellschaft und für die einzelnen Jäger haben, werde ich einige informelle Feststellungen treffen, wie ich das bei Jagdspiel I getan habe.

Strategie (d) ist Strategie (a) in vielen Hinsichten überlegen, auch wenn ebensoviele Jäger nach (a) handeln wie nach (d). Wenn die Jäger erst einmal eine gute Aufteilung des Gebiets gefunden haben und wenn sie ihr u.U. verschieden großes Know-how beim Suchen verschiedener Pflanzen richtig einsetzen, realisieren sie weit mehr als eine Menge von Einzeljägern. Die Probleme, die Strategie (d) schaffen kann, liegen aber für moderne Menschen

auf der Hand, und, obwohl ich die Kleinweltler als weniger egoistisch betrachte als moderne Menschen, nehme ich an, daß ihnen die Versuchung auf Dauer nicht entgeht, die darin liegt, ein "Trittbrettfahrer" zu werden⁵⁴ oder sich als Finder einen Vorteil zu verschaffen.

Solang natürliche Solidarität die Kleinweltler dazu bringt, in Verfolgung dieser Strategie ihr Teil beizutragen, sichert diese Strategie optimalen Erfolg. Die Kreativität der Kleinweltler ist aber nicht auf das allgemeine Wohl gerichtet.⁵⁵ Nach dem Zipf'schen Gesetz⁵⁶ der geringsten Anstrengung darf man erwarten, daß einige helle Kleinweltler sehr bald dahinterkommen, daß sie sich auf die faule Haut legen können - was ihnen hohen Lustgewinn bedeutet - während die braven Artgenossen die ganze Arbeit machen.

Strategie (d) hat alle Anlagen zu einem Gefangenen-Dilemma. Solange nur ein oder zwei Kleinweltler zu "Trittbrettfahrern" werden, kann diese Strategie noch ganz gut funktionieren, aber sobald die Trittbrettfahrerei um sich greift, sinkt zunächst einmal die Effizienz der Strategie, dann bricht sie vollends zusammen, weil die wenigen, die zuletzt noch ihren Beitrag zu der gemeinsamen Sache geleistet haben, auch nicht mehr bereit sind mitzuspielen. Das führt dann entweder zu einem Rückfall auf Strategie (a), oder aber zu einer Reihe von Maßnahmen, die Strategie (d) in einer wesentlich modifizierten Form erneuern können.

Wichtig für den Erfolg von Strategie (d) ist, daß hinreichend viele Kleinweltler sich daran beteiligen. Ist ein Gefangenen-Dilemma aufgebrochen, läßt sich ausreichende Beteiligung immer noch erreichen, indem man dafür sorgt, daß sich die Bewertungen hinreichend vieler Kleinweltler in dieser Angelegenheit in verschiedenen Punkten entscheidend ändern. Einige der einschlägigen Maßnahmen dabei sind allerdings recht kompliziert und noch jenseits der Möglichkeiten von Kleinweltern. Eine sehr effiziente Maßnahme dürfte ihnen aber von Anfang an zur Verfügung stehen: Brutale Gewalt und, nachdem genügend Kostproben von Gewaltanwendung gegeben worden sind, auch die Androhung von Gewalt.

Wenn ein Kleinweltler, der sich weigert, seinen Beitrag zu Strategie (d) zu leisten, befürchten muß, von einem der Hordenchefs⁵⁷ furchtbar zugerichtet zu werden, dann wird das seine Bewertung der Verweigerungsstrategie so beeinflussen, daß er lieber auch allein nach der Strategie (d) handelt, als nicht danach zu handeln, und damit ergibt sich kein Gefangenen-Dilemma mehr. Man sieht: Gewalt ist durchaus ein Mittel, Probleme zu lösen.⁵⁸

Herrschaft auf der Basis von Gewalt kann die Verhältnisse, die durch Konflikte von der Art des Gefangenen-Dilemmas instabil geworden sind, wieder stabilisieren. Sie führt aber nur solange zu stabilen Verhältnissen, solange sie aufrecht erhalten werden kann. Sie hält, bildlich gesprochen, nur den Deckel auf dem Topf und verhindert nicht schon das Kochen. Die Stationen der weiteren Entwicklung, bei der dann auch kommunikatives Handeln wichtig wird, sind schon vorprogrammiert.

Strategie (e) kann grundsätzlich zu denselben Problemen führen wie Strategie (d). Weitere Probleme kommen hinzu. Aber bevor ich darauf zu sprechen komme, ist noch festzustellen, was für diese Strategie spricht. Diese Strategie ist an sich optimal unter allen Jagdstrategien der Kleinweltler. Wenn man davon ausgeht, daß das Gebiet, in dem sie leben, eine kräftige Population von Kleintieren hat, führt eine Treibjagd fast zwangsläufig und vor allem vergleichsweise gefahrlos zu einer reichen Beute. Eine Treibjagd dann und wann genügt, um die Versorgung der ganzen Horde sicherzustellen. Dadurch wird nicht zuletzt Zeit gewonnen für andere Beschäftigungen, insbesondere auch für solche, die eine Steigerung des Lustgewinns bringen. Außerdem ist eine Treibjagd selbst eine soziale Veranstaltung, die einen beachtlichen Lustgewinn bringen kann.

Das alles scheint Strategie (e) geradezu ideal zu machen. Wenn sie dennoch nicht die Strategie schlechthin wird, dann aus diesen Gründen:

- (i) Eine Treibjagd ist weniger prestigeträchtig als Einzeljagd oder Anwendung von Strategie (f).

- (ii) Bei einer Treibjagd gibt es verschiedene Aufgaben zu erfüllen, die den Kleinweltlern verschieden attraktiv erscheinen: Treiber sind lediglich Helfer, während das eigentliche Jagen jenen obliegt, die ohnedies in der Rangordnung höher stehen und die diese Rangordnung u.a. auch dadurch bestätigen, daß sie diese Aufgaben übernehmen. Soweit eindeutig hochrangige und eindeutig niederrangige Spieler aufeinandertreffen, führt das nicht zu Schwierigkeiten. In den mittleren Rängen ist dagegen ein Konflikt zwischen den Kandidaten für die Treiber- bzw. Fängerrollen fast unausweichlich. Unklarheit über die Rollenverteilung mindert aber entschieden die Effizienz der Treibjagd, was wiederum dazu führen kann, daß gerade die besten Fänger lieber allein jagen und so zu einer weiteren Verschlechterung des Ergebnisses beitragen.
- (iii) Wenn einer allein jagt, hat er eine vergleichsweise gute Chance, seine Beute auch für sich zu behalten, obwohl parasitäre "Kleinweltherren" in der Manier von Löwenpascas den schwächeren Kleinweltlern ihre Beute nach Möglichkeit entreißen. Bei Treibjagden ist es dagegen für schwächere Kleiweltler nicht möglich, sich einen fairen Anteil - geschweige denn den Anteil, den sie wollen - zu sichern. Alles fällt erst einmal den "Herren" zu.

Die Verteilung der Beute ist ganz menschlich, d.h. alles andere als human. Da die Kleinweltler nicht so gebaut sind, daß sie sich ohne weiteres in ihr Schicksal fügen, führen die Modalitäten der Beuteverteilung dazu, daß gute Jäger aus den mittleren Rängen, die an sich eine Hauptrolle bei der Jagd spielen müßten, es vorziehen, auf eigene Faust zu jagen.

Anders als im Fall des Gefangenen-Dilemmas im Zusammenhang mit Strategie (d), haben die "Herren" hier keine Möglichkeit, die renitenten Jäger so zu terrorisieren, daß sie eine Treibjagd veranstalten, denn dazu müßten sie organisatorische Fähigkeiten in weit höherem Maße besitzen, als sie ihnen in den Anfängen der

"Kleinen Welt" zur Verfügung stehen. Machtausübung ist in dieser Phase noch ganz an direkte Drohung gebunden. Auf diesem Weg ist es aber nicht möglich, eine größere Anzahl von Jägern und Treibern zur Jagd zu zwingen, ganz abgesehen davon, daß sich Jäger und Treiber unter Zwang nur dann richtig organisieren, wenn sie in ihre Funktionen "eingewiesen" werden.

Strategie (f) ist das Pendant von Strategie (c) auf der Ebene kollektiver Aktion. Strategie (f) stellt hohe Anforderungen an die Jagdgemeinschaft, die sie verfolgt. Die Jäger müssen ihre Aktionen in einer sehr viel komplizierteren Weise koordinieren als etwa Treiber und Jäger bei einer Treibjagd. Man kann deshalb davon ausgehen, daß Jagdgemeinschaften, die Strategie (f) erfolgreich anwenden, gut aufeinander eingespielt sein müssen, und das bedeutet insbesondere, daß sie über längere Zeit zusammenhalten müssen.

Strategie (f) kann relativ zum Einsatz an Kraft und Zeit den höchsten Gewinn für die Jäger bringen, die diese Strategie anwenden. Sie ist aber sehr gefährlich für die einzelnen Jäger, weil die Beutetiere zum Teil recht wehrhaft sind. Diese Strategie wird deshalb nur von den kühnsten Jägern, von regelrechten "Glücksrittern", gespielt, die mehr als hinter der Beute hinter dem Lustgewinn her sind, den Prestigegewinn und Abenteuer bringen können.

Strategie (f) ist keine reine Versorgungsstrategie. Man kann sie auch in Zusammenhang von Herrschaft und Eroberung sehen. Die Jagdgemeinschaften, die diese Strategie spielen, erlegen nicht nur Tiere, die ihrer Nahrungsversorgung dienen. Sie gehen soweit, auch feindliche Tiere zu töten oder zumindest einzuschüchtern. Ohne zu unterstellen, daß sie sich dessen bewußt sind, könnte man sagen, daß sie auf Kontrolle aus sind, daß sie sich "die Erde untertan" machen wollen.⁵⁹

Die beiden Jagdspele und das Vorwarnsystem - verbunden mit Flucht- und Gegenangriffsstrategien, zu denen im Zusammenhang mit Strategie (f) noch eine Art Präventivangriff kommt - sichern den Kleinweltlern erst einmal nur ihre nackte Existenz. Bei der Skizze dieser Spiele und Strategien war aber auch schon die Rede

von Gesichtspunkten kleinweltlichen Handelns, die über reine Existenzsicherung hinausweisen.

Kleinweltler sind gerade solange aktiv an ihrem Überleben interessiert, wie dieses akut gefährdet scheint. Sobald sie - und sei es nur für eine bekanntermaßen kurze Zeit - einigermaßen sicher scheinen, treten andere Interessen in den Vordergrund, andere Triebe und Motive bestimmen ihr Tun und Lassen. Als Spielgedanken der "Kleinen Welt" kann man deshalb bestimmen⁶⁰, daß es nicht nur darauf ankommt, sich solange wie möglich im Spiel zu halten, sondern ganz wesentlich auch darauf, die Zeit, die man im Spiel bleibt, möglichst lustvoll zu gestalten.⁶¹

Was den Kleinweltlern jeweils als lustvoll bzw. mehr oder weniger lustvoll erscheint, lasse ich letztlich unbestimmt. Entscheidend für ihr "Lustprinzip" ist nicht, was ihnen Lust bereitet, sondern nur, daß sie manches anderem vorziehen.⁶² Ich nehme an, daß sich die Kleinweltler in vielen Dingen auch hinsichtlich ihrer Präferenzen gleichen, aber es ist grundsätzlich möglich und für den Aufbau der Sozialstruktur sogar ausgesprochen interessant, daß Kleinweltler radikal verschiedene und vor allem auch komplementäre Präferenzen haben können.⁶³

Obwohl grundsätzlich Raum ist für jede "Abnormität", scheint es mir doch sinnvoll anzunehmen, daß es so etwas wie prima facie Quellen der Lust gibt, die einerseits für viele Kleinweltler bestimmend sind, andererseits Ausgangspunkte der verschiedenen Spezialitäten sind. Dies anzunehmen ist wichtig, weil die Möglichkeit, kleinweltliches Handeln zu verstehen, wesentlich darauf baut, daß man eine Hypothese darüber hat, was die Kleinweltler zu ihrem Handeln bewegt haben könnte. Und das gilt nicht nur für uns als Beobachter der "Kleinen Welt", sondern in ähnlicher Weise auch für die Kleinweltler selbst, die Handlungen ihrer Artgenossen verstehen wollen und müssen.⁶⁴

Unter dem, was - prima facie - Kleinweltlern Lust bringen kann, unterscheide ich Monologisches und Dialogisches. Eine monologische Quelle der Lust ist etwa - je nach Jahreszeit - ein warmer oder ein schattiger Ruheplatz oder eine reiche Beute bei einer Jagd nach Strategie (c). Dialogische Quellen der Lust sind

solche, bei denen Anwesenheit, Verhalten oder Handeln weiterer Kleinweltler von Bedeutung ist.

Monologischer Lustgewinn ist im weiteren allenfalls soweit von Interesse, wie er durch die Intervention anderer Kleinweltler gefördert oder gemindert wird. Der Schwerpunkt der weiteren Betrachtung liegt auf dialogischem Lustgewinn. Hierzu ist zunächst einmal festzustellen, daß Kleinweltler soziale Wesen sind, die ihre Horde brauchen, um leben zu können. Auch wenn sie - entgegen der oben gemachten Voraussetzung - in der Lage wären, als Individuen ganz auf sich gestellt zu überleben, könnten sie ein solches Leben allein auf Dauer nicht ertragen und würden vorzeitig zugrunde gehen.

Kleinweltler sind mehr als auf alles andere in ihrer Welt auf andere Kleinweltler fixiert. Ausschluß aus der Horde ist für sie eine Strafe, die durch nichts zu überbieten ist.⁶⁵ Sie brauchen einander - abgesehen von ihrer frühen Kindheit - gar nicht so sehr zum physischen Überleben, dafür aber unabdingbar für ihre psychische Existenz: Schon die reine Präsenz anderer Kleinweltler wirkt beruhigend auf einen Kleinweltler. Selbst der größte Streit bringt sie nicht soweit, die anderen wirklich zu verlassen.

Kleinweltler haben ein unbezwingbares Bedürfnis nach Kontakt.⁶⁶ Sie brauchen die räumliche und oft auch die körperliche Nähe anderer Kleinweltler, um sich ausleben zu können. Sie leben sich aus in zahllosen Spielen und Spielchen, die sich dadurch auszeichnen, daß in ihnen entweder bestimmte Kontakte gepflegt werden, oder solche Kontakte hergestellt werden sollen. Die Kleinweltler sind in diesen Spielen ganz unter sich, d.h. sie sind nur mit sich selbst befaßt und nicht mehr mit einer feindlichen Natur wie in den Jagdspielen.

Diese neue Art von Spielen kann man sich in der Art von Kinderspielen vorstellen. Wichtig an diesen Spielen ist nicht so sehr, was die Spieler im einzelnen tun können, sondern, was es für die sozialen Beziehungen der Spieler zueinander bedeutet, daß sie ein solches Spiel spielen. Um die Sache nicht über die Maßen zu komplizieren, beschränke ich mich darauf, drei Grundtypen dieser

Art Spiele zu skizzieren und auf die Probleme hinzuweisen, die mit diesen Spielen allgemein verbunden sind.

Typ I: Das Ranglistenspiel

Kontakt unter Kleinweltlern ist nicht notwendig eine harmonische Angelegenheit, bei der Gleiche oder Gleichgesinnte ihre Freude aneinander haben. Wie sich die Kontakte von Kleinweltlern zueinander gestalten, ist - abgesehen von eventuell wichtigen äußeren Bedingungen - abhängig davon, wie ihr sozialer Status in der "Kleinwelthierarchie" anzusetzen ist.

Im allgemeinen gilt, daß ein ranghöherer Kleinweltler Anspruch auf Ehrerweisung durch die rangniedrigeren Kleinweltler hat, die seine Wege kreuzen. Sie müssen "zu Kreuze kriechen", ihm ihre Beute überlassen, den Weg freigeben u.dgl. Sie m ü s s e n das, weil sie sonst damit rechnen müssen, von dem ranghöheren Kleinweltler angegriffen und übel zugerichtet zu werden.

Wenn Kleinweltler mit extremem Rangunterschied aufeinander treffen, gibt es dabei keine Probleme, weil jeder weiß, was geboten ist. Die Hierarchie der Kleinweltler ist aber weder transitiv noch über längere Zeit stabil. Ein Kleinweltler erbt bei Geburt keinen sozialen Status und es gibt keine Institution, die dafür Sorge trägt, daß die einmal bestehende Ordnung festgeschrieben wird. Die Rangfolge der Kleinweltler ist ständig im Fluß, ständig umkämpft.

Die meisten Kleinweltler sind daran interessiert, eine möglichst hohe Position in der "Kleinwelthierarchie" zu erreichen. Das ist weder logisch, noch besonders vernünftig, sondern ein angeborener Charakterzug. Um eine solche Position zu erreichen, tun diese Kleinweltler so ziemlich alles, was dabei hilfreich ist.

Für die Anfänge der "Kleinen Welt" nehme ich an, daß im wesentlichen zwei Strategien im Kampf um einen hohen Rang verfügbar sind: Qualifikation als guter Jäger und direkter Zweikampf mit jedem anderen Kleinweltler, der einem den Rang streitig macht. Da die Jagdleistungen aber keine hinreichend überzeugenden

Unterschiede gerade zwischen gleich- oder ähnlich guten Jägern erlauben, werden die kritischen Fälle im allgemeinen durch Zweikampf entschieden.

Zweikämpfe dieser Art finden andauernd statt. Ich nenne sie "Ranglistenspiele". Diese Ranglistenspiele sind als 2-Personen-Null-Summen-Spiel zu verstehen⁶⁷, die allerdings keine eindeutige, transparente Rangliste zuwegebringen. Die Charakterisierung als Null-Summen-Spiel besagt, daß in diesen Spielen der Gewinner auf Kosten des Verlierers gewinnt, was jener verliert. Die Summe von Gewinn und Verlust ist deshalb gleich null. Das bedeutet auch, daß die Kontrahenten keinerlei gemeinsame Interessen haben und sich gewissermaßen in einem totalen Krieg befinden.⁶⁸

Die Auffassung, daß die Ranglistenspiele als Null-Summen-Spiele zu verstehen seien, ist allerdings nur bedingt korrekt. Sie trifft nur zu, wenn man ein solches Spiel isoliert betrachtet. Ein wesentlicher Gesichtspunkt der Konstruktion der "Kleinen Welt" ist aber gerade, Spiele dieser Art in einen wirklichkeitsnahen Lebenszusammenhang zu stellen. In den Ranglistenspielen der Kleinweltler kann zwar in extremen Fällen sogar das Leben der Kontrahenten auf dem Spiel stehen, im allgemeinen gilt aber, daß die Kontrahenten nicht bis zum Äußersten gehen. Sie geben eine aussichtslose Schlacht verloren, lang bevor sie am Ende sind, weil sie intuitiv wissen, daß mit dieser Schlacht dann noch nichts endgültig entschieden ist, daß sie eine neue Chance haben können.⁶⁹

Die aktuelle Rangliste ist für Kleinweltler eine sehr wichtige Angelegenheit, aber im Weltzusammenhang eben doch nicht ein und alles. Der Verlust, den sie in einem Ranglistenspiel erleiden, ist zwar total, aber nur bezogen auf die Höhe des Einsatzes. Wie hoch der Einsatz dabei im einzelnen ist, den ein Kleinweltler einbringt, hängt ganz entscheidend davon ab, wieviel ihm ein bestimmter Ranglistenplatz und wieviel ihm andere Dinge in seinem Leben wert sind. Es kann deshalb sehr gut sein, daß zwei Kleinweltler um ein und dasselbe kämpfen und dabei doch einen verschiedenen hohen Einsatz bringen.⁷⁰

Die Unterschiede in den Bewertungen von Ranglistenpositionen durch die einzelnen Kleinweltler sind anfänglich noch gering anzusetzen. Sie werden aber immer wichtiger, weil sich im Zug der weiteren Entwicklung der "Kleinen Welt" neue interessante Handlungsmöglichkeiten für die Spieler ergeben, die sich dann auf neue Weise profilieren können. Nach und nach wird dabei die ursprünglich hohe Bedeutung des brachialen Zweikampfs demonstriert, und neue, mehr indirekte Formen von Ranglistenspielen kommen auf, in denen nicht mehr nur Kraftmeier die höchsten Positionen in der "Kleinen Welt" erreichen können.⁷¹ Ich werde darauf in der Beschreibung der späteren Phasen des Spiels "Kleine Welt" zurückkommen.

Noch eine Bemerkung zu den Strategien in Ranglistenspielen: Die oben genannten Strategien aus der Gründerzeit der "Kleine Welt" sind nur ein Anfang. Ranglistenspiele sind eine Art catch as catch can: Alles und jedes ist erlaubt, was die gewünschte Wirkung zeigt, weil es keinerlei Instanz gibt, die Regeln erlassen und ihre Einhaltung kontrollieren könnte. Das geht sogar so weit, daß ein Kleinweltler einem anderen einen Ranglistenkampf aufzwingen kann, obwohl der sich gar nicht in einem solchen Zusammenhang wähnt. In den raffinierten Formen, die Ranglistenspiele in der "Großen Welt" annehmen können, kann es sogar vorkommen, daß solche Spiele ohne Wissen vieler Beteiligten ausgetragen werden, die sich dann als Verlierer sehen, ohne überhaupt realisiert zu haben, daß ihre Sache verhandelt wurde.

Typ II: Freundschaftsspiele

Über der Beschreibung der Ranglistenspiele ist möglicherweise der Eindruck entstanden, daß die Kleinweltler ein total kompetitives Volk sind, in dem jeder auf sein privates Bestes aus ist. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit über die Kleinweltler.

Sie kennen auch so etwas wie Freundschaft. Diese Freundschaft ist dabei sowenig eine moralische Qualität der Kleinweltler wie ihre verbreitete Rivalität. Freundschaft ist wie Rivalität in ererbten Eigenschaften von Kleinweltlern begründet, ist also ein Teil ihrer Natur.

Naturbedingt ist an der Freundschaft unter Kleinweltlern allerdings nur eine nicht rational begründete - deshalb aber nicht irrationale - ursprüngliche Sympathie, die manche Kleinweltler für andere empfinden und die sich darin äußert, daß sie diesen anderen weniger kompetitiv als kooperativ entgegentreten. Wie sich die Freundschaft im weiteren gestaltet, wie "tief" sie wird und ob sie überhaupt Bestand hat, hängt davon ab, was die befreundeten andern ihrerseits für die Kleinweltler empfinden, die ihnen Sympathie entgegenbringen, und wie sich das Zusammenspiel der "Freunde" anläßt.

Sympathie ist zunächst einmal ein Impuls, die Nähe eines bestimmten andern zu suchen.⁷² Wenn dieser andere eine ähnliche Sympathie für den empfindet, der sich nähert⁷³, ziehen beide bereits aus ihrer gegenseitigen Nähe Gewinn. Es ist aber auch möglich, daß der andere keine Sympathie oder gar Rivalität für den sich Nähernden empfindet. In diesem Fall führt die Annäherung zu Frustration und Unlust, die u.U. in aggressiven Akten abreagiert wird.

Um nicht die gesamten emotionalen Beziehungen zwischen Kleinweltlern betrachten zu müssen, konzentriere ich mich hier auf den Fall, in dem sich zwei oder mehr Kleinweltler gegenseitig gleichermaßen sympathisch sind. Sie spielen dann spezielle Freundschaftsspiele miteinander, in denen ihr Lustgewinn dadurch gesteigert wird, daß sie besonders gut kooperieren. Das ist immer dann der Fall, wenn sie ihre Bemühungen optimal koordinieren können.

Erfolgreiche Koordination ist das zentrale Problem auch und gerade in Freundschaftsspielen. Sie versteht sich auch bei gegenseitiger Sympathie und dadurch bedingter Kooperationsbereitschaft nicht von selbst. Das kann ein einfaches Beispiel zeigen: Menschen, die sich mögen, suchen einander zu treffen. Sie haben aber keinen Treffpunkt ausgemacht, der ihnen erlauben würde, ihren gemeinsamen Wunsch einfach in die Tat umzusetzen. In dieser Situation liegt es nahe, daß jeder sich dorthin begibt, wo der andere seiner Meinung nach wahrscheinlich hingehen wird. Wenn es jetzt einen Ort gibt, der für beide gleichermaßen als Treffpunkt

naheliegender scheint, kann es ihnen gelingen, sich doch zu treffen. Sobald es aber mehrere solche Punkte gibt, wird die Koordination extrem schwierig, vielleicht sogar unmöglich.

Wenn in einer solchen Lage eine Koordination der Strategien gelingt, führt das zu einer Steigerung der Freude an dem Zusammenreffen. Umgekehrt führt Mißerfolg, auch wenn er fast unvermeidlich war, zu einer gewissen Unlust: Man hat das Gefühl, sich doch nicht so gut zu verstehen, wobei *verstehen* nicht *Sinn verstehen* heißt, sondern *harmonisieren, zusammenpassen* o.dgl.

Freundschaft zeigt sich nicht nur in speziellen Freundschaftsspielen. Sie zeigt sich auch in der Art und Weise wie befreundete Kleinweltler ganz allgemein in der "Kleinen Welt" miteinander umgehen. Sie spielen keine Ranglistenspiele, die sie zu Gegnern machen. Ihre Zweikämpfe sind nur spielerische Rauferei. Und in begrenzten Konflikten - auf die ich unter Typ III gleich noch zu sprechen kommen werde - suchen sie stets die Lösung zu finden, die ihnen den größten gemeinsamen Gewinn bringt.

Freundschaft ist eine spielübergreifende Beziehung: Wenn zwei Kleinweltler erst einmal Freunde geworden sind, dann endet ihre Freundschaft nicht mit dem Spiel, in dem sich ihre Freundschaft gezeigt hat. Freunde bilden eine Solidargemeinschaft, eine Art Dauerkoalition, die gemeinsamen Nutzen über den vermeintlichen privaten Nutzen stellt.⁷⁴ In n-Personen-Spielen treten Freunde nach Möglichkeit wie e i n Spieler auf.

Typ III: Begrenzte Konflikte⁷⁵

In ihren Spielen begegnen sich Kleinweltler nicht immer nur als bedingungslose Feinde oder aber als Freunde. Es kommt auch vor, daß sie bei aller Konkurrenz auch gewisse gemeinsame Interessen haben. Der Konflikt, indem sie sich dann befinden, ist - anders als bei Null-Summen-Spielen - nicht total, sondern begrenzt. Das bedeutet, daß in solchen Spielen nicht unbedingt die Strategie den größten Gewinn bringt, die den Konkurrenten am meisten schädigt, sondern u.U. auch eine Strategie, die dem Konkurrenten sogar noch mehr Gewinn bringt als einem selbst.⁷⁶

Begrenzte Konflikte dieser Art sind in den Anfängen der "Kleinen Welt" noch recht selten. Sie gewinnen später aber eine überragende Bedeutung. Von diesen begrenzten Konflikten geht dann bei weitem der stärkste Impuls für die Entwicklung einer immer reicheren Kommunikation aus. Daß ich solche Konflikte bereits hier betrachte, hat folgenden Grund: Die Kleinweltler sind zwar anfänglich noch kaum imstande, solche Konflikte wirklich auszutragen oder auch nur zu haben, aber die Interessenkonstellationen, die zu solchen Konflikten führen, sind in gewisser Weise bereits angelegt, und es ist nurmehr eine Frage der Zeit, bis besonders aufgeweckte Kleinweltler ein Gespür dafür entwickeln.

Begrenzte Konflikte unter Kleinweltlern können die verschiedensten Formen annehmen. Sie können in 2-Personen-Spielen und n-Personen-Spielen auftreten, in Spielen mit Information und Spielen ohne Information. Sie können eine, aber auch mehrere Lösungen haben, stabile und instabile Lösungen. Hier ist nicht der Ort, eine Systematik dieser Spiele zu entwickeln.⁷⁷ Ich werde in den folgenden Kapiteln eine Reihe solcher Spiele einführen und beschränke mich hier darauf, einige typische Fälle kurz zu charakterisieren.

Ein vergleichsweise unproblematischer Fall liegt vor, wenn die gewinnträchtigste Strategie jedes beteiligten Kleinweltlers zugleich die beste Strategie der anderen ist. Angenommen, eine Gruppe von Kleinweltlern ist unterwegs zu einer Wasserstelle. Ein Hindernis, das keiner allein beseitigen kann, verstellt ihnen den Weg. Wenn jeder anpackt, können sie das Hindernis wegräumen. Obwohl keiner ein Interesse daran hat, daß auch die anderen zu der Wasserstelle kommen, spricht nichts dagegen, daß er sich an der gemeinsamen Aktion beteiligt, weil er so seinen Nutzen realisieren kann.

Eine kleine Änderung in den Annahmen zur Zielsetzung der Beteiligten und den Lösungsbedingungen kann hier bereits dramatische Konsequenzen haben. Angenommen, die Kleinweltler wollen nicht zu einer Wasserstelle, sondern zu einem Baum voll Früchten, der aber nicht genug Früchte für alle hat. Angenommen weiterhin, daß nicht unbedingt alle Anwesenden mithelfen müssen, um das Hin-

dernis wegzuräumen, dann sind verschiedene Strategien möglich, die zu optimalem Gewinn führen können: Grundsätzlich ist zwar möglich, daß alle zusammen das Hindernis wegräumen und dann zusammen zu dem Baum gehen, um die Früchte gleichmäßig zu verteilen. Es ist aber kaum zu erwarten, daß so eine Lösung zustande kommt, weil (a) die Versuchung, sich Vorteile zu verschaffen zu groß ist und (b) das Wissen um diese Versuchung verhindert, daß ein paar Kleinweltler die Dummen spielen. Mit anderen Worten: Die beteiligten Kleinweltler sind wieder einmal in ein Gefangen-Dilemma verstrickt.

Ein dritte Fall besonderer Art und Problematik ist gegeben, wenn ein Problem mehrere gleichwertige aber eben verschiedene Lösungen hat. Ein solches Problem, das eigentlich gar keines zu sein scheint, kann u.U. sehr unangenehm werden: Wenn schon Buridans Esel zwischen zwei Heuhaufen verhungern konnte, obwohl er doch nur mit sich selbst einig werden mußte, wieviel schwieriger wird es dann, eine größere Anzahl von Kleinweltlern auf eine Lösung zu vereinigen. Hier zeigt sich ein reines Koordinationsproblem, dessen Lösung Anlaß zur Entwicklung von Konventionen, Normen und ganzen Institutionen werden kann, die autoritär Lösungen verordnen.

Möglicherweise noch verrückter ist die Lage, wenn zwei - bzw. n-Lösungen bei n-Peronen-Spielen - möglich sind oder scheinen, die zwar für alle Beteiligten Vorteile bringen, aber einmal diesen und einmal jenen Spieler bevorzugen. Zur Illustration eine Matrix eines solchen Spiels in Normalform:

		a	B	b
a		1	o	
		2		o
A		o	2	
b		o		1

Jedesmal, wenn Spieler A und Spieler B nach derselben Strategie handeln, bringt ihnen das Gewinn, während ein Handeln nach verschiedenen Strategien beide leer ausgehen läßt. Da die größten Vorteile der beiden Spieler aber mit verschiedenen Strategien verbunden sind, kommen sie nicht so leicht zu einer Koordina-

tion, solange sie nicht über Mittel und Wege verfügen, Absprachen zu treffen. Solche Mittel gehen den frühen Kleinweltlern ebenso ab wie die Fähigkeit, durch eine besondere Spielweise zu signalisieren, wie man sich für beide Seiten befriedigend arrangieren könnte. Aber, wenn auch die Lösung dieses Konflikts zunächst unerreichbar bleibt, so bleibt in jedem Fall der Reiz des scheinbar greifbar nahen Gewinns, der die Kleinweltler nicht ruhen läßt, bis sie Mittel zur Lösung des Konflikts gefunden haben.

Begrenzte Konflikte in jeglicher Form sind für die weitere Entwicklung der "Kleine Welt" von zentraler Bedeutung. Sie dynamisieren die "Kleine Welt", weil sie die Kleinweltler zur Erfindung immer neuer Strategien für Kooperation und Konkurrenz anregen. Begrenzte Konflikte sind an sich nicht auf Menschen beschränkt - bzw. auf Kleinweltler, die in meinem Modell die Rolle von Menschen spielen -, aber anders als Tiere, die solchen Konflikten hilflos ausgeliefert sind, verfügen Menschen über eine Problemlösungskompetenz, die sie dahin bringen kann, die Konflikte zu erkennen und immer wieder Abhilfe zu schaffen.

2.4. Das Spiel "Kleine Welt". Phase II

Mit den "sprachlosen" Spielen, die in Phase I vorgestellt bzw. skizziert wurden, ist in etwa ein Rahmen abgesteckt für die Entwicklung von kommunikativen Problemlösungsstrategien in der "Kleinen Welt". Es ist jetzt an der Zeit, die Kleinweltler zum Sprechen zu bringen, d.h. mit dem sinnhaften Aufbau ihrer pragmatischen Kommunikation zu beginnen. Große Sprünge darf man dabei freilich nicht erwarten: Den Kleinweltlern fällt keine fertige Sprache in den Schoß. Sie müssen sich in gewisser Weise an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen. Man kann sich deshalb ihre ersten Schritte zu einer primitiven Sprache kaum klein genug vorstellen.⁷⁸

Die Kleinschrittigkeit der Entwicklung kleinweltlicher Kommunikation ist bedingt durch die Radikalität des Problems, vor dem sie stehen - natürlich ohne das auch nur zu erahnen. Sie müssen bei Null anfangen. Man darf sich die ersten Kleinweltler, die so etwas wie kommunikatives Handeln entwickeln, nicht - wie Berger

und Luckmann dies in ähnlichem Zusammenhang tun - einfach als eine Gemeinschaft denken, die keine gemeinsame Sprache hat.⁷⁹ Sie haben weder eine gemeinsame, noch überhaupt eine Sprache mit allen Konsequenzen, die das für ihre Möglichkeiten hat, etwas zu planen, abzuwägen, zu antizipieren, kurz: zu denken.

Die frühen Kleinweltler sind sprachlos wie neugeborene Kinder und dabei noch in einer ungleich schwierigeren Lage, weil für sie, anders als für unsere Kinder, keine hochentwickelte Sprache bereitsteht, die sie regelrecht aufgedrängt bekommen. Die frühen Kleinweltler lassen sich am ehesten noch mit den sagenhaften Wolfskindern vergleichen⁸⁰, die ohne Kontakt zu Menschen und damit ohne Kontakt zu einer Tradition kommunikativen Handelns aufgewachsen sind und in ihrer Isolation keinerlei Sprache entwickeln konnten.⁸¹

Die Kleinweltler sind nicht in der Lage, aus ihrer Sprachlosigkeit heraus auf Anhieb vollwertige kommunikative Akte zuwege zu bringen. Der Weg zu solchen Akten führt zunächst einmal über einen entscheidenden Wandel in der Einstellung zu bestimmten Phänomenen der noch naturhaften Lebenspraxis von Kleinweltlern. Zu dieser Praxis gehören bestimmte Verhaltensweisen, die Kleinweltler bei bestimmten Anlässen an den Tag legen und die dann anderen Kleinweltlern als Orientierungspunkte dienen, obwohl die Verhaltensweisen durchaus nicht daraufhin angelegt waren, Orientierungshilfen zu geben. Diese Verhaltensweisen bilden jetzt die Rohform einer sich entwickelnden Kommunikation, ohne selbst im vollen Sinn des Wortes kommunikativ zu sein.⁸²

Ein anschauliches Beispiel präkommunikativer Verhaltensweisen, die ähnliche Wirkungen haben können wie bestimmte kommunikative Akte, bietet die Vorwarnpraxis der Kleinweltler: Warnen ist für uns ein kommunikativer Akt. Ich will, daß du auf eine Gefahr aufmerksam wirst. Um dich darauf aufmerksam zu machen, rufe ich dir etwas zu. Die Vorwarnpraxis der frühen Kleinweltler ist - wie die Praxis wildlebender Tiere - nicht wirklich kommunikativ. Strenggenommen ist sie nicht einmal eine Praxis des Warnens. Sie macht nur auf uns den Eindruck, eine solche Praxis zu sein, da wir den Akt des Warnens kennen.

Die noch naturhafte Vorwarnpraxis der Kleinweltler funktioniert nicht auf der Grundlage intentionaler Warnungen, sondern auf der Grundlage monologischer Beobachtung. Wie in 2.3. ausgeführt, ist nichts für Kleinweltler so interessant wie andere Kleinweltler. Sie achten ständig auf das, was ihre Artgenossen tun. Wenn nun ein Kleinweltler plötzlich in Schreckensschreie ausbricht, die als reine Ausdruckslaute ohne kommunikative Absicht vorgebracht werden⁸³, nehmen die anderen Kleinweltler, die ihn so schreien hören, sein Schreien als ein Zeichen für Gefahr, nicht anders als etwa aufgeregtes Vogelgezwitscher, Löwengebrüll, Knacken im Unterholz u.dgl. Ihre Reaktion ist instintiv: Sie fliehen auf Bäume und in Höhlen.⁸⁴

Das ursprüngliche Warnsystem ist, wie man sieht, gar kein System, sondern eher eine Art Kettenreaktion. Ein erster Schritt in Richtung auf echtes Warnen könnte jetzt z.B. so aussehen: Ein Kleinweltler, der sich zum Zeitpunkt eines "Alarms" bereits in einer sicheren Lage befindet, faßt sich nach dem ersten Schreck und beobachtet, wie einige Bären auf die Lichtung treten und sich an der Beute gütlich tun, die von den Kleinweltlern in heillosen Flucht zurückgelassen wurde. Er ist zwar nicht imstande, diese Erfahrung auf Anhieb zu verarbeiten, aber, da er ein besonders neugieriges Exemplar seiner ohnedies neugierigen Rasse ist, läßt ihn die Erfahrung nicht wieder los.

Bei nächster Gelegenheit verspürt er neben einem Drang zur Flucht auch eine gewisse Neigung zu bleiben und zu beobachten. Halbwegs in Sicherheit wendet er sich der verlassenen Szenerie zu und beobachtet Ähnliches wie beim ersten Mal. Eine Versuchung keimt in ihm auf, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben könnte, ohne daß er wüßte, wohin es ihn zieht, bis er endlich soweit ist, dieser Versuchung zu erliegen: Ohne Not bricht er in Angstgeschrei aus und bringt die Horde dazu zu fliehen. Zurück bleibt die Beute einer erfolgreichen Jagd.⁸⁵

Der Angstschrei dieses Kleinweltlers ist noch kein kommunikativer Akt, aber er hat eine neue Qualität. Er ist willkürlich hervorgebracht, um das Verhalten anderer Kleinweltler zu beeinflussen. Das gibt dem Schrei bereits eine Eigenschaft, die auch kommunikatives Handeln haben wird. Die Wirkung des Schreis beruht

allerdings noch ganz auf dem bekannten Fluchtreflex. Der Schrei wird nicht v e r s t a n d e n.

Der Erfolg seines Vorgehens ermuntert den trickreichen Kleinweltler dazu, diese Strategie zu wiederholen. Dabei bleibt es auf die Dauer nicht aus, daß ihm andere auf die Schliche kommen. Zunächst führt das vielleicht nur dazu, daß auch sie diese neue Strategie spielen, aber je häufiger diese Strategie gespielt wird, umso schneller wird ein Punkt erreicht, an dem es Gemeingut in der Horde ist, daß Angstschreie nicht "ehrlich" sein müssen.⁸⁶

Mit der Aufdeckung des Schwindels hat die "Kleine Welt" ein neues Stadium erreicht, was allerdings nicht unbedingt als Fortschritt zu werten ist. Dieses neue Stadium ist dadurch gekennzeichnet, daß grundsätzlich die Möglichkeit erkannt ist, durch Schreien - und eventuell auch durch Gestikulieren⁸⁷ - gezielt zu wirken. Die Aufdeckung des Schwindels hat zwar die spezielle Strategie, über die dieses Stadium erreicht wurde, gleich schon entwertet, aber, so wie ein Schwindel hier und heute durch seine Entdeckung nicht als Möglichkeit und Inspiration aus der Welt geschafft wird, bleibt auch in der "Kleinen Welt" die Erinnerung an eine neue Handlungsmöglichkeit.

Mit der Kenntnis dieser neuen Möglichkeit verfügen die Kleinweltler immer noch über keine auch noch so primitive Form der Kommunikation: Die Wirkung der neuen Strategien hängt noch von natürlichen oder bedingten Reflexen ab. Aber in dem Maß, in dem diese neuen Strategien Allgemeingut werden, verliert sich ihre naturhafte Wirkung. Was bleibt, ist eine Art Stimulation, die Kleinweltler en garde versetzt. Wo sie früher unwillkürlich auf bestimmte Schreie mit Flucht oder Angriff oder eigenem Geschrei reagierten, erregt jetzt ein Schrei erst einmal ihre erhöhte Aufmerksamkeit.

Man kann davon ausgehen, daß den Kleinweltlern diese Wirkungsmöglichkeit durch Schreie nicht lang entgeht und daß sie bald dahin kommen, Schreie zur Erregung von Aufmerksamkeit einzusetzen. Was sie damit tun, ist dann erstmals etwas, das man als eine echte kommunikative Handlung verstehen kann: Der Schreier

weiß, was er tut, d.h. sein Schrei entföhrt ihm nicht einfach, sondern er handelt. Er weiß, welche Wirkung er erzielen kann. Der Hörer reagiert auf den Schrei nicht mehr wie auf ein Naturereignis, sondern realisiert, daß der Schreier Aufmerksamkeit erregen will und wird eben dadurch zu erhöhter Aufmerksamkeit gebracht.⁸⁸

Der Schreier will natürlich nicht nur Aufmerksamkeit erregen, sondern Aufmerksamkeit, die sich auf etwas mehr oder weniger Bestimmtes richtet, etwa auf das Herannahen eines Feindes oder auf lohnende Beute. Aber selbst wenn man annimmt, daß der Schreier etwas Bestimmtes meint, so heißt das nicht, daß sein Schrei eine b e s t i m m t e Bedeutung hat. Dazu fehlt dem Schrei noch die Qualifikation. Wenn der Schreier doch mehr als nur Aufmerksamkeit erreicht, dann deshalb, weil die Kleinweltler, die seinen Schrei vernommen haben, in dem Zustand erhöhter Wachsamkeit oft genug sehr schnell herausfinden, was die Stunde geschlagen hat.

Der Schrei als kommunikativer Akt ist noch völlig unspezifisch - sieht man von gewissen Reminiszenzen an sein Ursprünge ab. Der Schrei ist, wenn man so will, Kommunikation in ihrer allgemeinsten Form.⁸⁹ Bevor ich aber dazu übergehe, die Mittel und Wege zu betrachten, über die unspezifische Schreie zu einer immer spezifischeren Bedeutung kommen können, ist noch eine Schwierigkeit anzusprechen, die ich für den Augenblick zurückgestellt hatte.

Die neue Praxis des Schreiens hat sich dadurch ergeben, daß durch den Mißbrauch des natürlichen Schreiens der ursprüngliche reflexartige Zusammenhang zwischen Schrei und Reaktion gelockert wurde. Das kann die Kleinweltler in äußerst prekäre Situationen bringen, wenn es ihnen nicht gelingt, die alte Vorwarnpraxis durch ein einigermaßen effizientes, echtes Warnen zu ersetzen.

Eine Rückkehr zu der alten Praxis ist nicht möglich, weil das Mißtrauen, das durch den Mißbrauch erzeugt wurde, die Kleinweltler jedesmal in ein Dilemma bringt, das rasche Reaktionen verhindert. Andererseits erweist sich aber zumindest in dieser Angelegenheit eine bloße Stimulation zur Aufmerksamkeit durch

Schreie als unbefriedigend, weil die Vorwarnzeit dadurch zu kurz wird.

Es gibt einen Ausweg aus diesem Dilemma: Die alte Praxis muß unter neuen Vorzeichen und mit veränderten Mittel weitergeführt werden. Es muß weiterhin so sein, daß die Kleinweltler auf bestimmte Schreie hin spontan die Flucht ergreifen, auch wenn sie damit rechnen müssen, daß die Schreie nur ein Trick sein könnten, ihnen ihre Beute abzujagen. Im Unterschied zu der präkommunikativen Praxis brauchen sie jetzt aber einen Grund, um dem Schrei zu trauen.

Auf den ersten Blick scheinen die Kleinweltler wenig Grund zum Vertrauen zu haben. Immerhin haben sie ihre erste Bekanntschaft mit der neuen Praxis des Schreiens im Zusammenhang mit Betrugsmanövern gemacht. Daß es für die Gemeinschaft dennoch von Vorteil sein könnte, in der gewohnten Weise auf die Schreie zu reagieren, zeigt erst eine Überlegung, die weit über die Möglichkeiten der Kleinweltler hinausgeht. Wenn sie dennoch bereit sind, den Warnschreien - denn darum handelt es sich jetzt - zu vertrauen⁹⁰, dann deshalb, weil sie eine neue Einstellung zu den Urhebern solcher Schreie gefunden haben.

Zu Zeiten der ursprünglichen Praxis hatte der unfreiwillige Warner keinerlei Verantwortung für sein Schreien, und niemand wäre darauf verfallen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Nachdem aber bekannt geworden ist, daß vermeintliche Angstschreie auch gewollt erzeugt worden sein können, fliehen die Kleinweltler zwar weiterhin auf solche Schreie hin, aber anschließend prüfen sie, ob das ein Ernstfall war oder ein Trick. Hat einer der ihren versucht, sie hereinzulegen, bezieht er Prügel und wird in der Folgezeit von den anderen geschnitten, was - gewollt oder ungewollt - die Wirkung eines Resozialisierungsprogramms hat.⁹¹

Wenn die Mitglieder der Horde nach einigen einschlägigen Erfahrungen gelernt haben, was für unangenehme Folgen betrügerisches Warnen haben kann, werden Betrügereien in dieser Sache seltener werden, und die Kleinweltler werden soweit Vertrauen fassen, daß das neue kommunikative Warnen bald die Effizienz der alten Praxis wieder erreicht. Für einen außenstehenden Beobachter nimmt sich die neue Praxis dann fast wie die ursprüngliche aus.

Trotz täuschender Ähnlichkeiten ist der Unterschied zwischen der alten und der neuen Praxis revolutionär. Schreien ist jetzt eine Handlungsmöglichkeit geworden, etwas, das den Kleinweltlern nicht einfach widerfährt, sondern das sie in eigener Regie tun. Daran, daß sie es tun, d.h. sie sich wirklich auch warnen, ist nicht zu zweifeln. Sie sind auf ganz natürliche Weise daran interessiert, daß ihre Artgenossen ihnen erhalten bleiben. Dieses Interesse und der Umstand, daß sie das Warnen in eigener Regie durchführen, werden bestimmend für die weitere Entwicklung: Sie sind jetzt in der Lage, ihre Praxis des Warnens durch kreative Leistungen zu verbessern.

Einen ersten Schritt in Richtung auf eine Optimierung der Praxis des Warnens könnte man sich so vorstellen: Während früher Warnungen nur von jenen Kleinweltlern ausgingen, die sich in akuter Gefahr wußten, können jetzt auch Kleinweltler, die nicht selbst in Angst verfallen sind, andere warnen, wenn sie diese in Gefahr sehen. Da sie selbst in Sicherheit sind, können sie ihre Warnung auch gezielter vorbringen. Sie können dahin kommen, ihre Warnungen zu "adressieren", indem sie in die Richtung rufen, aus der die Gefahr droht, und indem sie Körper und Blick entsprechend wenden.

Weitere Optimierung bringt eine Nuancierung der Warnung entsprechend der Größe der Gefahr und der Dringlichkeit der Flucht. Eine solche Nuancierung scheint mir möglich, ohne daß die Kleinweltler deshalb in der Lage sein müßten, irgendwelche Abmachungen zu treffen. Die Dringlichkeit der Warnung wird artikuliert durch die Intensität, Frequenz und Dauer des Warnungsschreies. Soweit das nicht schon aufgrund artspezifischer Reaktionsweisen richtig aufgenommen wird, kann es von den intelligenten Kleinweltlern sehr bald aus der Praxis heraus nachvollzogen werden.

Nachdem auf diese Weise eine schon einigermaßen spezifizierte Praxis des Warnens entstanden ist, steht der Ausbreitung kommunikativen Handelns, sowie einer Optimierung dieses Handelns nichts Grundsätzliches mehr im Weg. Jetzt ist - um dies eine Mal den Jargon einer fernmeldetechnischen Kommunikationstheorie zu sprechen - der Kanal eingerichtet, über den Kleinweltler zueinander in eine kommunikative Beziehung treten können. Man kann

jetzt davon ausgehen, daß sie auf eine neue Art von Beeinflussung eingestellt sind, daß sie einen allgemeinen Sinnverdacht haben, wenn ihnen ein Artgenosse schreiend kommt.

Warnschrei und wohl noch eine Reihe weiterer "Urschreie", mit denen Kleinweltler drohen, locken, werben, Kontakt halten, sind aus einer unergründlichen Tradition, der sie entstammen, bereits von Anfang an bis zu einem gewissen Grad spezifisch. Sie werden aufgrund ihrer traditionellen Besonderheit richtig aufgefaßt oder weisen zumindest gleich die Richtung, in der ihr Sinn zu suchen ist. Sehr viel bleibt allerdings noch unspezifisch und hat zunächst nur die erwähnte Stimulationsfunktion.

Man kann davon ausgehen, daß ein Schreier in einer gegebenen Situation - die für ihn natürlich ganz von seiner Sicht bestimmt ist - auf weit Spezifischeres hinauswill, als ihm auszudrücken möglich ist. Ob er mit seinem Schreien Erfolg hat⁹², hängt entscheidend davon ab, ob die so "stimulierten" Hörer von sich aus auf die richtigen Dinge kommen.

In einer vergleichsweise einfachen, kompakten und homogenen Welt wie der "Kleinen Welt" kann es einem Schreier oft genug⁹³ gelingen, sich verständlich zu machen: Was er zu "sagen" hat, liegt für seine Hörer so nah, daß es nurmehr der Stimulation durch den Schrei bedarf, um sie auf die richtige Spur zu bringen. Dennoch ist zu erwarten, daß Schreier häufig erleben, daß sie nicht schnell genug, nicht gut genug oder überhaupt nicht verstanden werden. Sie sind deshalb motiviert, ihr kommunikatives Handeln zu optimieren, ihm nach Möglichkeit eine deutlichere Richtung zu geben.

Die Richtung, in die erste Verbesserungen der frühen kleinweltlichen Kommunikation gehen müssen, läßt sich aus unserer überlegenen Position unschwer bestimmen. Sie müssen z.B. ihre Praxis des Warnens dahingehend verfeinern, daß sie die Art der Bedrohung zumindest grob spezifizieren, d.h. Angaben darüber machen können, wie stark und dringlich die Bedrohung ist und woher der Feind kommt. Die Hauptschwierigkeit ist hier zu klären, wie Kleinweltler bei ihren sehr beschränkten Planungs- und Reflexionsmöglichkeiten dahin kommen können, diese Notwendigkeiten

überhaupt zu erkennen, ganz zu schweigen davon, was sie tun können, um die einmal erkannten Probleme zu bewältigen.

Das erste Problem, wie die Kleinweltler die Notwendigkeiten erkennen können, läßt sich noch verhältnismäßig einfach lösen: Sie lernen aus Erfahrung. Ein Beispiel - wieder aus der Praxis des Warnens - kann das illustrieren: Ein Kleinweltler stößt ganz verzweifelte Warnrufe aus. Die Warnung kommt auch an, aber die so Gewarnten tun das Verkehrteste, was sie tun können. Sie flüchten sich auf nahestehende Bäume. Der Feind, der sich auf sie zu stürzen droht, ist ein Leopard, und das heißt, ein sehr viel geschickterer Kletterer als sie selbst. Der Warner, der das alles überblickt und doch nichts tun kann, gerät völlig außer sich. Er brüllt, gestikuliert wild und verfällt, völlig außer Kontrolle geraten, darauf, sich selbst wie ein Leopard aufzuführen.

In der Hektik der Ereignisse und in der Verzweiflung achtet niemand mehr auf den Warner, und diejenigen, die am ehesten den ikonischen Charakter seiner Aufführung hätten durchschauen können, erhalten keine zweite Chance, ihn zu verstehen. Er selbst hat aber in dem Fieber seiner Erregung eine Ahnung davon entwickelt, wie die Warnung präzisiert werden könnte. Ich will mich nicht darauf festlegen, mit welchem Mittel bzw. welchen Mitteln ein Kleinweltler die Spezifizierung seiner Warnung künftig versuchen könnte. Man kann aber annehmen, daß diese Mittel in irgendeinem Sinn den Charakter einer Abbildung des Verhaltens eines Leoparden haben werden.

Wenn ein Kleinweltler brüllt wie ein Leopard oder seine Krallen zeigt wie ein Leopard, dann ist dieses Schauspiel erst einmal nur seine Auffassung vom entsprechenden Verhalten eines Leoparden und u.U. meilenweit davon entfernt, auf Mensch oder Tier den Eindruck leopardischen Verhaltens zu machen. Es versteht sich also nicht von selbst, daß eine vermeinte Nachahmung solchen Verhaltens als das aufgefaßt wird, was sie sein soll.⁹⁴ Wenn es sich aber nicht von selbst versteht, wie dann?

Um den Erfolg einer u.U. kläglichen Nachahmung durch einen Kleinweltler zu erklären, muß man sich davon Rechenschaft geben,

was mit dieser Nachahmung geleistet werden soll. Wenn man sich eine solche Nachahmung isoliert vornimmt, scheint es praktisch ausgeschlossen, daß ein unvoreingenommener Beobachter das Spiel durchschauen könnte. Aber damit macht man das Problem größer, als es für die Kleinweltler ist: Sie haben nicht die Vorbilder der Darbietungen eines Laienpantomimen zu erraten, sondern sie müssen in einer bereits weitgehend eindeutigen Situation eine von vergleichsweise wenigen naheliegenden Deutungen finden. Hinzu kommt, daß sie ausgesprochen daran interessiert sind, richtig zu deuten, was ihnen vorgeführt wird.

Zur richtigen Einschätzung des ikonischen Charakters des schon fortgeschrittenen Warnens ist es wichtig, in Rechnung zu stellen, daß der Erfolg dieses Handelns nicht zwingend eintreten muß. Es geht hier also nicht darum zu erklären, wieso sich dieser Erfolg einstellen mußte, sondern nur darum, seine Möglichkeit zu erklären. Das bedeutet, daß wir hier nicht eine Routineleistung der Kleinweltler zu erklären haben, sondern eine Leistung, die zwei von ihnen in einer Sternstunde erbracht haben, in der alles ideal zusammenpaßte.

Die Darstellung, die ich hier von der Entwicklung kleinweltlicher Kommunikation gebe, hat die Charakteristik einer Zeitrafferaufnahme. Hinter dem erstmaligen Erfolg etwa einer spezifizierteren Warnung oder einer qualifizierteren Lockung hat man sich ungezählte Fehlversuche zu denken, mit denen ich mich hier - verständlicherweise, wie ich hoffe - nicht abgeben kann. Der erste Erfolg ist kein Alltagsereignis. Er hat Seltenheitswert als eine Art Pionierleistung auf dem Gebiet der Kommunikation.

Erfolg ermutigt Wiederholung, und Wiederholung stabilisiert den Erfolg, weil sie zu stabilen Erwartungen führt. Wenn aber erst einmal zwei Kleinweltler eine neue Form der Kommunikation für sich erschlossen haben, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sich diese neue Form über die gesamte Horde ausbreitet, weil die Mitglieder der Horde in so engem Kontakt zueinander stehen, daß ihnen die neue Handlungsmöglichkeit kaum entgehen kann.

Für die Ausbreitung eines neuen Handlungsmusters ist es nicht mehr erforderlich, daß die Kleinweltler an die Grenzen ihrer

Verstehensmöglichkeiten gehen. Nachdem die eigentliche Schöpfung der neuen Form vollbracht ist, braucht es nurmehr eine alltägliche Intelligenzleistung, zu der jeder durchschnittliche Kleinweltler in der Lage ist, um diese Schöpfung nachzuvollziehen.⁹⁵ Das gilt für kommunikatives Handeln nicht anders als für handwerkliche Fertigkeiten.

Mimesis scheint mir zur Erklärung von ursprünglichen Neuschöpfungen unverzichtbar, auch wenn sie immer wieder als unzulänglich kritisiert worden ist und noch wird.⁹⁶ Nachdem eine neue Form aber etabliert ist, verliert die direkte Nachahmung der Naturerscheinung rasch und nachhaltig ihre Bedeutung. Die Funktion der Naturnachahmung ist erfüllt: Sie wurde gebraucht, um eine Ausdrucksform zu etablieren, um einem oder mehreren Adressaten eine Hilfe zum Verständnis des Gemeinten zu geben. Nachdem der Funke übergesprungen ist, d.h. nachdem klar geworden ist, als was das nachahmende Handeln zu werten ist, kann dieses Handeln künftig auf eigenen Füßen stehen, ohne länger davon abhängig zu sein, daß es als Nachahmung von anderem erkannt wird.

Sobald die Naturnachahmung ausgedient hat, kann, was ursprünglich als Nachahmung gemeint war, mehr und mehr stilisiert werden, bis von einer Nachahmung der Naturerscheinung nicht mehr die Rede sein kann. Das weitere Schicksal des einmal etablierten kommunikativen Handelns hängt jetzt von Analogien ab: Jeder neue Akt ist analog zu vorangegangenen Akten zu verstehen und bildet, nachdem er durchgeführt ist, selbst einen möglichen Ausgangspunkt neuer Analogien. Entscheidend dafür, daß ein solcher Akt verstanden werden kann und verständlich bleibt, ist jetzt einzig und allein, daß die historische Kontinuität des Handelns nach dem sich wandelnden Muster nicht abreißt.⁹⁷

Was hier am Beispiel des Warnens gezeigt wurde, kann nach und nach in den verschiedensten Bereichen kleinweltlichen Handelns auftreten. Aus ursprünglich naturhaften Ausdrucksschreien werden zunächst unspezifische, aber schon kommunikative Impulse, dann immer spezifischere kommunikative Handlungsformen. Die schon etwas spezifischeren Formen, über die die Kleinweltler am Ende von Phase II verfügen, haben allerdings immer noch wenig mit unseren

hochentwickelten Formen gemein: Die Spezifikation hat noch nicht dazu geführt, daß bestimmte Typen von kommunikativen Handlungen etabliert wurden über naturgeschichtlich begründete Typen hinaus, und es gibt auch noch keine Differenzierung von Funktionen innerhalb der Akte.

Die kommunikativen Handlungen der Kleinweltler am Ende von Phase II lassen sich noch am besten als pauschale Anspielungen oder Andeutungen interpretieren.⁹⁸ Wenn ein Kleinweltler eine solche Handlung durchführt, weist, was er dabei tut, seinen Hörern nur eine denkbar grobe Richtung. Das Leopardhafte oder das Schafhafte - um ein Beispiel Herders aufzunehmen⁹⁹ - an oder in einer solchen Handlung läßt noch sehr viel offen. Es läßt insbesondere den Begriff des Leoparden oder des Schafs offen, weil es keinen solchen Begriff aus dem Komplex der Erfahrungen sondert, die Kleinweltler mit Leoparden oder Schafen machen.

Wenn ein Kleinweltler auf Leoparden oder auf Schafe "anspielt", kann das heißen, daß da Leoparden bzw. Schafe sind oder daß da häufig Leoparden bzw. Schafe vorkommen oder daß zu befürchten bzw. zu hoffen ist, daß man auf Leoparden bzw. Schafe treffen wird, und manches andere mehr. Es kann all das heißen. Das bedeutet zunächst einmal, daß w i r glauben, entsprechende Akte von Kleinweltlern so beschreiben zu können. Tatsächlich ist, was die Kleinweltler dabei ausdrücken aber keineswegs als elliptische Verkürzung dessen zu verstehen, was wir an ihrer Stelle sagen könnten. Sie sind so explizit, wie ihnen das nur möglich ist.¹⁰⁰

Die "Anspielungen" der Kleinweltler werden von ihren Artgenossen verstanden und in sehr viel spezifischeren Reaktionen berücksichtigt, weil sie auf einem Sockel von gemeinsamen Verhaltens- und Handlungsweisen und von gemeinsamen oder zumindest sehr ähnlichen Erfahrungen nachvollziehen können, was dem Sprecher in einer gegebenen Situation in den Blick geraten sein könnte und ihm so wichtig geworden ist, daß er sich dazu äußern mußte.¹⁰¹

Durch die Spezifizierung der Schreie haben sich die Chancen, verstanden zu werden, für die Kleinweltler erheblich verbessert, aber das heißt nicht, daß damit die Entwicklung kommunikativer

Strategien abgeschlossen ist. Nachdem durch die Spezifizierung der Schreie ein gewisser Bestand an ersten Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen worden ist, sind die Voraussetzungen für eine weitere Entwicklung gegeben, die sowohl eine weitere Verbesserung der Verstehbarkeit, als auch eine Ausweitung dessen bringen wird, was überhaupt sagbar ist.

2.5. Das Spiel "Kleine Welt". Phase III

Kleinweltliche Kommunikation ist soweit noch eine einseitige Angelegenheit. Die Adressaten nehmen die Schreie zur Kenntnis und machen sich ihren Vers darauf oder auch nicht. Ihre Reaktionen sind noch ausschließlich nicht-kommunikativer Art. Mit dem Ende von Phase II hat die kleinweltliche Kommunikation aber einen Stand erreicht, auf dem sich ihr eine Reihe neuer richtungsweisender Probleme ergeben könnten.¹⁰² Nachdem die Kleinweltler über einfachste Strategien verfügen, einander zu warnen, zu bedrohen, zu informieren, zu berichten, zu locken, keimt in ihnen eine Ahnung von bestimmten unvermeidlichen Problemen auf, die man - in einem weiten Vorgriff auf künftige Artikulation - so charakterisieren kann:

- (a) Wie bitte? Was?
- (b) Versteh ich nicht! Was soll das?
- (c) Wovon spricht der? Wer bzw. was ist so?
- (d) Gilt das mir? Wer ist denn angesprochen?
- (e) Und wo soll das sein?
- (f) Lohnt sich die Sache? Wieviel gibts davon?
- (g) Wann soll das geschehen?
- (h) Wie sollen wir das machen?
- (i) Ist das nicht zu gefährlich? Womit muß man da rechnen?
- (j) Und das sollen wir glauben? Stimmt das?
- (k) Dem traue ich nicht über'n Weg! Das glaube ich nicht.
- (l) Laß mich in Ruh! Mach, daß du wegstommst!
- (m) So, so.
- (n) Und was sollen wir jetzt tun?

Die Kleinweltler sind durchaus in der Lage, einem Artgenossen, der sie angesprochen hat, auf die eben charakterisierten Weisen

zu begegnen. Sie brauchen dazu keine differenzierten sprachlichen Mittel, sondern können sich in einer artspezifischen Gestik und Mimik verständlich machen.¹⁰³ Gut genug jedenfalls, um deutlich zu machen, daß der vorangegangene kommunikative Akt kein voller Erfolg war bzw. daß die Sache damit nicht erledigt ist.

Nachdem seine Adressaten in einer der vorgestellten Weise reagiert haben, ist es wieder Sache des Sprechers, das entstandene Problem zu lösen. Er ist natürlich weit davon entfernt, dies gezielt und wohlbedacht zu tun, aber er ist kreativ genug, nicht auf Dauer zu resignieren. Er verfällt nach und nach auf verschiedene Antwortversuche, die sich als mehr oder weniger hilfreich erweisen. Ich will dem hier nicht im einzelnen nachgehen. Um mich nicht ganz in den Anfängen zu verlieren, raffte ich die mögliche Entwicklung noch stärker, als ich dies ohnedies schon getan habe, und betrachte erst wieder die Resultate, die sich nach langen Mühen und nach Selektionen des Brauchbaren eingestellt haben könnten.

Vergleichsweise einfach ist die Reaktion auf (a). Der Sprecher, der sich nicht verstanden sieht - aus welchen Gründen auch immer - wiederholt lauter und deutlicher, was er bereits geschrien bzw. gesagt hatte. In Fällen einfachen Nicht-Verstehens, etwa aufgrund von Störgeräuschen, wird das genügen. Hilfreich kann das auch sein, wenn die Adressaten einfach beim ersten Mal noch nicht ganz bei der Sache waren. Wenn das Nicht-Verstehen allerdings im Sinn von (b) aufzufassen ist, wird bloße Wiederholung nichts fruchten.

Gründliches, pauschales Nicht-Verstehen, wie es sich in (b) präsentiert, stellt den Sprecher vor das größte Problem, weil er gewissermaßen an den ersten Anfang zurückgeworfen ist. Wie kann es zu einem solchen Problem kommen? Da Routinefälle im allgemeinen zufriedenstellend gelöst werden, kann man davon ausgehen, daß ernsthaftes Nicht-Verstehen entweder darauf zurückzuführen ist, daß ein Hordenmitglied die gängige Praxis noch nicht gut genug kennt, oder aber darauf, daß die gemachte "Anspielung" für die Adressaten momentan oder grundsätzlich aus der Welt ist.

Wie auch immer, die Schwierigkeiten für den Sprecher sind in etwa dieselben. Ich konzentriere mich hier auf die zweite Möglichkeit. Wenn es dazu kommt, daß ein Kleinweltler nicht verstanden wird, weil, worauf er "anspielt" für die andern zu sehr aus der Welt ist, dann wird das kaum ein Fall von Warnung oder Drohung sein, denn dabei drängt sich den Angesprochenen die Lösung fast auf. Wahrscheinlicher handelt es sich um einen "Bericht" von einem Ereignis, das die Angesprochenen selbst nicht miterlebt haben.

Einfache "Berichte" sind nicht ungewöhnlich und werden unproblematisch aufgenommen. Wenn sich hier ein Problem ergibt, dann deshalb, weil der "Bericht" nicht gewöhnlich ist, weil irgend etwas an den Umständen, unter denen er vorgebracht wird, von der Routine abweicht. Ein Beispiel: Ein Kleinweltler nähert sich versponnen und ganz und gar nicht erregt einer Gruppe anderer Kleinweltler. Er äußert wiederholt die Laute, die üblicherweise von Kleinweltlern geäußert werden, die gerade mit größter Mühe einem Leoparden entkommen sind.

Wäre der versponnene Kleinweltler auf's höchste erregt angeirrt gekommen, hätten die andern ihn "verstanden", d.h. sie hätten sich seiner angenommen und ihn beruhigt. Seine Ruhe in Verbindung mit diesen Lauten macht sie ratlos, und diese Ratlosigkeit zeigen sie ihm. Noch kann er ihnen nicht helfen, denn noch kann er sich selbst nicht helfen. Er hat so etwas wie den Schatten eines neuen Gedankens erfaßt¹⁰⁴, nicht mehr. Er trägt sich mit diesem unfertigen Gedanken und löst etwas seine innere Spannung, indem er das artikuliert, an dem sich sein Sinnieren entzündet.

Während er brabbelnd umherwandert, vernimmt er, wie ein Artgenosse zur Jagd auffordert. Mit dieser Aufforderung schafft er den Durchbruch: "Jagen, Leoparden jagen, Leoparden töten." Er kann das jetzt denken, und er kann es sagen: Er stößt in rascher Folge Aufforderungen zur Jagd und Leoparden-Warnungen aus. Man versteht ihn nicht gleich, aber dann folgen einige besonders verwegene Kleinweltler seiner Aufforderung. Sie suchen den Leoparden. Sie jagen und töten ihn.

Der Punkt in dieser etwas wilden Geschichte ist, daß hier zunächst ganz unabhängige Schreie in einen Zusammenhang gebracht werden, um sich gegenseitig genauer zu bestimmen. Damit wird der kleinweltlichen Kommunikation eine neue Dimension der Entfaltung erschlossen. Die Zusammenstellung von zwei - und bald auch drei und mehr - zunächst separaten Schreien dynamisiert die gesamte kleinweltliche Kommunikation.

Die Schreie sind, wenn sie in die neuen Verbindungen eingebracht werden, zunächst noch ganz die alten. Man darf die Zusammenstellung von zwei Schreien nicht als eine Subjekt-Prädikat-Struktur deuten. Was vorliegt, ist erst einmal eine pragmatische Verbindung, die noch nicht einmal eindeutig als Thema-Rhema-Beziehung verstanden werden kann, weil die Funktionen der aufeinanderfolgenden "Anspielungen" noch nicht differenziert sind.

Die Differenzierung der Funktionen der verschiedenen Elemente in den neuen Verbindungen ist erst eine Folge der Zusammenstellung. Die ursprünglich autonomen Schreie werden in den neuen Verbindungen voneinander beeinflußt. Sie weisen sich gewissermaßen gegenseitig bestimmte Funktionen in der Verbindung zu. Sie arbeiten damit aus den ursprünglich gleichermaßen pauschalen "Anspielungen" bestimmte - oder jedenfalls bestimmtere - Momente heraus, die sie zu Komplementen voneinander machen.

Nachdem, was ursprünglich e i n Schrei war, in verschiedene Verbindungen eingegangen ist, nimmt es, abhängig von seiner jeweiligen Umgebung, verschiedene Entwicklungen. Die verschiedenen Verbindungen haben eine Art Zuchtwahleffekt auf die Schreie. Als Schrei im eigentlichen Sinn erhält sich nur - und auch das nur auf eine bestimmte Zeit - der isolierte Schrei. Er setzt die alte Tradition noch solange fort, bis er differenzierteren Akten zum Opfer fällt.

Wie aus e i n e m Felsblock verschiedene Figuren herausgearbeitet werden können, die jede auf ihre Weise die Möglichkeiten realisieren, die in dem Block stecken, so können aus e i n e m Schrei verschiedene Ausdrucksmittel entwickelt werden. In der Verbindung verlieren sie nach und nach ihre Autonomie als Schreie. Sie werden immer stärker stilisiert und lautlich an

ihre Umgebung angepaßt, bis sie kaum noch oder gar nicht mehr an das erinnern, aus dem sie hervorgegangen sind.

Was hier als Prozeß der Entstehung sprachlicher Ausdrucksformen beschrieben wird, ist natürlich nur ein Reflex der Tätigkeit der Sprecher.¹⁰⁵ Die Sprecher greifen die ursprünglichen Schreie, nachdem diese durch den Einsatz in bestimmten Verbindungen eine neue Prägung oder Richtung erhalten haben, nicht mehr nur in ihrem früheren Sinn auf, sondern sie nutzen auch die neuen Wirkungsmöglichkeiten. Sie greifen etwa die ursprüngliche Leopard-Warnung in einer schon stilisierten Form auf und heben damit in einem bestimmten Zusammenhang mehr auf das Tier Leopard ab als auf den gesamten Komplex von Warnung, Flucht, Angst. Und in dem Maß, in dem das Schreie macht, verstärkt sich die Tendenz, den zunehmend verwandelten Schrei in Bezug auf das Tier zu gebrauchen.

Was alles - jedenfalls für den Anfang - aus den ursprünglichen Schreien werden kann, wird deutlich, wenn wir die Probleme weiter betrachten, die oben aufgelistet sind. Da ist zunächst das Problem, daß unklar sein kann, wovon die Rede ist. In Anbetracht des Anspielungscharakters der ursprünglichen Schreie kann es nicht weiter verwundern, daß dieses Problem auftritt.

Die pauschalen "Anspielungen" weisen vor allem darauf hin, daß etwas zu tun ist, daß sich etwas ereignen wird, daß etwas der Fall ist. Was dieses Etwas jeweils ist, bleibt unbestimmt.¹⁰⁶ Es versteht sich meist aus der Situation heraus wie von selbst. Die frühen "Anspielungen" der Kleinweltler haben, wenn man so will, einen überwiegend prädikativen Charakter, ohne deshalb bereits reguläre Prädikate zu sein.¹⁰⁷ Wenn eine solche "Anspielung" nicht verstanden wird, dann kann das daran liegen, daß es den Hörern nicht gelingt, den Gegenstand der Rede zu finden. Anders als bei der pauschalen Frage (b) haben sie dabei zwar eine Vorstellung davon, was gesagt werden soll, aber diese Vorstellung hängt in der Luft, weil sie nicht finden, worüber das gesagt wird.

Um die Verwirrung, die sich hier ergibt, aufzuheben, muß der Sprecher etwas anbieten, was seinen Hörern bei der Identifikation des Redegegenstands helfen kann. Er kann das, indem er eine zweite Anspielung nachschiebt.¹⁰⁸ Voraussetzung dafür ist freilich, daß er die richtige Diagnose für das Nicht-Verstehen hat. Auf den ersten Blick unterscheidet sich Problemfall (c) nicht sehr von Fall (b), und häufig wird, was im Fall von (b) hilft, auch bei (c) helfen. Wo es nicht direkt hilft, denke ich mir, daß die Kleinweltler eine Art Trial and error-Verfahren entwickeln, in dem sie, soweit sie Geeignetes finden, solange weitere "Anspielungen" nachschieben, bis ihre Adressaten den Eindruck machen, verstanden zu haben.

Dieses Trial and error-Verfahren ist eine vorläufige, recht effiziente Strategie, um neben Problem (c) auch die Probleme (e), (g) und bis zu einem gewissen Grad auch (f) und (i) zu lösen. Während im Fall von (f) und (i) angenommen werden kann, daß artspezifische Reaktionen für den Sprecher einigermaßen klarstellen, welcher Art das Problem seiner Adressaten ist, wird man bei (c), (e) und (g) davon ausgehen müssen, daß anfänglich ziemlich unklar bleibt, was "nachgeschoben" werden muß. Vieles klären sicher die Umstände, unter denen deutlich sein kann, ob Genaueres zum Ort oder zur Zeit oder zum Gegenstand aussteht, aber wo die Umstände nicht klären, bleibt erst einmal nur das Trial and error-Verfahren.

Trial and error als Verfahren zu verstehen ist einigermaßen euphemistisch. Tatsächlich wird dabei nur die Not zur Tugend. So geht vor, wer nicht weiß, wie er vorgehen soll. Um auf dieses "Verfahren" zu kommen, brauchen die Kleinweltler keine besonderen Qualitäten. Sie bleiben bei diesem "Verfahren" gerade solange, wie sie nichts Besseres zur Verfügung haben.

Besserung muß in dieser Angelegenheit von den Adressaten ausgehen. Sie müssen Mittel und Wege finden, ihr Problem deutlich zu machen, d.h. sie müssen dem Sprecher Hilfestellung geben. Ohne zu versuchen zu erklären, wie sie das erreichen können, nehme ich an, daß sie mit der Zeit drei Strategien zu diesem Zweck entwickeln:

- (i) Um zu verstehen zu geben, daß ihnen der Redegegenstand unklar ist, spielen sie Echo: Sie wiederholen die Äußerung des Sprechers.
- (ii) Um zu verstehen zu geben, daß ihnen unklar ist, wo das alles sein soll, schauen sie sich demonstrativ um.
- (iii) Um zu verstehen zu geben, daß ihnen die Zeit des Geschehens oder die Zeit, in der zu handeln sein wird, unklar ist, "warten" sie, d.h. sie verhalten sich so, als ob sie auf etwas warten würden, ein Verhalten, das als artspezifisches Verhalten für den Sprecher bekannt ist.

Die Strategien (i) - (iii) geben kleinweltlichen Sprechern Anhaltspunkte für die Wahl ihrer Strategien zur Bewältigung des Verstehensproblems. Sie können jetzt gleich etwas "nachschieben", das in dem speziellen gegebenen Fall geeignet erscheint. Sie können bald sogar soweit kommen, bestimmte Verstehensschwierigkeiten ihrer Adressaten zu antizipieren und von Anfang an ihren Beitrag so gestalten, daß Redegegenstand oder Ort oder Zeit etwas klarer wird.

Bereits zu Zeiten des Trial and error-Vorgehens bilden sich Ausdrucksverbindungen aus, die eine sich verstärkende Tendenz zur Spezialisierung der Funktionen ihrer Konstituenten zeigen. Ein ursprünglich noch recht pauschaler Schrei, der, sagen wir, mit der Jagd auf Kleintiere zu tun hatte, kann sich dabei nach und nach zu so verschiedenem wie einer bestimmten Ortangabe, einer Zeitangabe, einer Gegenstandsbestimmung entwickeln, was gleichzeitig dazu führt, daß diese Angaben und Bestimmungen zu Dimensionen der Rede werden. An dieser Stelle muß allerdings etwas zur Vorsicht gemahnt werden: Daß die Kleinweltler gerade diese Dimensionen entwickeln, ist in keiner Weise zwingend. Sie verdanken es allein meiner Lenkung. Wenn sie sich frei entfalten könnten, wäre es durchaus möglich, daß sie auch ganz andere Angaben entwickeln, die quer zu unseren gewohnten Angaben liegen. Ich werde darauf in Phase IV zurückkommen.

Die Entstehung verschiedener Funktionen aus ursprünglich einer pauschalen Funktion¹⁰⁹ läßt sich erklären: In einer bestimmten Verbindung dient etwa ein bestimmter Ruf dazu, ein mit einem anderen Ruf angedeutetes Ereignis zu lokalisieren. Das ist möglich, weil die Erfahrungskomplexe, auf die mit den primitiven Rufen angespielt wird, unter anderem auch mit mehr oder weniger bestimmten Lokalitäten assoziiert werden. In entsprechender Nachbarschaft zu einem anderen Ruf kann dieser Begleitumstand "ins Rampenlicht" geraten, d.h. zum bestimmenden Moment für die Äußerung des Rufs werden, und so ad hoc eine Art Ortsbestimmung werden.¹¹⁰ So kann etwa ein Ruf, mit dem die Kleinweltler üblicherweise Nahrungsfunde verkünden, eine lokalisierende Qualität annehmen, wenn es darum geht, ein Ereignis zu lokalisieren, das sich dort zugetragen hat, wo die Horde jüngst spektakuläre Nahrungsfunde gemacht hat.¹¹¹

Erweist sich ein Versuch, so den Ort eines Ereignisses besser zu bestimmen, als erfolgreich, dann wird dieser Akt selbst zu einem Ereignis, das den an der Kommunikation Beteiligten in Erinnerung bleibt, das Spuren hinterläßt und das die Erfolgsaussichten im Wiederholungsfall verbessert. Und damit ist sowohl eine erste Ortsbestimmung geglückt, die späterhin zu einer dauerhaften Bestimmung werden kann, als auch ein fruchtbares Verfahren für Ortsbestimmungen gefunden. Es ist zwar bei weitem nicht so, daß jetzt Ortsangaben zu Selbstverständlichkeiten kleinweltlicher Kommunikation geworden wären, aber die Kleinweltler sind jetzt nicht mehr so ganz ohne Präzedenz.

Präzedenz in Sachen Ortsangaben ist fast auch schon Präzedenz für die Formulierung von Zeitangaben - und später auch noch Angaben der Art und Weise. Einfachste Zeitangaben kann man sich ganz analog zu Ortsangaben gestaltet denken.¹¹² Angenommen, es ist bei den Kleinweltlern üblich, bestimmte Dinge zu bestimmten Zeiten zu tun, dann können Rufe, die auf diese Dinge anspielen, unter glücklichen Umständen zu Zeitangaben werden.

Mit der Entwicklung pragmatischer Gegenstands-, Orts- und Zeitbestimmungen¹¹³ wird die kleinweltliche Kommunikation bereits recht leistungsfähig - und dasselbe würde auch von etwas anders gearteten Bestimmungen gelten, die die "Kleine Welt" eben etwas anders, aber ebenso brauchbar einteilen könnten.¹¹⁴ Man könnte - im Prinzip und bei einer nicht gerade unbedeutenden Vergrößerung des Umfangs ihrer Kategorien - die kleinweltliche Kommunikation dieser Phase dazu nutzen, große Bereiche unseres Alltags und sogar unserer Wissenschaft sprachlich zu bewältigen. Die kleinweltliche Kommunikation verfügt bereits über wesentliche pragmatische Grundkategorien einer hochentwickelten Rede.

In mancher Hinsicht ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die kleinweltliche Kommunikation unseren gewohnten Standard erreicht, denn sie hat dort schon die entscheidenden Problemlösungsstrategien gefunden. Anderes muß erst noch von Grund auf entwickelt werden, wenn diese Kommunikation einmal - wie das die erklärte Absicht dieser Rekonstruktion ist - eine Leistungsfähigkeit erreichen soll, wie sie etwa in den pragmatisch organisierten Pidgin-Sprachen zu finden ist.¹¹⁵

Ein ungelöstes Problem ist etwa das Adressierungsproblem (d) in meiner oben zusammengestellten Liste. Adressierungsprobleme sind in der Frühphase kleinweltlicher Kommunikation nicht sonderlich bedeutsam, weil die Rufe der Kleinweltler sich entweder gar nicht an bestimmte andere richten, oder aber aus nächster Nähe unmißverständlich an die gerichtet werden, die sie angehen. "Gerichtet" werden die Rufe auf eine funktionale - fast möchte man sagen: natürliche - Weise. Ein kleinweltlicher Sprecher wendet sich seinem bzw. seinen Adressaten körperlich zu, sucht Blickkontakt zu ihm.¹¹⁶

Eine - wohl unbeabsichtigte - Adressierungswirkung geht auch von der Art und Weise aus, wie die Kleinweltler einander ansprechen. Sie haben zwar keinerlei Begriff von Befehl und Bitte, aber sie verfügen doch über ein differenziertes Repertoire an Vortragsweisen. Sie können z.B. einen Schrei herrisch fordernd, freundlich hinweisend, anbietend oder unterwürfig winselnd vorbringen.¹¹⁷ Wie sie ihre Schreie und Ruffolgen gestalten, hängt da-

von ab, wen sie "ansprechen" wollen. Wenn sie etwa eine Gruppe, in der sich ranghöhere und rangniedrigere Kleinweltler befinden, herrisch "ansprechen", dann wird das nur bei den Rangniedrigeren die Wirkung einer Forderung oder Drohung haben.

Die genannten Adressierungsverfahren reichen sehr weit, zumal ein Kleinweltler Mißverständnissen auch noch dadurch aus dem Weg gehen kann, daß er eine günstige - eindeutige - Gelegenheit abwartet, einen bestimmten andern "anzusprechen". Auf Dauer wird das Adressierungsproblem aber dazu führen, daß sich Vokative und über sie dann Eigennamen ausbilden.

Eigennamen sind - ganz entgegen dem Eindruck, den man unter dem Einfluß bestimmter logischer Theorien gewinnen kann - alles andere als primitive Mittel der Kommunikation. So einfach es uns vorkommen mag, einer Person oder auch einem Gegenstand einen Namen zu geben, so wenig naheliegend scheint mir dieses Vorgehen in der Frühphase der Entstehung einer Kommunikationsform, also nicht nur der kleinweltlichen Kommunikation.

Die Einführung eines Eigennamens erscheint uns nützlich und funktional, weil damit eine Möglichkeit geschaffen wird, künftig schnell und bequem auf eine Person oder Sache Bezug zu nehmen oder über sie zu sprechen. Eigennamen führen wir so ein: In einem für sich selbst betrachtet sinnlosen Akt - einer Art Taufakt¹¹⁸ - stellen wir die Verbindung zwischen Namen und Träger des Namens her. Ist diese Verbindung hergestellt, kann künftig jeder, der direkt oder indirekt von dem Taufakt Kenntnis genommen hat, den Namen dazu benutzen, um auf den Träger des Namens zu sprechen zu kommen.¹¹⁹ Das ist ein sehr vernünftiges Verfahren, das aber durch seine Vernünftigkeit weit jenseits dessen liegt, was unter den Bedingungen einer so primitiven Kommunikation realisierbar ist, wie sie die kleinweltliche Kommunikation dieser Phase darstellt.¹²⁰

Die Schwierigkeit bei einer Einführung von Eigennamen über Taufakte liegt darin, daß diese Akte im Sinn des Wortes außergewöhnlich sind: Sie lassen sich nicht aus dem gegebenen Zusammenhang heraus verstehen. Solang es so etwas wie Eigennamen in einer Sprachgemeinschaft noch nicht gibt, ist es nahezu ausgeschlos-

sen, daß ein solcher Taufakt verstanden werden kann. Das aber bedeutet nichts weniger, als daß sich die ersten Eigennamen in der kleinweltlichen Kommunikation - und auch sonst in jeder Frühform von menschlicher Kommunikation - nicht einer Einführung über Taufakte verdanken können.

Meine Idee ist, daß erste Eigennamen im Zusammenhang mit der Lösung von Adressierungsproblemen aufkommen, also erst einmal gar nicht Eigennamen, sondern pragmatisch gehaltene "Adressen" sind.¹²¹ Man kann sich das etwa so vorstellen: Kleinweltler entwickeln in ihren persönlichen Beziehungen untereinander eine Art von privaten Kontaktlaute, die an sich bedeutungslos sind und bleiben, die mit der Zeit aber so etwas wie das "Lied" ihrer Beziehung bilden.¹²² Wenn jetzt ein Kleinweltler in die Lage kommt, einen bestimmten, ihm vertrauten anderen rufen zu wollen oder zu müssen, kann es sein Adressierungsproblem u.U. dadurch lösen, daß er in sein Rufen die privaten Kontaktlaute einflacht.

Die so gebrauchten Kontaktlaute sind natürlich keine Eigennamen, sondern zunächst einmal ad hoc Mittel der Adressierung. Durch das "öffentliche" Rufen dieser Laute und durch die Erfahrung, daß es Erfolg bei der Adressierung brachte, werden die ursprünglich privaten Kontaktlaute aber zu einem Mittel, den so Angesprochenen zu erreichen und späterhin auch auf ihn in der Rede Bezug zu nehmen.¹²³ Ist dieses Mittel erst einmal gefunden, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis alle wichtigen Hordenmitglieder eine "Erkennungsmarke" haben.¹²⁴ Und damit sind die Adressierungsprobleme erst einmal gelöst.

Mit der Lösung des Adressierungsproblems sind -zunächst einmal - die anstehenden eigentlichen Verstehensprobleme prinzipiell lösbar geworden. Alle weiteren der oben aufgelisteten Probleme setzen - vielleicht mit partieller Ausnahme von (1) - Verstehen bereits voraus. Problem (f) etwa ist eine Art Anschlußproblem, über das - erstmals in dieser Rekonstruktion - ein wirkliches Gespräch initiiert wird.

Eine Artikulation von (f) kann so erfolgen: Ein Kleinweltler hat mehr oder weniger dringlich aufgefordert, bei einer Jagd - im Sinn von Jagdspiel II - mitzumachen. Die Angesprochenen reagie-

ren darauf mit ostentativem Zögern, d.h. sie zeigen zwar Ansätze, der Aufforderung zu folgen, fallen aber wieder in die Beschäftigungen zurück, mit denen sie vor der Aufforderung befaßt waren.

Wenn der Aufforderer weiter daran interessiert ist, daß die andern bei der von ihm vorgeschlagenen Jagd mitmachen, und wenn sein Rang ihm nicht erlaubt, ihnen "Beine zu machen", muß er notgedrungen Mittel und Wege finden, ihnen das Unternehmen schmackhaft zu machen, d.h. er muß für sein Vorhaben **w e r - b e n**.

Werben gehört zu den Handlungen, die seit frühesten Zeiten zum Handlungsrepertoire der Kleinweltler gehören. Bislang ging es dabei aber nie darum, andere zu einer gemeinsamen Jagd oder Ähnlichem zu gewinnen, sondern darum, sie gewissermaßen als Freunde oder Begleiter ohne besondere Zweckbindung zu gewinnen. Die alten Strategien können aber durchaus auf das neue Problem übertragen werden, d.h. es ist möglich, daß ein Kleinweltler ein Problem der Art von (f) dadurch zu lösen sucht, daß er andere für sich und damit indirekt für sein Vorhaben gewinnt.

Der Erfolg einer Werbung in dieser alten Art erklärt sich daraus, daß der Lustgewinn, den die Geworbenen sich von dem Zusammensein versprechen, sich zu dem Gewinn addiert, den sie sich von der Jagd versprechen, und so den subjektiven Nutzen dieser Unternehmung erhöht. Werbung in dieser alten Art ist aber nur eine Möglichkeit, auf die Bewertungen der Zögernden Einfluß zu nehmen. Eine andere, sachbezogenere Strategie kann darauf abzielen, den bei der Jagd zu erwartenden Gewinn herauszustreichen oder auszumalen. Für so kluge Wesen, wie sie die Kleinweltler nun einmal sind, dürfte es keine Schwierigkeiten bereiten, diese Strategien und ihre Chancen intuitiv zu erfassen. Das Problem ist nur noch, wie das "Ausmalen", i.e. die Beschreibung des zu erwartenden Gewinns, durchzuführen sein könnte, wo noch fast alles für eine Beschreibung fehlt.

Eine einfache und recht funktionale Form, den zu erwartenden Gewinn auszumalen, ist das genußvolle Äußern vorweggenommener Erfolgsmeldungen. Auch wenn den Hörern nicht entgehen wird, daß

der Erfolg noch aussteht, dürfte diese Strategie ihre Wirkung nicht ganz verfehlen. Jedenfalls scheint diese Strategie hier und heute ganz erfolgreich zu sein, und sie ist einfach und direkt genug, daß man sie bereits den primitiven Kleinweltlern zu-
trauen kann.

Werbung hält nicht immer so ganz, was sie verspricht. Das wissen wir, und das wird auch Kleinweltlern bald genug auffallen. Die Folge ist Mißtrauen, dem dann durch mehr Sachlichkeit und erwiesene Verlässlichkeit zu begegnen ist. Es bleibt deshalb nicht aus, daß die Kleinweltler Mittel und Wege finden müssen, genauere Angaben über zu erwartende Gewinne zu machen. Obwohl man nicht davon ausgehen kann, daß sie bereits einen Begriff von Quantität haben, kann man annehmen, daß sie eine intuitive Einschätzung davon haben, für wieviele von ihnen eine Beute reichen wird. Damit haben sie nur noch das Problem, diese intuitive Einschätzung kommunikabel zu machen.¹²⁵

Einfachste Formen der Mengenangabe, die sich fast natürlich ergeben, sind vermutlich nicht lautlicher, sondern gestischer Natur: ein stilisiertes Umfassen, Erfassen, Auflesen der Beute.¹²⁶ Den Übergang zu verbalen Strategien im engeren Sinn kann man sich dann so vorstellen: Rufe und Laute, die ursprünglich die Demonstration von Mengen nur begleiten, übernehmen im Lauf der Zeit die Funktion der mimetischen Demonstration oder treten zumindest stärker in den Vordergrund der Aktion.¹²⁷

Im weiteren Verlauf der Entwicklung von Strategien zur Angabe von Mengen¹²⁸ kommt es bald zur Ausbildung erster Quantoren, d.h. einfacher Indikatoren von Anzahl, Masse, Größe einer zu erwartenden oder gesichteten Beute. Diese Indikatoren können zunächst an einen bestimmten Typus von Beute gebunden sein, werden aber nach und nach über Analogiebildung auf alles anwendbar, was quantifizierbar ist. Diese Quantoren erlauben keine eindeutig verifizierbaren Mengenabgaben. Sie gleichen darin der Mehrzahl der Quantoren in unserer Sprache.¹²⁹ Für die praktischen Zwecke des kleinweltlichen Alltags sind diese Quantoren aber meist ausreichend.

Um einen ungefähren Anhaltspunkt zu haben, nehme ich an, daß die Kleinweltler zunächst einmal drei Quantoren ausbilden, deren Bedeutung in unserer Sprache in etwa so zu umschreiben ist:¹³⁰

- (i) eher wenig, lohnt sich kaum;
- (ii) es reicht, ist der Mühe wert;
- (iii) im Überfluß, satt.

Diese drei Quantoren können sowohl allein, als auch in Verbindung mit anderen Angaben verwendet werden. Durch Unterschiede in der Intensität ihrer Äußerung ist eine gewisse Feinabstimmung möglich, die etwa im Fall von (i) erlaubt, alle Nuancen von *sehr wenig* bis *nicht sehr viel* auszudrücken.

Die gesamte Entwicklung von Mitteln zur Quantifikation steht unter dem Eindruck der Sanktionen, die einem Kleinweltler drohen, wenn er - gewollt oder ungewollt - seine Hörer irreführt oder wenn diese auch nur glauben, in die Irre geführt zu werden.¹³¹ Die Vermeidung von Sanktionen ist hier - wie in vielen anderen Bereichen der Entwicklung kommunikativer Strategien - ein, wenn nicht d e r Antrieb für eine Optimierung der Ausdrucksmöglichkeiten.

Die Problemliste vom Anfang des Kapitels umfaßt noch einige Punkte, die ich zumindest kurz ansprechen möchte. Zunächst Problem (h): "Wie sollen wir das machen?" Dieses Problem bringt eine Anschlußfrage, die insofern interessant ist, als sie ein Problem aufgibt, das durch Angabe von Handlungsmöglichkeiten zu lösen ist, was langfristig dazu führt, daß eines der wichtigsten Ausdrucksmittel, nämlich die Handlungsverben, entwickelt wird.

Die erste Schwierigkeit liegt auch hier beim Hörer. Er muß einen Weg finden, einem Sprecher, der etwa eine Aufforderung an ihn gerichtet hat, zu erkennen zu geben, daß ihm nicht klar ist, wie er tun soll, wozu er aufgefordert wurde. Erst, wenn das gelungen ist, wenn die Problematik des Wie den Kleinweltlern bewußt geworden ist, kann ein Sprecher Lösungsmöglichkeiten entwickeln, die er dann sogar, Schwierigkeiten seiner Hörer antizipierend, von Anfang an in seinem Redebeitrag berücksichtigen kann.¹³²

Die Aufgabe des Hörers ist in gewisser Hinsicht mehr als einfach. Er braucht nur bei dem Versuch, der Aufforderung zu folgen, versagen. Das wird oft schon den Sprecher auf den Plan rufen und ihn dazu bewegen, die Frage nach dem Wie durch Hilfestellung oder Vormachen zu beantworten. Ganz gelöst ist die Aufgabe des Hörers damit noch nicht: Schieres Versagen kann vom Sprecher in verschiedener Weise aufgefaßt werden. Damit er es als - unfreiwilligen - Ausdruck einer Frage nach dem Wie versteht, muß er so etwas wie guten Willen unterstellen. Wenn er sich dazu nicht veranlaßt sieht, hält er das Versagen vielleicht für Verweigerung oder erkennt gar nicht erst, daß ein Versuch unternommen wurde.

Ein Hörer, der nicht weiß, wie er einer Aufforderung folgen soll, muß deutlich machen, daß er einigermaßen verzweifelt ist, weil es ihm nicht gelingt, der Aufforderung nachzukommen.¹³³ Nur so kann er Mißverständnisse mit ihren unangenehmen Folgen vermeiden. Verzweiflung oder Frustration auszudrücken ist kein Problem für Kleinweltler, denn ein Ausdruck dafür gehört gewissermaßen zu ihrer Grundausstattung. Ein Problem besteht noch darin, den naturhaften Ausdruck nicht mehr nur aus sich hervorbrechen zu lassen, wenn einen Verzweiflung überkommt, sondern ihn mit Vorbedacht einzusetzen. Aber dieses Problem ist nicht neu für die Kleinweltler. Sie haben bereits eine ansehnliche Reihe von vergleichbaren Problemen gelöst und werden auch dieses Problem lösen.

Sofern ein Sprecher überhaupt zu einer Antwort in der Lage ist, kann diese Antwort so aussehen: Er kann v o r m a c h e n, wie man tun kann, worauf er aus ist. Vormachen ist nicht einfach nur machen. Es ist ein kommunikatives Handeln, wenn auch kein sprachliches. Vormachen muß als vormachen verstanden werden, und vormachen schafft, wenn schon nicht einen Begriff dessen, was vorgemacht wird, so doch die Voraussetzungen dafür, daß sich ein solcher Begriff bilden kann: Vormachen greift eine Handlungsweise aus ihrer gewohnten Umgebung heraus und präsentiert sie als Muster. Vormachen rückt damit ein Stück Handeln oder Verhalten als Einheit des Handelns oder Verhaltens in den Blickpunkt.

Was einer vormacht, muß nicht unbedingt und auf Anhieb verstanden werden. Hier gilt, was oben allgemein zur Mimesis festgestellt wurde. Wenn Vormachen trotz mutmaßlich oft mittelmäßiger "Darbietung" zum Erfolg führt, dann deshalb: Die Betrachter sind auf der Suche nach einem der Situation angemessenen Sinn, kommen also dem Vormachenden entgegen, und die Situation, in der es zu der Vorführung kommt, weist bis zu einem gewissen Grad schon die Richtung zum Verständnis der Vorführung.

Solang und soweit Aufforderungen, die zu einer Wie-Frage führen, auf etwas aus sind, das vorgemacht werden kann, gibt es nichts, was leistungsfähiger wäre als eben Vormachen. Es ist deshalb nicht zu erwarten, daß das Vormachen einer Verbalisierung zum Opfer fallen wird.¹³⁴ Aber, abgesehen davon, daß man nicht alles vormachen kann, ist festzustellen, daß es einen Weg gibt, die Effizienz des Vormachens enorm zu verbessern, und das ist die erklärende Kommentierung dessen, was man vormacht. Hier könnte doch noch ein Ansatzpunkt für eine Verbalisierung des Vormachens zu finden sein.

Eine Verbalisierung der Akte, die Kleinweltler einander vormachen können, läßt sich etwa so vorstellen:¹³⁵ Kleinweltler begleiten ihre Demonstrationen von Handlungen mit charakteristischen Lauten. Diese Laute sind zunächst reine Ausdruckslaute - im Sinne von Révész.¹³⁶ In diesen Lauten löst sich die innere Spannung, die sich in den Kleinweltlern durch die nötige Konzentration und die Anforderungen aufbaut, die eine solche Demonstration an sie stellt.¹³⁷ Das Auftreten dieser Laute ist symptomatisch für solche Demonstrationen und führt dazu, daß die Demonstrationen als solche verstanden werden und nicht etwa als eigentliches Handeln. Da die Laute an charakteristischen Stellen einer Demonstration auftreten, nämlich während oder unmittelbar nach den kritischen Stationen der Demonstration, tragen sie dazu bei, die Aufmerksamkeit der Betrachter auf diese entscheidenden Stationen zu lenken. Über kurz oder lang fällt einem Kleinweltler auf, daß seine Zuschauer auch Zuhörer sind, d.h. daß sie auch auf die Laute achten, die er ihnen kommunikative Absicht von sich gibt. Das schafft die Voraussetzung dafür, daß er diese Laute kontrolliert einsetzen lernen kann.

Der Sinn der ersten kontrollierteren Einsätze dieser Laute ist noch denkbar allgemein und etwa mit "Darauf müßt ihr achten!" zu umschreiben. Feine zufällige Unterschiede zwischen den Lautfolgen, die verschiedene Demonstrationen begleiten, können dann dazu führen, daß nach und nach bestimmte Handlungsmuster mit bestimmten Lautfolgen in Verbindung gebracht werden. Dabei können sogar Mißverständnisse eine wichtige Rolle spielen: Ein Betrachter meint festzustellen, daß der Demonstrator eine bestimmte Handlung mit einer bestimmten Lautfolge "kommentiert". Dem Demonstrator selbst ist das weder bewußt, noch in irgendeinem Sinn unterlaufen. Es handelt sich um eine Überinterpretation, in der eine zufällige Erscheinung als sinnhaft aufgefaßt wird. Aber dadurch, daß der Betrachter selbst künftig bemüht ist, den an sich zufälligen kleinen Unterschied nachzumachen, wird dieser Unterschied bedeutend. Ein erster Schritt in Richtung auf eine Verbalisierung des entsprechenden Handlungsmusters ist gemacht.¹³⁸

Zu Problem (i) der obigen Liste: "Ist das nicht gefährlich? Womit muß man da rechnen?" Ein Ausdruck für dieses Problem ergibt sich für den, der es hat, fast von selbst. Er ist einerseits interessiert, andererseits mehr oder weniger ängstlich. Das zeigt sich. Ein bewußterer Ausdruck ist möglich als verhaltenes Warnen, das bereits in einiger Differenziertheit verfügbar ist und nur noch von Fällen manifester Gefahr auf Fälle antizipierter Gefahren übertragen werden muß.

Auf einen Vortrag des Problems (i), etwa im Anschluß auf eine Aufforderung zur Jagd oder zum "Herumstreunen", gibt es zunächst zwei natürliche Reaktionen: Der Aufforderer kann sich von der Ängstlichkeit anstecken lassen, sich die Warnung zu Herzen nehmen, oder er kann sich weiter entschlossen zeigen, das Unternehmen zu starten. Seine demonstrative Entschlossenheit kann dann vielleicht die Ängstlichen und Vorsichtigen mitreißen und das Problem, wenn nicht lösen, so doch ausräumen.

Schlechte Erfahrungen, die Kleinweltler machen konnten, als sie sich von tolldreisten Artgenossen in gefährliche Abenteuer hineinziehen ließen, können aber dazu führen, daß demonstrative Entschlossenheit allein nicht mehr genügt, um Begleiter für ein

Abenteuer zu rekrutieren. Da Begleiter für solche Unternehmungen aber kaum verzichtbar sind, müssen sich die Betreiber dieser Unternehmungen etwas einfallen lassen, um zum Ziel zu kommen.

Was sie sich einfallen lassen können, liegt fast auf der Hand: Sie müssen in Abrede stellen, daß die unterstellten Gefahren tatsächlich bestehen, indem sie das anzweifeln oder indem sie rundweg widersprechen. Der Sinn dieser Reaktionen ergibt sich ihnen, wenn sie sich dazu veranlaßt sehen, ganz von selbst. Sie müssen sich diese Reaktionen nicht erst ausdenken. Zweifel und Widerspruch überkommen sie ungesucht.¹³⁹ Sie müssen allerdings einen geeigneten Ausdruck für das finden, was sie da überkommt.

Zweifel ist nicht Widerspruch. Für diese frühe Phase kleinweltlicher Kommunikation nehme ich dennoch an, daß beides im Grund einen Ausdruck findet, der durch Unterschiede in der Intensität des Vortrags von leichtem Zweifel bis zu entschiedenem Widerspruch alles artikulieren kann. Als Ausdruck für dieses Spektrum von Reaktionen bietet sich ein abweisendes Brummen an, das ursprünglich dazu dient, unerwünschte Annäherung anderer Kleinweltler abzuwehren.

Das abweisende Brummen versteht sich in dieser neuen Funktion natürlich nicht von selbst, aber Kleinweltler, die den unterstellten Sinnverdacht bezüglich der Handlungen ihrer Artgenossen haben, können dahin kommen, die Abweisung auf das zu beziehen, was sie gesagt und mithin auch getan haben. Ist das Brummen in seiner neuen Funktion erkannt, kann es zunehmend stilisiert werden und zur Verbesserung der Verstehbarkeit mit einer zitierenden Wiederholung dessen verbunden werden, wogegen es sich wendet. Es wird dann bald zu einer Art Operator, der in Verbindung mit bestimmten anderen Äußerungen Zweifel oder Widerspruch bedeutet, i.e. zu einem ersten Negator, der mehr oder weniger strikt gemeint sein kann.

Durch Zurückweisung oder Bezweiflung scheint die Situation der an der Interaktion beteiligten Kleinweltler noch immer nicht geklärt, denn ein Verdacht ist nicht schon dadurch ausgeräumt,

daß er von anderen zurückgewiesen wird. Und doch ist damit eine gewisse Klärung erreicht: Mit der Zurückweisung des Verdachts, ein vorgeschlagenes Unternehmen könnte gefährlich werden, hat der Protagonist dieses Unternehmens ausdrücklich die Verantwortung dafür übernommen, daß die Sache nicht gefährlich werden wird. Er ist jetzt im Wort und wird zur Rechenschaft gezogen werden, wenn doch etwas schiefgeht. Weil er das weiß und die anderen wissen, daß er es weiß, können sie sich u.U. auf seinen Vorschlag einlassen.¹⁴⁰

Wenn es ihm durch seinen Zweifel oder Widerspruch nicht gelungen ist, die Befürchtungen der andern zu zerstreuen, kann der Protagonist ein übriges tun und, soweit er dazu in der Lage ist, die zu erwartenden Verhältnisse schildern, indem er z.B. Angaben darüber macht, wo sich die gefürchteten Leoparden derzeit befinden, oder darüber, wieviel Beute zu finden sein wird, wo er die Gruppe hinführen möchte. Hier gilt - wie schon bei Problem (f) -, daß der Versuch, andere zum Mitspielen, zur Kooperation zu bewegen, ein steter Ansporn für die Entwicklung neuer Strategien ist.

Die Probleme (j) und (k) nehmen - diesmal auf Hörerseite - die Problematik von Zweifel und Widerspruch wieder auf. Mittel und Wege zu ihrer Artikulation können hier wie dort dieselben sein. Ich lasse offen, in welchem Zusammenhang sie sich ursprünglich entwickeln. Als erste Reaktionsmöglichkeit denke ich an die Entwicklung einfacher persuasiver Strategien, wie sie bereits im Zusammenhang mit den Problemen (f) und (i) skizziert wurden. Zweifel und Widerspruch, verbunden mit Mißtrauen, sind notorische Probleme in der "Kleinen Welt" und später auch in der "Großen Welt". Diese Probleme werden nie ganz gelöst. Was immer die Kleinweltler sich ausdenken, um Zweifel und Widerspruch auszuräumen, kann alsbald selbst Gegenstand von Zweifel und Widerspruch werden.

Die Versuche, Zweifel und Widerspruch auszuräumen, führen langfristig zu raffinierten kommunikativen Strategien, die weit über aktuelle Gesprächszusammenhänge hinausgreifen und fast so etwas wie eine Lebensaufgabe für Kleinweltler - und später auch Groß-

weltler - werden. Was immer sie tun, kann dann auch als Arbeit an ihrer Glaubwürdigkeit verstanden werden. Um Zweifeln und Widersprüchen in bestimmten Fragen aus dem Weg zu gehen, müssen sie im Extremfall entsprechende Aufforderungen und Behauptungen über Jahre hinweg vorbereiten. Das Problem ist so vertrackt, daß in der "Großen Welt" bestimmte Spieler - Philosophen, Redner und Logiker genannt - es zu ihrem Beruf machen, Bedingungen und Möglichkeiten der persuasiven Rede theoretisch zu durchdenken.

Die noch anstehenden Probleme (l) und (m) bringen einen ganz anderen Aspekt kommunikativen Handelns ins Spiel. Bislang galt es, die Verstehbarkeit der Akte zu verbessern und Folgeprobleme zu bewältigen, aber stets war vorausgesetzt, daß alle Beteiligten gleichermaßen an einer Verständigung interessiert waren und sich infolgedessen kooperativ verhalten mußten. Mit den Problemen (l) und (m) wird klar, daß ein allseitiges Interesse an Verständigung nicht immer zwingend vorausgesetzt werden kann.¹⁴¹

Das Ruhebedürfnis in (l) und die Gleichgültigkeit in (m) kann auf die natürlichste Weise ausgedrückt werden: Der Angesprochene reagiert im Fall von (l) aggressiv und bedroht ohne jeden Bezug zu der vorgebrachten Äußerung den Sprecher. Im Fall von (m) zeigt sich der Angesprochene ostentativ gelangweilt.

Wenn einem Sprecher so begegnet wird, verliert sich vielleicht sein Interesse an einer Kooperation mit den andern. Ist er weiterhin daran interessiert, daß sie sich ansprechen lassen, muß er eine Strategie entwickeln, sich und das, was er vorzubringen hat, für sie interessant zu machen. Ranghohe Kleinweltler können das erreichen, indem sie die andern unter physischen Druck setzen, aber, eben weil sie das können, werden sie selten offenkundigem Desinteresse begegnen. Schwächere Kleinweltler müssen, wenn sie Erfolg haben wollen, ihre körperliche Defizienz durch Phantasie kompensieren.¹⁴²

Ein ebenso wirkungsvolles wie gefährliches Mittel, einmal gereizte ranghöhere Kleinweltler zu interessieren, ist das Insistieren. Nimmt ein an sich unterlegener Kleinweltler nicht sofort Reißaus, wenn ein Ranghöherer ihn bedroht, dann reizt das

diesen zwar weiter, macht ihn aber auch neugierig, weil das Verhalten ungewöhnlich ist. Mit Glück kommt man so zum Ziel. Mit weniger Glück bezieht man fürchterliche Prügel, und das macht dieses Vorgehen nicht sonderlich attraktiv.

Da es recht schwierig ist, manifest gewordenen Desinteresse oder gar Verärgerung nachträglich in Interesse umzuwandeln, konzentrieren sich die Bemühungen zur Lösung der in (l) und (m) angesprochenen Probleme darauf, wie von vornherein das Interesse und die gebotene Aufmerksamkeit mutmaßlich desinteressierter Gesprächspartner gewonnen werden kann. Welche Strategien die Kleinweltler dabei entwickeln können, werde ich in Phase IV der Entwicklung kleinweltlicher Kommunikation beschreiben. In dieser Phase kommt es erst einmal darauf an, daß die Kleinweltler für das Problem sensibilisiert werden, daß kommunikative Handlungen nicht immer aus dem Stand erfolgreich sein müssen, sondern manchmal einer sorgfältigen Vorbereitung bedürfen.

Ohne Lösung in dieser Phase der Entwicklung bleibt auch das letzte der aufgelisteten Probleme. Mit der Frage, was weiter zu tun ist, wird ins Bewußtsein gebracht, daß Warnungen und bestimmte Berichte von Mißständen und Schwierigkeiten nicht nur Probleme lösen, sondern oft neue Probleme aufgeben, die durch gemeinsame Planung oder durch richtungsweisende Vorschläge einzelner zu lösen sind. Es ist klar, daß Problem (n) nicht erst erfunden werden muß. Es ergibt sich von selbst, wo eine Perspektive für weiteres Vorgehen fehlt oder wo die überlieferten Vorgehensweisen nicht mehr befriedigen. Ausdruck findet das Problem als verbreitete Ratlosigkeit, die sich u.U. so äußert, daß die Beteiligten gegensätzliche Reaktionen zeigen und zwischen entgegengesetzten Reaktionen hin- und hergerissen sind.

Die Problemstellung von (n) unterscheidet sich von den bisher betrachteten darin, daß hier eigentlich niemand ändern ein Problem aufgibt, daß vielmehr ein Zustand der Verwirrung vorliegt, der erst einmal als Problem erkannt werden muß und dem man nicht auf sich selbst gestellt am besten entgegen gehen kann, sondern durch gemeinsame Aktion. Das zu erkennen ist an sich schon schwierig genug. Wenn ein Kleinweltler am Ende von Phase III soweit gekommen ist, daß ihm (n) ein Problem ist - und nicht etwa dies:

"Was soll i c h jetzt tun?" -, dann ist das bereits ein großer Schritt in die Entwicklung des Spiels.

2.6. Das Spiel "Kleine Welt". Phase IV

Mit Phase IV tritt die "Kleine Welt" in ihre Endphase, aus der sie dann in die "Große Welt" übergehen wird. Für meine Rekonstruktion ist diese Endphase die entscheidende Phase, weil hier die kleinweltliche Kommunikation das Stadium der Reife erreicht. Hier muß sich zeigen, wozu ein rein pragmatischer Modus der Kommunikation prinzipiell befähigen kann.¹⁴³ Bevor ich aber mit dem entscheidenden Ausbau der kleinweltlichen Kommunikation beginne, empfiehlt sich ein Überblick über das, was bislang erreicht wurde, d.h. darüber, was inzwischen aus der "Kleinen Welt" geworden ist.

Die Kleinweltler beherrschen jetzt das "Kleine Einmaleins" der Kommunikation. Ihre Ausdrucksweise ist zwar noch etwas grob, fast tierisch, aber doch differenziert genug für die elementaren Zwecke ihres kommunikativen Handelns. Aus den pauschalen Anspielungen der Phase II haben sie nach und nach eine Vielzahl von spezialisierten Ausdrücken herausgearbeitet¹⁴⁴, die ihnen erlauben, dies alles zu tun:¹⁴⁵

- (a) Sie können genauere Angaben zu pauschalen Anspielungen verlangen.
- (b) Sie können solche Angaben zu Redegegenstand, Ort, Zeit, Art und Weise, sowie zu erwartender bzw. befürchtender Menge machen. Sie können diese Angaben auf Verlangen machen, aber auch antizipierend. Und sie können diese Angaben in Form einer Demonstration oder über Kennzeichnungen machen.¹⁴⁶
- (c) Sie können relativ spezifische Handlungsweisen vorschlagen und exemplarisch vorführen.
- (d) Sie können ihre kommunikativen Akte "adressieren", und sie können einmal eingeführte "Adressen" - sprich: Eigennamen - dazu verwenden, um in ihren Anspielungen auf die so Genannten Bezug zu nehmen.¹⁴⁷

- (e) Sie können sprachlichen Kontakt halten, wobei sie sich in gewisser Weise einander anvertrauen, indem sie in einigermaßen situationsfernen Anspielungen zu erkennen geben, was sie gerade bewegt, was ihnen "durch den Kopf geht."
- (f) Sie können warnen, drohen, locken, berichten, auffordern, letzteres in allen Nuancen von gebieterischem Fordern bis zu flehentlichem Bitten.
- (g) Sie können zweifeln und - in stufenlosem Übergang über immer schärferen Zweifel - widersprechen.
- (h) Sie können Anspielungen und Angaben mehr oder weniger strikt negieren, und zwar sowohl aus gegebenem Anlaß in Form von Zweifel oder Widerspruch als auch antizipierend, wo sie bei einem Gesprächspartner eine Auffassung vermuten, der sie widersprechen würden.¹⁴⁸

Die Ausdrucksmittel der Kleinweltler sind überwiegend noch stark situationsgebunden, aber dadurch, daß ihnen überhaupt Mittel und Wege bekannt sind, Orte, Zeiten, Weisen, Muster, Mengen und Gegenstände "ins Gespräch" zu bringen, hat sich ihr Verhältnis zu diesen Dingen bereits entscheidend verändert: Die Verfügung über einfachste Formen der Kommunikation bringt ihnen nicht nur Möglichkeiten, problembezogen zueinander in Beziehung zu treten und ihre Handlungen aufeinander abzustimmen. Was sie ad hoc zur Lösung praktischer Probleme entwickeln, weist - durchaus unbeabsichtigt - immer auch über den gegebenen Fall hinaus ins Grundsätzliche. Indem e i n Ort angegeben wird, eröffnet sich bald eine ganze Dimension ihrer selbstverfaßten Welt.¹⁴⁹

Mit der kleinweltlichen Kommunikation erwächst aus einer unbegriffenen Natur eine kleinweltliche Welt in eigener Regie der Kleinweltler, d.h. erst im Zug der Entwicklung kommunikativer Strategien wird die "Kleine Welt" eine Welt der Kleinweltler, in der sie sich nicht einfach vorfinden, sondern die i h r Werk ist. Die Welt der Kleinweltler ist jetzt - wie jede Menschenwelt - nicht mehr nur menschliche Natur. Sie ist eine gesellschaftliche Konstruktion¹⁵⁰, deren Sinn darin besteht, die Kleinweltler auf eine intersubjektiv anerkannte - und das heißt erst einmal: allseits bekannte - Aktionsbasis zu verständigen.

Die geforderte Intersubjektivität erreichen die Kleinweltler dabei in ihrer Kommunikation.

Kommunikation, die uns in erster Linie als Mittel in unserer Welt von Bedeutung scheint, ist, wie man sieht, eine Bedingung der Möglichkeit von Welt und Wirklichkeit: Erst in der Kommunikation wird es möglich, sich der Gemeinsamkeit von Einschätzungen zu versichern, denn erst in der Kommunikation werden die Ahnungen der einzelnen so expliziert, daß sie Gemeingut werden können, das - eine *conditio sine qua non!* - auch als Gemeingut allgemein bekannt ist. Zugleich wird erst im Licht der Öffentlichkeit, die durch die Kommunikation hergestellt wird, aus den Begriffsversuchen der einzelnen ein sicheres Begreifen, denn erst Bestätigung durch andere bringt Sicherheit in das eigene Begreifen.¹⁵¹

Mit dem Ende von Phase III hat die Konstruktion einer kleinweltlichen Wirklichkeit bereits gewisse Formen angenommen. Schon zeigen sich die Konturen einer Welt, wie auch wir sie kennen. Schon sind - und das macht eine genauere Betrachtung des bis dahin Erreichten wichtig - entscheidende Weichen für die weitere Entwicklung gestellt: Da die Kleinweltler weder anstreben, noch überhaupt dazu fähig sind, ihre Wirklichkeit mit System aufzubauen, entsteht eine pragmatische, wild wachsende Welt, die - zumindest anfänglich - wenig Ordnung und Methode erkennen läßt.¹⁵²

Die kleinweltliche Wirklichkeit ergibt sich en passant. Von punktuellen Verständigungen bleibt die Erinnerung an eine Bestimmungsmöglichkeit, und diese Erinnerung inspiriert zur Lösung weiterer Verständigungsprobleme. Es bilden sich Traditionen von Analogiebildungen, die allenfalls pragmatisch in Beziehung zueinander gebracht werden. Da ist keine ordnende Hand, die z.B. markierte Punkte in der Landschaft in einen Plan zusammenfaßt.¹⁵³ Die zunächst unabhängigen einzelnen Punkte erleichtern auch so eine gemeinschaftliche Orientierung, und sie werden in der Folge zum Gerippe immer raffinierterer Lokalisierungsmöglichkeiten.¹⁵⁴

Noch besteht eine kleinweltliche Wirklichkeit erst im Ansatz, aber schon dieser Ansatz hat die "Kleine Welt" revolutioniert, weil er die Kleinweltler in eine neue, nicht mehr nur natürliche Beziehung zueinander gebracht hat und weil er für die neu hinzukommenden, nachgeborenen Kleinweltler die Stelle einer reinen Natur übernommen hat. Ihnen begegnet bereits eine zum Teil "künstliche Natur"¹⁵⁵, wenn sie lernen, sich zurechtzufinden.

Die Veränderungen, die sich bis zum Ende von Phase III in der "Kleinen Welt" ergeben haben, sind nicht auf direkte und indirekte Folgen der Entwicklung von Strategien kommunikativen Handelns beschränkt. Parallel dazu konnten sie ihre Nahrungsbeschaffungs- und Abwehrstrategien durch Herstellung und Einsatz von Werkzeugen und Waffen soweit verbessern, daß sie in ihrem unerbittlichen Spiel gegen die Natur - ihrem struggle for life - etwas Luft gewonnen haben und sich verstärkt sich selbst, d.h. ihrem Miteinander und Gegeneinander zuwenden können.

Die "Kleine Welt" bleibt weiterhin eine Welt von Jägern und Sammlern, die, abgesehen von geschlechtsbedingten Rollen, keine dauerhafte Arbeitsteilung kennen. Die verstärkte Konzentration der Kleinweltler auf ihren Umgang miteinander führt aber zu revolutionären Veränderungen in ihrem gesellschaftlichen Leben, durch die sowohl die Verfeinerung der bereits bekannten kommunikativen Strategien als auch die Entwicklung ganz neuer kommunikativer Strategien forciert werden.

Mit dem Aufdämmern einer begriffenen Wirklichkeit entwickelt sich bei den Kleinweltlern ein immer besserer Überblick über die Vielzahl von Ereignissen und Interaktionen, die ihr Leben ausmachen. Sie fangen an, die Dinge in Zusammenhänge zu bringen. Das verbessert einerseits die Qualität ihrer Kooperation, stört aber andererseits den gewohnten Ablauf z.B. der Aufteilung der Beute und bestimmter Ranglistenkämpfe.

Schon vorher war den schwächeren Kleinweltlern nicht entgangen, daß sie von den "Herren" der "Kleinen Welt" oft um den Lohn ihrer Arbeit betrogen wurden, wenn ihnen diese die schwerverdienste Beute abnahmen. Aber sie hatten es nicht geschafft, diesen Verlust und ihren Anteil an der Jagd zu verrechnen und den "Herren"

das Ergebnis der Rechnung zu präsentieren. Sie haben aus der Frustration durch den Verlust bisher nur die Konsequenz gezogen, sich mit ihrer Beute möglichst versteckt zu halten. Jetzt sind sie fast schon soweit, Forderungen an die "Herren" richten zu können, denn sie beginnen zu begreifen: Vor der Verteilung der Beute, die eine Stunde der "Herren" ist, liegt ihre Stunde. Daraus könnten sie Kapital schlagen, wenn sie einen Handel mit den "Herren" zuwege bringen.

Die Entwicklung von Strategien des Aushandelns ist, neben der Entwicklung von Planungsstrategien, die entschieden wichtigste Tendenz der Entfaltung kleinweltlicher Kommunikation in Phase IV, denn damit wird es möglich, den gesamten sozialen Bereich kleinweltlichen Lebens kommunikativ zu behandeln. Strategien des Aushandelns erlauben es den Kleinweltler, den brutalen - und seit der Verfügung über Waffen sogar mörderischen - Verteilungskampf in der "Kleinen Welt" auf eine vergleichsweise zivile Art auszutragen.¹⁵⁶

Strategien des Aushandelns und Planens sind aber nicht das einzige, was Phase IV für die kleinweltliche Kommunikation bringt. Bevor ich auf die verschiedenen Entwicklungen im einzelnen eingehe, ein kurzer Überblick über das, was zur Entwicklung bzw. Weiterentwicklung ansteht:¹⁵⁷

- (i) stärkere Situationsentbindung
- (ii) bessere Feinabstimmung der verschiedenen Angaben, insbesondere Feinabstimmung unter verschiedenen Gesichtspunkten
- (iii) Gesprächseröffnungstrategien
- (iv) Aufbau komplexer Gesprächsbeiträge
- (v) persuasive Strategien
- (vi) Vorwurfsstrategien und Rechenschaftsforderungen
- (vii) Rechtfertigungs- und Entschuldigungsstrategien
- (viii) Strategien zur Beeinflussung
- (ix) elementare Fragestrategien

- (x) Verpflichtungsstrategien, Ankündigungen
- (xi) Kommentierungs- und Interpretationsmöglichkeiten zu eigenen und fremden Handlungen
- (xii) Bewertungsstrategien
- (xiii) Mitteilungsstrategien für Stimmungen, Gefühle, Erlebnisse, Erfahrungen, Überlegungen
- (xiv) Strategien zur Beeinflussung der Stimmung anderer
- (xv) Strategien zur Aufdeckung und Klärung von Mißverständnissen
- (xvi) Begründungs- und Beweisstrategien
- (xvii) Planungsstrategien
- (xviii) Verhandlungsstrategien
- (xix) Ansätze zu einer grundsätzlichen Reflexion auf die Gegebenheiten und Bedingungen kleinweltlichen Lebens.

Bemerkungen zu den avisierten Entwicklungen:

Punkt (i): Schon in Phase III war es den Kleinweltlern möglich, sich in ihren kommunikativen Handlungen vom Hier-und-Jetzt etwas zu lösen und auf Handlungen und Ereignisse hinzuweisen, die jenseits der aktuellen Situation lagen. Eine Optimierung der entsprechenden Strategien erreichen sie im Zug der verbesserten Feinabstimmung ihrer Orts- und Zeitangaben, die unter Punkt (ii) behandelt werden wird. Zu diesen Strategien tritt in dieser Phase eine weitere, die für die Entwicklung von Verhandlungs- und Planungsstrategien gebraucht und deshalb mit diesen Strategien entwickelt wird. Es handelt sich dabei um die Entwicklung eines hypothetischen Modus der Rede.

Ein Ansatz zur Entwicklung dieses hypothetischen Modus der Rede ist bereits gemacht. Die Kleinweltler können auf - in jeder Beziehung - naheliegende, aber künftige, und mithin nicht reale Ereignisse hinweisen. Jetzt kommt es darauf an, dieses Mittel aufzugreifen und ihm seinen Ankündigungscharakter zu nehmen, um seinen hypothetischen Charakter zu betonen. Auf dem Weg dorthin sind zwei notorische Schwierigkeiten zu überwinden: Zunächst

einmal müssen die Kleinweltler bzw. muß ein besonders kreativer Kleinweltler dahin kommen, das Problem soweit zu erfassen, daß er sich um eine Möglichkeit bemüht, Hypothetisches auszudrücken.

Die erste Schwierigkeit könnte so gelöst werden: Ein Kleinweltler wird wieder einmal von ranghöheren Kleinweltlern zu einer gemeinsamen Jagd aufgefordert. Sie haben ihn gern dabei, weil er eine ausgesprochene Begabung im Aufspüren von Beutetieren hat, aber nach erfolgreicher Jagd denken sie nicht im Traum daran, ihm einen fairen Anteil an der Beute zu überlassen. Das Spiel gefällt ihm nicht, und er versucht, wann immer das geht, solchen gemeinsamen Jagden aus dem Weg zu gehen. Dabei "wurmt" es ihn aber doch¹⁵⁸, daß ihm die schönste Beute entgeht und daß er keine Gelegenheit hat, seine Kunst vor andern zu zeigen. Er träumt von großen Jagden und träumt sich dabei in der Rolle des Helden, der siegt und als erster seinen Anteil an der Beute erhält.

Sein Traum wird stärker und stärker. Es reißt ihn hin und her. Er entzieht sich seinen Jagdgefährten und sieht sich zugleich zu ihnen hingezogen. Das zeigt sich bald in seinem Verhalten und hält die undankbaren Gefährten davon ab, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß sie ihn wieder einmal "herumkriegen" könnten. Sie locken ihn. Er kennt das Spiel, und irgendwann ist er soweit, ihnen das kundzutun: Er "öffnet" ihre Lockungen nach und spielt dann auf den Ausgang der Jagd an, sowie auf ihr Verhalten bei der Beuteverteilung.

Es ist nicht zu erwarten, daß die andern seine Vorstellung verstehen, jedenfalls nicht auf Anhieb. Aber die Sache ist ungewöhnlich genug, um nicht spurlos vorüberzugehen. Es bleibt etwas hängen, und das provoziert die Beteiligten dazu, die Szene wieder und wieder durchzuspielen, bis ihnen ein Licht aufgeht: Ihnen wird klar, daß mit dieser Vorstellung nichts angekündigt werden soll und nichts berichtet, daß der Sprecher vielmehr auf einen Fall anspielt, der eintreten w ü r d e, wenn er der Aufforderung zur Jagd folgen würde. Und damit ist der Durchbruch zur Artikulation ins Auge gefaßter Möglichkeiten geschafft.

Es ist wichtig, sich klarzumachen, wie dieser Durchbruch geschaffen wurde: An dem Ausdruck, den der Sprecher verwandt hat, war nichts, was als Indiz eines neuen kommunikativen Akts interpretiert werden konnte. Der Sprecher hat diesen neuen Akt dadurch zuwege gebracht, daß er eine an sich bekannte Form kommunikativen Handelns aufgegriffen und verfremdet hat. Der Durchbruch zum Verständnis dieses neuartigen Akts war dann eine kreative Leistung eines oder auch mehrerer Adressaten, die ihren Sinnverdacht solange nicht aufgaben, bis ihnen unter Einbeziehung der gegebenen Situation und der Geschichte ihrer Interaktionen mit dem Sprecher eine plausible Erklärung für das Handeln des Sprechers einfiel.

Nachdem der Durchbruch geschaffen ist, fällt es allen, die davon Kenntnis haben, künftig leichter, den Sinn kommunikativer Akte zu verstehen, die Möglichkeiten ins Spiel bringen. Auch weiterhin ist es nicht nötig, daß dieser neue Typ des Handelns einen besonderen Ausdruck findet¹⁵⁹, aber die Voraussetzung dafür ist jetzt geschaffen. Wenn sich jetzt im Lauf der Zeit artikulatorische Besonderheiten entwickeln, die zunächst ganz akzidentell sein können, dann kann es - im Zug einer ersten Syntaktifizierung - dazu kommen, daß diese Besonderheiten in die Rolle eines Indikators für Potentialität hineinwachsen. Bis es soweit ist, und auch noch, wenn es dahin gekommen ist, daß Kleinweltler über so etwas wie Konjunktive verfügen, genügt ihnen die schiere Kenntnis der Möglichkeit, Hypothetisches auszudrücken, um sie dem Sinn hypothetischer Anspielungen auf die Spur zu bringen.

Punkt (ii): Die Angaben, die Kleinweltler zu Ort und Zeit von Handlungen und Ereignissen machen können, sind anfänglich noch recht grob, mehr ungefähre Hinweise als Beschreibungen, die Auffindbarkeit sichern sollen. Ähnliches gilt für die Charakterisierung von Gegenständen, sowie für Mengenangaben und Bestimmungen der Art und Weise.

Solange kleinweltliche Kommunikation auf das Nächstliegende beschränkt bleibt, das Kleinweltler schon nach leiser Andeutung von selbst verstehen, sind solche Angaben praktikabel und nicht

wirklich grob, sondern fein genug für die Zwecke, die sie zu erfüllen haben.¹⁶⁰ Die Ausweitung der kleinweltlichen Kommunikation auf situationsferne Gegenstände und die Zunahme des Aufkommens an kommunikativen Handlungen führen aber bald dazu, daß die gewohnten Angaben wirklich zu grob werden. Die Kleinweltler brauchen von den Sprechern weitere Hilfen, um sich durchzufinden. Das bedeutet: Die Angaben müssen verfeinert werden, um ihren Sinn halten zu können.

Der Hauptanstoß zur Verfeinerung der Angaben geht vermutlich von der beschriebenen Schwierigkeit aus, und ich werde mich deshalb zunächst darauf konzentrieren. Weitere Anstöße ganz anderer Art werden noch zu betrachten sein. Eine Verfeinerung der Angaben kann bis zu einem gewissen Grad durch weitere Anwendung des gewohnten Verfahrens erreicht werden: Es werden einfach weitere Zeitpunkte oder Raumpunkte - oder auch Punkte jedweder anderen Art, die die Kleinweltler erfunden haben könnten - mit Einzelausdrücken belegt, noch mehr Gegenstände namhaft gemacht, noch mehr ad hoc Demonstrationen von Vorgehensweisen gegeben. Aber, abgesehen davon, daß dieses Vorgehen sehr bald zu unüberschaubaren Verhältnissen führen dürfte, ist zu erwarten, daß die Kleinweltler auf kurz oder lang entdecken, daß es eine mindestens ebenso praktische und letztlich effizientere Strategie dafür gibt, Angaben zu präzisieren.

Das Verfahren ist gar nicht so neu. Sie haben es bereits beim Übergang von pauschalen Anspielungen zu mehrgliedrigen Äußerungen entwickelt und müssen es jetzt im Grund nur iterieren: Sie bringen die eine, noch unbefriedigende Angabe mit einer weiteren Angabe zusammen, die geeignet scheint, die erste Angabe so zu präzisieren, daß sie ihre Funktion erfüllen kann.

Die präzisierende Wirkung dieses Vorgehen ergibt sich durch eine Art Interferenz zwischen den beiden Angaben. Selbstverständlich wird nicht jede Kombination dieser Art auf Anhieb oder überhaupt jemals erfolgreich sein, aber grundsätzlich kann es so zu den erforderlichen Präzisierungen kommen. Der pragmatische Charakter der Zusammensetzung - wie auch der gesamten kleinweltlichen Kommunikation - setzt diesem Vorgehen allerdings gewisse Grenzen:

Die Ausdrucksfolgen, die so durch reine Verkettung erzeugt werden können, dürfen nicht zu lang werden, wenn ihre Aufarbeitung nicht gefährdet werden soll. Wir sind hier wieder an der Schwelle zu den Syntaktifizierungen der "Großen Welt" angelangt, die erst den entscheidenden Fortschritt bringen werden.

Die Angaben, die in solchen pragmatischen Kombinationen zusammengestellt werden, haben ursprünglich denselben Stellenwert. Es liegt aber auf der Hand, daß sich eine gewisse Rollendifferenzierung ausbildet, derart, daß eine Angabe den Ausgangspunkt für eine weitere Bestimmung durch die zweite bildet. Es wird Fälle geben, in denen die Bestimmung in beiden Richtungen zum selben Ergebnis führt, aber oft genug wird es so sein, daß je nach Richtung der Aufarbeitung verschiedene Ergebnisse zustande kommen.

Die lineare Abfolge der rollenverschiedenen Angaben ist zunächst bedeutungslos, d.h. die jeweilige Rolle muß pragmatisch aus dem gegebenen Zusammenhang erschlossen werden. Aber auch hier darf man sehr früh eine erste Syntaktifizierung erwarten: Ein - eventuell zufälliges - statistisches Übergewicht einer Art, die Angaben anzuordnen, kann über eine Art feed back zu einer eindeutigen Bevorzugung der einen Anordnung führen, die dann zu einer Interpretationshilfe wird.

Die Rollendifferenzierung geht im übrigen noch nicht soweit, daß sich syntaktische Kategorien von Ausdrücken ausbilden. Jeder der Ausdrücke - die inzwischen ihren ursprünglichen Charakter als Schreie soweit verloren haben, daß sie sich in modulierte größere Ensemble einfügen - bleibt allseits verwendbar. Dadurch, daß die verschiedenen Ausdrücke verstärkt in bestimmten Funktionen gebraucht werden, ergibt sich mit der Zeit allerdings eine gewisse Identifikation dieser Ausdrücke mit diesen Funktionen. Es entstehen auf diese Weise Vorformen von Nomina, Verben, Adjektiven und Adverbien.

Um den Eindruck zu vermeiden, hier würde auf einmal doch wieder einer syntaktischen Perspektive das Wort geredet, ist zu betonen, daß die Funktionen, die zu den Vorformen der künftigen lexikalischen Kategorien führen, eindeutig semantische Funktionen

sind. Eventuelle spätere syntaktische Funktionen leiten sich von diesen semantischen Funktionen her. Unter Gebrauch in bestimmten semantischen Funktionen verstehe ich hier, daß bestimmte Ausdrücke eine Tendenz zeigen, als Ausdruck für Gegenstände gebraucht zu werden, andere als Ausdruck für Geschehen oder Handeln, wieder andere als Ausdruck für Qualitäten, die sich in verschiedensten Gegenständen finden usw.

Die Lage ist allerdings deshalb besonders kompliziert, weil sich im Zug dieser Entwicklung erst eine Vorstellung davon ergibt, was denn ein Gegenstand, was ein Geschehen usw. ist. Hier greift eins ins andere: Semantische Funktionen führen zur Ausbildung einer ersten Kategorisierung sprachlicher Ausdrücke und nehmen selbst erst über oder in dieser Kategorisierung Gestalt an.

Die eben beschriebene Tendenz wird dadurch unterstützt, daß sich, was ursprünglich ein Ausdruck war, unter dem Eindruck bestimmter Umgebungen lautlich auseinander entwickeln kann, derart, daß die zunächst nur funktionsbedingten Unterschiede in der Interpretation eines Ausdrucks in verschiedenen Umgebungen zunehmend durch Besonderheiten seiner Form indiziert werden. Zu syntaktischen Kategorien kommt es dabei allerdings nicht, weil die verschiedenen Rollen der Ausdrücke überwiegend vom Bedeutungsbeitrag der speziellen Ausdrücke her bestimmt werden und nicht von Besonderheiten ihrer Formen, die zudem innerhalb der verschiedenen Rollen noch nicht ausgeglichen sind.¹⁶¹

Wichtiger als die sich abzeichnende Syntaktifizierung ist für die Feinabstimmung der Anspielungen und Angaben die Ausbildung paarweise gegensätzlicher Angaben und der Aufbau ganzer Felder zusammengehöriger Angaben, die verschiedenen Qualifikationsspektren abgeben. Für beides findet sich reichlich Inspiration in der Erfahrungswelt der Kleinweltler:¹⁶² Die Tiere, auf die sie treffen, sind friedlich oder aggressiv, schwach oder stark, genießbar oder ungenießbar u.dgl. Die Früchte sind zu verschiedenen Zeiten verschieden gefärbt, verschieden fest, verschieden reif, d.h. es gibt hier graduelle Unterschiede, die u.U. für die Einschätzung der Nutzbarkeit relevant sein können.

Die Kleinweltler sind natürlich noch nicht soweit, die gegensätzlichen oder graduell verschiedenen Qualitäten abstrakt zu fassen, aber sie können auf Gegenstände hinweisen, die charakteristische Eigenschaften haben und die deshalb als Verkörperungen dieser Eigenschaften betrachtet werden können.¹⁶³ Wird in Verbindung mit einer bestimmten Angabe auf einen solchen Gegenstand hingewiesen, dann wird das - nach Lösung der bekannten Verstehensprobleme, die wir nicht jedesmal zu betrachten brauchen - so wirken, als werde damit auf eine charakteristische Eigenschaft dieses Gegenstandes abgehoben.¹⁶⁴

Gegenstände haben, solange sie allein betrachtet werden, viele markante Eigenschaften. Erst im Kontakt zu bestimmten anderen Gegenständen tritt eine bestimmte Eigenschaft eines Gegenstands als charakteristisch hervor. Und darin liegt die Bedeutung der Ausbildung von Gegensatzpaaren und Qualifikationsspektren. Zu solchen Paaren und Spektren kommt es nicht erst infolge der Ausbildungen einer Vielzahl von Qualifikatoren, sondern diese Paare und Spektren sind eine Bedingung der Möglichkeit der Ausbildung von Qualifikatoren: Die Herstellung von Kontrasten löst erst **b e s t i m m t e** Eigenschaften aus der Totalität des Eindrucks, den die Dinge auf Kleinweltler und ganz allgemein auf Menschen machen.¹⁶⁵

Nachdem die Anspielung auf einen Gegenstand erfolgreich dazu genutzt werden konnte, eine bestimmte Angabe weiter zu qualifizieren, wird die Anspielung auf diesen Gegenstand in entsprechenden Zusammenhängen mit ähnlicher Absicht wiederholt werden. Dabei wird - zumindest in solchen Zusammenhängen - bald nur noch die in Frage stehende charakteristische Eigenschaft gesehen werden, wenn auf den Gegenstand verwiesen wird. Unter dem Eindruck der Betonungsverhältnisse, in die der Ausdruck in dieser speziellen Funktion geraten ist, kann es dann dazu kommen, daß er sich vollends zu einem eigenständigen Wort - so will ich von jetzt an solche Ausdrücke bezeichnen - entwickelt.

Auf die beschriebene Weise können die Kleinweltler sich nach und nach ein ansehnliches Repertoire an Qualifikatoren entwickeln. Ich will keine Mutmaßungen darüber anstellen, welche Qualifika-

toren dabei entwickelt werden und nehme pauschal an, daß die Kleinweltler künftig über die Möglichkeit verfügen, ihren Redegegenstand, ihre Angaben, ihre Adressierungen im Hinblick auf verschiedenste Eigenschaften hin genauer zu bestimmen.¹⁶⁶

Die Qualifikatoren dienen den Kleinweltlern zu sachlich notwendigen Feinabstimmungen in ihren Gesprächsbeiträgen. Die Kleinweltler beschränken sich aber nicht auf sachliche Angemessenheit. Sie entwickeln auch Qualifikatoren, die ihre Einschätzungen von der Nützlichkeit, Beschwerlichkeit, Verwendbarkeit einer Sache artikulieren, sowie Qualifikatoren, die einen Eindruck davon vermitteln, wie sehr sie etwas beeindruckt hat oder für wie lustvoll sie etwas halten. Im Hinblick auf die Kommunikationsmöglichkeiten, die den Kleinweltlern bisher zugeschrieben werden, scheint das alles etwas weit zu gehen. Wir sind hier aber mit einer allgemeinen Strategie befaßt, die auch bei den kommunikativen Handlungen zum Tragen kommt, die gleich noch zu betrachten sein werden, und in diesen Handlungen werden gerade auch die letztgenannten Qualifikatoren wichtig.

Noch eine Feststellung in Sachen Feinabstimmung: Wie oben bereits angesprochen, gibt es neben einer Optimierung der Verständlichkeit von Anspielungen noch weitere Gründe dafür, daß die Kleinweltler Mittel und Wege zur Feinabstimmung ihrer Handlungen suchen. Da ist zunächst einmal das Problem, daß ein Sprecher die besonderen Verstehensmöglichkeiten seiner je bestimmten Partner berücksichtigen muß. Dieses Problem liegt noch ganz auf der Linie der Optimierung der Verständlichkeit und ist in der "Kleinen Welt" - im Gegensatz zur "Großen Welt" - noch vergleichsweise nebensächlich, da die Kleinheit und Homogenität der Kleinweltlerhorde dazu führt, daß im allgemeinen alle Kleinweltler dieselben Wissensvoraussetzungen haben.

Rücksicht auf den Gesprächspartner ist aber auch in der "Kleinen Welt" von gewisser Bedeutung, allerdings unter etwas anderem Gesichtspunkt: Wenn Kleinweltler miteinander sprechen, dann ist das - akute Notfälle ausgenommen - keine rein geschäftsmäßige Beziehung. In die Kommunikation gehen - gewollt und ungewollt - die persönlichen Beziehungen der Gesprächspartner ein. Das zeigt

sich darin, wie sie miteinander sprechen, was sie besprechen, und oft schon darin, daß sie überhaupt miteinander sprechen.

Das persönliche Moment in der kleinweltlichen Kommunikation ist anfänglich nur eine Begleiterscheinung kommunikativer Handlungen, also nichts, was nach dem Willen der Sprecher in diesen Handlungen ausgedrückt werden soll. Es entgeht den Kleinweltlern aber nicht, daß diese Begleiterscheinung Wirkungen zeitigt, und sie erkennen früher oder später, daß sich diese Wirkungen kontrolliert erreichen lassen, wenn sie ihre Gesprächsbeiträge nicht nur unter dem Gesichtspunkt sachlicher Angemessenheit, sondern auch mit Rücksicht auf den Partner und ihr Verhältnis zu ihm gestalten.

Partnerbezogene und von mittel- bis langfristigen Interessen bestimmte Feinabstimmung von Gesprächsbeiträgen ist eine Kunst, die manche besser, andere weniger gut beherrschen. In jedem Fall ist sie der entscheidende Ansporn zur Entwicklung immer raffinierterer Strategie der Formulierung von Redegegenstand, Kommentar und Angaben aller Art. Eine rein geschäftsmäßige Kommunikation könnte - auch in unserer Welt - mit einer sehr viel ärmeren Sprache auskommen als eine Kommunikation, in der die nominellen Funktionen vieler Handlungen oft in den Hintergrund treten und in der es dann mehr um die Austragung scheinbar gar nicht zur Debatte stehender persönlicher Konflikte oder um die Pflege anderer sozialer Kontakte geht.

Die Kunst der Feinabstimmung steckt in der "Kleinen Welt" noch in den Kinderschuhen. Aber in dem Maß, in dem die Kleinweltler Qualifikatoren und alternative Bezeichnungen entwickeln, in denen sie Wertungen zum Ausdruck bringen können, erschließt sich ihnen die Möglichkeit, ihre Gesprächsbeiträge mit Bedacht so zu formulieren, daß sie sich damit bei ihren Partnern einschmeicheln oder verhaßt machen können, daß sie sich engagiert, neutral, angewidert zeigen können oder daß sie sich als Freund, als Kenner, als Gegner ausweisen können.

Die Kunst der Feinabstimmung folgt einem Dynamik erzeugenden Prinzip und ist deshalb eine nie endende Herausforderung an schöpferische Kleinweltler.¹⁶⁶ Sie bilden die Avant-garde. Die

anderen greifen ihre Schöpfungen auf, aber diese Schöpfungen verlieren sehr schnell ihre ursprüngliche Kraft, wenn sie zu oft eingesetzt werden, und dann ist es an der Zeit, neue Ausdrucksformen zu entwickeln.

Punkt (iii): Gesprächseröffnung ist kein Thema, solange wenig und dann nur das Nötigste gesprochen wird. Es versteht sich von selbst, daß, was gesagt wird, bedeutend sein wird, und daß man keine langen Überlegungen anstellen muß, um dem Sinn des Gesagten auf die Spur zu kommen. Durch die fortschreitende Situationseinschränkung, die Entwicklung neuer Handlungsmöglichkeiten und die allgemeine Erhöhung des Aufkommens an Kommunikation ergibt sich fast unausweichlich das Problem, daß einer, der angesprochen wird, nicht immer gleich weiß, was er mit dem Gesagten anfangen soll und ob er überhaupt etwas damit anfangen soll, d.h. ob er sich auf ein Gespräch einlassen soll.

Diese veränderten Umstände machen die Entwicklung von Strategien erforderlich, mittels derer ein Kleinweltler, der etwas Bestimmtes zu sagen wünscht, Aufmerksamkeit und Interesse seiner anvisierten Partner gewinnt, und von Strategien, über die er seine Partner in die Lage versetzen kann, den Akt zu verstehen, auf den es ihm in der Hauptsache ankommt. Gesprächsbeiträge werden, wie man sieht, aus simplen, monopropositionalen Akten zu einer aufwendigen Veranstaltung, die eine regelrechte Inszenierung erforderlich machen kann.

Das Problem der Gesprächseröffnung wird für die Kleinweltler dadurch entschärft, daß sie dauernd in engem Zusammenhang miteinander leben und daß ihre Interessen und Beschäftigungen nicht weit divergieren. Im übrigen suchen sie sich, ohne das zum Problem werden zu lassen, solche Gesprächspartner für nicht unmittelbar praxisrelevante kommunikative Handlungen, die sich für sie interessieren und die auch größere Sprünge in ihrem Dauergespräch mitmachen können.¹⁶⁷

Wenn ein Kleinweltler doch einmal einen andern ansprechen muß, zu dem sein Kontakt nicht ideal ist, dann ist das Anliegen, das er vorbringen will, meist so naheliegend, daß sein Partner es

fast erahnen kann. Es genügt dann, auf die gemeinsam interessierende Sache anzuspielen, um den Gesprächspartner zu erreichen. Schwierige Fälle sind selten und nicht zuletzt eben deshalb schwierig.

Um exemplarisch Eröffnungsstrategien zu entwickeln, denke ich mir einen schwierigen Fall, wie er zu Beginn einer Koalitionsverhandlung auftreten könnte:

Kleinweltler Karo wird von dem ranghöheren Kross belästigt. Er kommt allein gegen Kross nicht an. Ihm fällt aber auf, daß Kross auch Pick belästigt. Das bringt ihn auf die Spur einer neuen Idee: Er und Pick gegen Kross. Er will Pick dafür gewinnen. Das Problem ist, daß Pick ungefähr denselben Rang hat wie Karo und daß beide sich nicht besonders grün sind. Wenn Karo sich Pick auch nur nähert, wird das Pick in aggressive Stimmung versetzen, und die Sache wird im Kampf enden statt in einem Zusammengehen.

Karo bleibt nichts weiter übrig, als die Idee aufzugeben oder sich Pick - ganz gegen seine Natur - in Demutshaltung zu nähern.¹⁶⁸ Da - wie ich annehme - Karos Interesse an Verständigung mit Pick sehr groß ist, ringt Karo sich zu einer demütigen Annäherung durch. Pick wird dadurch besänftigt und irritiert zugleich: Was will der Karo? Was soll das? Da der Kontakt hergestellt ist, erübrigt sich eine Adressierung. Um Picks Interesse für seinen Vorschlag zu gewinnen, muß Karo etwas sagen, auf das Pick "anspringt". Was liegt da näher, als zu sagen: "Kross"?¹⁶⁹

Kross ist für Pick - wie für Karo - der Inbegriff dessen, was ihn zur Verzweiflung bringt. Die schiere Nennung des Namens wühlt Pick auf. Für einen Augenblick ist ihm, als wolle Kross wieder über ihn herfallen. Aber da ist nicht Kross. Karo ist da. Karo, der sich demütig gezeigt hat. Was hat Karo mit Kross zu tun? Karo sagt es ihm: Er zeigt auf die Wunden, die Kross ihm geschlagen hat, und sagt nochmals: "Kross".

Pick stellt die Verbindung her: Kross mißhandelt also auch Karo. Aber das ist Karos Problem. Er hat seine eigenen Probleme mit Kross. Was hat er also damit zu tun? Pick gibt Karo zu verstehen - etwa in der Phase III vorgesehenen Weise -, daß er nicht sieht, was Karos Anspielung soll. Karo ist fast am Ziel, fast soweit, seinen Vorschlag machen zu können. Er muß Pick noch zu verstehen geben, daß er an Widerstand denkt. Er tut das, indem er nochmals auf Kross anspielt und dazu Drohgebärden macht und Angriffsgeheul zitiert.¹⁷⁰ Wenn jetzt Pick seinem Haß gegen Kross freien Lauf läßt und in Karos Geheul einstimmt, das langsam in echtes Angriffsgeheul übergeht, dann erleben sich beide in einer gewissen Aktion, die Karo jetzt nur noch zu verbalisieren braucht, etwa indem er ihre beiden Namen wiederholt hintereinander äußert und dann ein erregtes Kross nachschiebt.

Die Strategie, mit der Karo sein Ziel erreicht, ist auf das spezielle Problem bezogen, aber drei allgemeine Einsichten können davon hergeleitet werden:

- (1) Man muß an den Partner herankommen, muß sich dazu bis zu einem gewissen Grad auf seine Bedingungen einlassen.
- (2) Man muß auf etwas anspielen, was ihn interessiert.
- (3) Man muß Hintergrundinformationen geben, die den Partner auf den Stand der Dinge bringen, sei es, daß sie ihm neue Kenntnisse vermitteln, sei es, daß sie Wissen, das der Partner an sich schon hat, aktualisieren.

Die Kleinweltler in meinem Beispiel mußten all das erst erfinden, und das hat ihnen soviel abverlangt, daß Zweifel an der Glaubwürdigkeit meines Beispiels verständlich werden.¹⁷¹ Wenn dieses Vorgehen aber erst einmal etabliert ist, wenn die verschiedenen Stationen der Gesprächseröffnung bekannt sind, bereitet es im Fall des Falles keine grundsätzlichen Schwierigkeiten mehr, die Strategie mit Aussicht auf Erfolg durchzuspielen. Die demütige Annäherung wandelt sich dabei zur Routinehandlung, die nicht mehr Unterwerfung signalisiert, sondern nur noch als Gesprächseinleitung verstanden wird, nach der man zumindest soviel Interesse aufbringt, den folgenden Akt abzuwarten, bevor man sich entschließt, sich weiter auf ein Gespräch einzulassen.¹⁷²

Punkt (iv): Ein Beispiel für den Aufbau eines komplexen Gesprächsbeitrags haben wir eben betrachtet. Weitere Beispiele bringen die folgenden Punkte. Hier beschränke ich mich darauf, den Aufbau komplexer Gesprächsbeiträge in der kleinweltlichen Kommunikation formal zu charakterisieren.

Die kleinweltliche Kommunikation ist eine pragmatische Form der Kommunikation, die keine andere Möglichkeit des Aufbaus von Gesprächsbeiträgen kennt als die Aneinanderreihung.¹⁷³ Soweit möglich, werden die Teile eines Gesprächsbeitrags funktional angeordnet, z.B. eng Zusammengehörendes zusammen, Wichtiges an markanten Stellen, etwa am Anfang oder am Ende eines Beitrags. Darüber hinaus gibt es aber noch keine Stellungsprinzipien oder Konventionen, die den Hörern eines Gesprächsbeitrags die Aufarbeitung erleichtern könnten.¹⁷⁴

Der pragmatische Kommunikationsmodus der "Kleinen Welt" läßt keine komplexen Gesprächseinheiten vom Typ komplexer Sätze zu.

Solche Einheiten könnten nicht mehr verstanden werden, selbst wenn die Sprecher es fertigbrächten, sie zu konzipieren. Das bedeutet: Die Kleinweltler sind nicht imstande, all die Fähigkeiten, die ihnen hier bislang zugeschrieben worden sind, im Rahmen einer einzigen Gesprächseinheit zu realisieren. Ihre Gesprächseinheiten bestehen in der Regel nur aus zwei bis vier Wörtern. Im übrigen gilt die Maxime: "Eins nach dem andern."

Die unvermeidliche Kürze und dadurch bedingte Armut der Gesprächseinheiten ist aber nicht so zu verstehen, als seien die Kleinweltler nur zu simplen Gesprächsbeiträgen in der Lage. Die Gesprächseinheiten - man könnte sie Sätze nennen, aber ich zögere, das zu tun, weil ihnen soviel fehlt, was in unserer Sprache einen Satz ausmacht¹⁷⁵ - sind nicht mit den Gesprächsbeiträgen identisch. Die Kleinweltler können prinzipiell unbegrenzt viele solche Gesprächseinheiten parataktisch aneinanderreihen und so innerhalb eines Gesprächsbeitrags alles realisieren, wozu sie überhaupt in der Lage sind.¹⁷⁶

Der formale Aufbau komplexer Gesprächsbeiträge stellt keinerlei besondere Anforderungen an die kleinweltlichen Sprecher. Sie müssen lediglich darauf achten, zwischen den Einheiten erkennbare Zäsuren zu machen. Schwieriger ist die Lage der Hörer: Was da parataktisch aufgebaut auf sie zukommt, kann eine simple Aufzählung sein, der sie prinzipiell unbegrenzt folgen könnten. Es kann aber auch sein, daß die logischen und semantischen Beziehungen zwischen den Gesprächseinheiten ganz anderer Art sind, und es ist dann das Problem der Hörer, diese Beziehungen herauszufinden, um den Sinn des Ganzen zu erfassen.

Die Kleinweltler unterlassen nichts, wenn sie etwa eine zeitliche Folge oder eine Implikationsbeziehung einfach dadurch ausdrücken, daß sie zwei Gesprächseinheiten aneinanderreihen. Sie tun, was sie können. Sie sind in der Lage, verschiedenartige Zusammenhänge zu erfassen, aber so, wie sie innerhalb ihrer Gesprächseinheiten alles nur nebeneinanderstellen können, fehlen ihnen auch beim Aufbau komplexer Gesprächsbeiträge die Mittel, ihren Hörern Verstehenshilfen zu geben.

Die konzeptionellen Fähigkeiten der Kleinweltler, die im Augenblick ihre kommunikativen Fähigkeiten überschreiten, sollten vielleicht kurz erläutert werden. Wie kann es denn sein, daß sie verschiedenartige Zusammenhänge erkennen, wenn sie nicht über Ausdrücke verfügen, in denen sie diese Zusammenhänge fassen können? Die Erklärung ist, daß sie sich diese Zusammenhänge nicht von jeder Praxis losgelöst ausdenken, sondern in ihrer Lebenspraxis auf sie stoßen bzw. regelrecht darauf gestoßen werden. Ein Beispiel:

Ein Kleinweltler beobachtet ein Kleinweltlerkind, das sich bedrohlich einem Abgrund nähert. Er springt zu dem Kind, reißt es weg vom Abgrund.¹⁷⁷ Das Kind brüllt und will wissen, warum ihm das angetan wurde. Sein Retter zeigt ihm den Abgrund. Er - und wohl auch das Kind - haben einen wichtigen Zusammenhang erkannt, auch wenn sie nicht in der Lage sind, ihn "zur Sprache zu bringen".

Andere Zusammenhänge ergeben sich für Kleinweltler, wenn sie sich rechtfertigen müssen oder etwas beweisen müssen. Solange sie außerstande sind anzugeben, um was für einen Zusammenhang es sich jeweils handelt, kann man annehmen, daß sie kein theoretisches Wissen von diesen Zusammenhängen entwickelt haben und daß ihr praktisches Wissen an das Auftreten einschlägiger Probleme gebunden ist. Um die Annahme eines praktischen Wissens, das sie ad hoc in parataktischen Fügungen artikulieren können, kommt man m.E. jedoch nur um den Preis herum, daß man die Kleinweltler zu Cretins degradiert.¹⁷⁸

Gesprächsbeiträge können lose Aneinanderreihungen sein, die nach jeder beliebigen Gesprächseinheit abgebrochen werden können und für Sprecher keine besonderen Probleme bei ihrem Aufbau mit sich bringen, weil sie einfach sukzessiv entwickelt werden können. Interessanter und ungleich schwieriger sind Gesprächsbeiträge, die insgesamt eine zentrale Funktion haben, also z.B. Rechtfertigungen, Begründungen, Beweise. Solche Beiträge muß ein Sprecher von Anfang an als Einheiten konzipieren, und das stellt enorme Anforderungen an Voraussicht und planerische Fähigkeiten. Ich nehme deshalb an, daß sich die Befähigung zum Aufbau solcher Gesprächsbeiträge sehr langsam und vor allem erst parallel zu der Entwicklung des gemeinschaftlichen Planens entwickelt,

denn dieses gemeinschaftliche Planen führt zur Bildung regelrechter brain-trusts, in denen sich die geballte Intelligenz der Kleinweltler der Konzeption komplexerer Zusammenhänge annimmt.

Noch eine Bemerkung zu einem mehr technischen Problem: Komplexe Gesprächsbeiträge - gleichgültig welcher Art - zeichnen sich dadurch aus, daß ein Thema über mehrere Gesprächseinheiten hinweg durchgehalten wird. Die einfachste Form, ein Thema über mehrere Einheiten beizubehalten, ist sicher, es jedesmal neu zu formulieren.¹⁷⁹ Daß das schlechter Stil ist, dürfte kein Problem für Kleinweltler sein. Sie sind froh, überhaupt komplexere Dinge ausdrücken zu können. Aber ohne Frage ist eine solche Form des Ausdrucks stark redundant. Die Funktion der Artikulierung des Themas bzw. des Gesprächsgegenstands war von Anfang an nur, diesen Gegenstand ins Blickfeld zu rücken. Deshalb liegt es nah anzunehmen, daß sich die Kleinweltler damit begnügen, ihren Gesprächsgegenstand einmal zu explizieren, um im folgenden davon auszugehen, daß alles, was gesagt wird, auf denselben Gegenstand gemünzt ist, bis ein neuer Gegenstand eingeführt wird.

Man könnte annehmen - wie das Givón in ähnlichem Zusammenhang tut¹⁸⁰ -, daß die Kleinweltler über Null-Angaben verfügen, die Platzhalterfunktion ausüben. Aber das scheint mir mehr Mystifikation als Erklärung: Da ist ganz einfach nichts und nicht das Nichts als Etwas. Null-Elemente jeglicher Art sollte man - sofern man glaubt, sie überhaupt einführen zu müssen - auf Zusammenhänge beschränken, in denen das Ausbleiben eines Elements einen Kontrast bewirkt, der vom Hörer oder Leser registriert wird. Im Fall von Anaphora scheint mir das erst dann gegeben, wenn wirkliche, d.h. substantielle Anaphora eingeführt sind.

Punkt (v): Persuasive Strategien nenne ich solche kommunikativen Strategien, die darauf abzielen, auf das Handeln oder Verhalten anderer gewaltfrei Einfluß zu nehmen. Persuasive Strategien gehören zu jenen kommunikativen Strategien, in denen sich eine Funktion kommunikativen Handelns im Zusammenhang des Zusammenlebens von Menschen zeigt: Einflußnahme auf andere ist selbst kein Problem der Kommunikation, wohl aber ein Problem, das u.a. auch kommunikativ angegangen werden kann.

Als Strategien, die eine unmittelbare Funktion im gesellschaftlichen Leben haben, stehen persuasive Strategien in Konkurrenz zu anderen - kommunikativen und nicht-kommunikativen - Strategien, mit denen dieselben Ziele verfolgt werden können. In der Konkurrenz befinden sich solche Handlungen wie Bedrohen, Bestechen, Schmieren, Belügen, Verprügeln, Aushungern, den Weg verstellen, das Wasser abgraben.¹⁸¹ Im Vergleich zu diesen zum Teil nicht sehr koscheren Handlungsweisen nimmt sich persuasives kommunikatives Handeln sehr moralisch und ehrenwert aus, und vielleicht ist diese Einschätzung sogar in gewissem Sinn korrekt.¹⁸² Es wäre aber eine grobe Fehleinschätzung, wenn man die Entwicklung und später die Anwendung persuasiver Strategien auf ein Bemühen um höhere moralische Qualität des Handelns zurückführen würde.

Persuasive Strategien sind keine ursprünglichen Strategien der Beeinflussung anderer, wenn man die frühen Formen des Lockens und Werbens - im Sinn von Brautwerbung - einmal ausnimmt. Die Kleinweltler haben - wie wohl auch unsere Urahnen - zunächst sehr viel direktere, probate Mittel der Beeinflussung: Mit brachialer Gewalt und, wo das genügt, mit der Androhung solcher Gewalt bringen sie andere dazu zu kuschen, zu verschwinden, ihnen ihre Beute zu überlassen. Und da sie auf mehr nicht aus sind, besteht auf den ersten Blick kein Anlaß zur Entwicklung komplizierterer neuer Strategien.

Die "klassischen" Strategien haben allerdings einen nicht unbedeutenden Nachteil: Sie stehen nur den Starken, den "Herren" zur Verfügung. Sie haben tatsächlich wenig Anlaß zur Entwicklung neuer Strategien. Umso mehr Anlaß dazu haben jene, die bei den "klassischen" Strategien die Dummen sind. Und da durch eine Laune der Natur die Schwächeren nicht immer auch weniger intelligent sind, setzen sie alles daran, alternative Strategien zu entwickeln, die auch ihnen eine Chance zur Beeinflussung der Stärkeren geben.¹⁸³

Persuasive Strategien sind anfänglich so etwas wie der Armenweg zur Einflußnahme.¹⁸⁴ Sie erweisen sich aber als enorm entwicklungsfähig. Sie eröffnen Einflußmöglichkeiten, die auf andere

Weise nie zu erreichen wären, und werden deshalb bald für alle Mitglieder einer Gesellschaft interessant.¹⁸⁵ Persuasive Strategien runden auch das Beeinflussungsrepertoire der Mächtigen in idealer Weise ab.

Persuasives Handeln ist eine Kunst, deren Raffinement keine Grenzen gesetzt sind. Auch am Ende der Entwicklung der "Kleinen Welt" ist diese Kunst noch nicht allzu weit gediehen. Die Kleinweltler verfügen neben ihren traditionellen Formen des Lockens und Werbens nur über solche persuasive Strategien, die zu relativ naheliegenden Zielen führen, etwa zur Beteiligung an einem gemeinsamen Unternehmen oder zum Verzicht auf eine unmittelbar bevorstehende aggressive Handlung.

Persuasive Strategien werden entwickelt und angewandt im Zusammenhang mit Rechtfertigungs-, Begründungs-, Beweis-, Planungs- und Verhandlungsproblemen. Persuasives Handeln ist, anders ausgedrückt, ein Weg, diese Probleme zu lösen. Was ein Kleinweltler, der eine persuasive Strategie einschlagen will, im einzelnen zu tun hat, ist Sache des anstehenden Problems und seiner Phantasie. Sofern er frühere Strategien kennt, kann er sich aber an diesen als Vorbildern orientieren, kann sie imitieren, den gegebenen Verhältnissen anpassen und, wenn erforderlich, weiterentwickeln.

Das generelle Reden von persuasiven Strategien könnte den Eindruck erwecken, als müßten die Kleinweltler persuasive Strategien allgemeiner Form entwickeln, d.h. hinter dem, was im besonderen Fall erfolgreich war, ein allgemeines strategisches Prinzip erkennen. Aber davon kann nicht die Rede sein. Die Kleinweltler sind weit entfernt von grundsätzlichen Überlegungen und Einsichten. Sie erschließen keine abstrakten Strategien, sondern folgen den Beispielen, die sie im Handeln und Verhalten ihrer Artgenossen finden. Wenn sie selbst eine Strategie entwickeln, dann ist das eine Strategie für den gerade anstehenden Fall, nicht mehr, auch wenn wir mehr daraus zu machen versucht sind, weil wir generelle Prinzipien darin verwirklicht sehen.

Die generellen Prinzipien haben - soviel kann man sicher behaupten - als Einzelfälle angefangen. Bis Menschen dahinter kamen,

daß nicht nur d i e s so geht, sondern a l l e s, was so und so beschaffen ist, war es vermutlich eine ganze Weile hin. Kleinweltler jedenfalls, kommen nie so weit, weil die "Kleine Welt" in die "Große Welt" übergeht, bevor sie namhaftes theoretisches Wissen entwickeln.

Statt persuasive Strategien der Kleinweltler in einer allgemeinen Form zu beschreiben, in der sie ihnen selbst unbegreiflich wären, noch einige Beispiele, die Vorbildcharakter annehmen könnten:

- (1) Ein Kleinweltler sieht, wie sich ein befreundeter Kleinweltler aufmacht, auf Einzeljagd zu gehen. Das bringt ihn darauf, daß er auch jagen gehen könnte. Aber er jagt nicht gern allein. Deshalb versucht er, den Freund für eine gemeinsame Jagd zu gewinnen. Das Problem ist: Der Freund als guter Jäger jagt lieber allein. Um den Freund doch zur gemeinsamen Jagd zu bewegen, sucht er Einfluß auf die Bewertungen des Freundes zu nehmen. Naheliegender wäre, ihm den Löwenanteil der Beute zu versprechen. Das wäre dann aber nicht mehr in seinem Interesse. Erfolg kann hier ein simpler Trick bringen, den man bildhaft als "den Mund wässrig machen" beschreiben kann: Der Kleinweltler beginnt, in schwärmerischem, schwelgerischem Ton von herrlicher Beute zu sprechen, die leider allein nicht zu erjagen ist. Mit etwas Glück verfängt das. Der Freund zeigt sich auf einmal - ohne zu wissen, wie ihm geschah - an einer gemeinsamen Jagd interessiert.¹⁸⁶
- (2) Ein Kleinweltler hat in der Ferne einen Leopard gesichtet. Der Leopard ist weit genug weg, um überlegte Reaktionen zu erlauben. Der Kleinweltler setzt die ändern von seiner Entdeckung in Kenntnis. Auch unausgesprochen ist jetzt die Frage, was zu tun ist. Einer schlägt vor, sich aus dem Staub zu machen. Ein anderer will abwarten. Ein dritter will den Leopard angreifen, aber natürlich nicht allein. Um andere zu gewinnen, die bei dem Angriff mitmachen, muß er etwas finden, was sie dazu motiviert. In diesem Fall hilft keine Gewaltandrohung, kein Versprechen und kein billiger Trick. Er braucht ein echtes Argument. Und er findet es: Er weist darauf hin, daß ein Leopard in der Umgebung eine permanente Bedrohung darstellt, daß sie nicht frei jagen, sammeln, spielen können.¹⁸⁷ Das Argument überzeugt, weil alle¹⁸⁸ sehr gut wissen, daß er die Lage zutreffend charakterisiert hat.
- (3) Ein Kleinweltler sieht sich schweren Vorwürfen ausgesetzt. Die anderen hatten ihm eine Ziege anvertraut, die sie zusammen gefangen hatten. Jetzt ist die Ziege weg, und der Wächter muß sehen, wie er sich aus der Affaire zieht. Wenn ihm nichts einfällt, läuft er Gefahr, ordentlich vertrimmt zu werden. Hat er die Ziege aus Unachtsamkeit laufen lassen oder sie heimlich auf die Seite geschafft, dann ist die Not besonders groß, weil er das kaum als Entschuldigung oder Rechtfertigung vorbringen kann. Wenn ihm jedoch ein Leopard das Tier abgejagt hat, dann ist eine akzeptable Erklärung zur Hand. Um die Sache nicht zu schwer zu machen, nehme ich letzteres an, so daß

er wahrheitsgemäß - und das heißt: ohne die zusätzlichen Erfindungen eines Lügners - sagen kann, ein Leopard habe ihm die Ziege abgejagt, und er hätte Mühe gehabt, heil davon zu kommen. Dafür haben die anderen Verständnis, sofern sie ihm glauben. Wenn dieses Vorgehen allerdings erst einmal zu Lügen gebraucht wurde und diese Lügen bekannt geworden sind, dann kommt damit so leicht keiner mehr durch, und das ist dann auch der späteste Zeitpunkt für die Entwicklung neuer Formen der Entschuldigung.

Punkt (vi) und Punkt (vii): Vorwürfe und Rechenschaftsforderungen sind ohne Frage die entscheidenden Anstöße für die Entwicklung von Rechtfertigungs- und Entschuldigungsstrategien. Es scheint mir deshalb angebracht, beides gemeinsam zu betrachten.¹⁸⁹ Das ist allerdings nicht so zu verstehen, als würde damit ein unauflösbarer Zusammenhang zwischen beiden unterstellt: Einer Rechtfertigung oder Entschuldigung muß, nachdem diese Handlungsmöglichkeiten einmal erschlossen sind, nicht unbedingt ein Vorwurf oder eine Rechenschaftsforderung vorausgehen. Umgekehrt muß einem Vorwurf oder einer Rechenschaftsforderung keine Rechtfertigung oder Entschuldigung folgen.

Ausgangspunkt der Entwicklung des gesamten Handlungskomplexes sind einfache bis einfachste Vorwürfe, d.h. kommunikative Handlungen, mit denen zum Ausdruck gebracht wird, daß man über das Tun bzw. Lassen eines anderen verstimmt ist. Solche Vorwürfe können mit denkbar einfachen Mitteln zum Ausdruck gebracht werden. Der Vorwerfer braucht dabei kein Wort zu verlieren. Ein verstimmtter Blick, ein trotziges Sichversagen genügt. Es dürfte Kleinweltlern keine Schwierigkeit bereiten, solche simplen Vorwürfe zu machen: Wenn sie Verstimmung ausdrücken wollen, sind sie - zumindest anfänglich - faktisch verstimmt. Deshalb stellt sich ein Ausdruck der Verstimmung ganz von selber ein. Was ihnen zu tun bleibt, um ihre Verstimmung kommunikel zu machen, ist, dafür Sorge zu tragen, den Urheber ihrer Verstimmung davon in Kenntnis zu setzen, daß sie ihm die Verstimmung anlasten. Für diese Aufgabe genügt ein Blickkontakt, den der Kontaktierte als Ausdruck einer Verstimmung versteht, die ihm angelastet wird.

Diese Vorwurfsstrategie führt zum Erfolg, wenn dem Adressaten des Vorwurfs einigermaßen klar ist, was ihm vorgeworfen wird. Das wird oft genug der Fall sein. Hat ein Kleinweltler einem andern die letzte Banane vor der Nase weggeschnappt, dürfte es ihm

nicht schwer fallen, den Vorwurf darauf zu beziehen.¹⁹⁰ Ist der Adressat eines Vorwurfs nicht in der Lage, den Vorwurf auf etwas zu beziehen, das er getan hat, ergibt sich eine peinliche Situation, die erst dadurch aufgehoben werden kann, daß der Vorwerfer deutlich macht, worauf sein Vorwurf sich bezieht. Das heißt: Der Vorwerfer muß einen Weg finden, seinen Vorwurf zu spezifizieren.

Bevor ich darauf eingehe, wie Kleinweltler ihre Vorwurfsstrategien verbessern können, eine Bemerkung zu Bedeutung und Wirkung von Vorwürfen: Wie ist es möglich, daß ein verstimmter Blick eines Kleinweltlers für einen anderen etwas bedeuten kann? Wieso nimmt der andere diesen Blick nicht einfach zur Kenntnis, wie er zur Kenntnis nimmt, daß Blätter auf den Bäumen hängen? Die Erklärung ist m.E., daß mit dem Blick nicht nur Verstimmung kundgegeben wird, daß der Blick selbst auch schon Strafe ist, also nicht etwa nur Drohung mit Strafe.

Ein Vorwurf dokumentiert, daß derzeit das Verhältnis zwischen Vorwerfer und Adressat des Vorwurfs gestört ist und daß der Vorwerfer der Meinung ist, zurecht verstimmt zu sein. Dabei stützt sich der Vorwerfer nicht unbedingt auf ein - wie auch immer begründetes - geltendes Recht, sondern sucht eben mit dem Vorwurf etwas als Recht oder Unrecht zu setzen.¹⁹¹ Die Wirkung des Vorwurfs hängt dabei davon ab, wie wichtig dem Adressaten ein ungestörtes Verhältnis zum Vorwerfer ist. Der Vorwerfer spekuliert mit seinem Vorwurf darauf, daß eine Störung im beiderseitigen Verhältnis den Adressaten des Vorwurfs belastet. Wenn dieser Wirkung zeigt, und zwar ganz gleich welche Wirkung, dann hat der Vorwerfer erreicht, worauf es ihm ankam.¹⁹²

Vorwürfe sind - im Unterschied zu Rechenschaftsforderungen - keine Aufforderung, sich zu der "verwerflichen" Tat zu äußern. Mit dem Akt des Vorwerfens hat der Vorwerfer seinem Ärger Luft gemacht, und, wenn sein "Opfer" Wirkung zeigt, entschädigt dessen Zerknirschtheit oder Aufregung den Vorwerfer gründlich für das, was ihm an Ärger bleibt. Stellungnahmen zu Vorwürfen gehen ganz auf die Initiative der "Opfer" zurück, die sich zu Unrecht bestraft sehen oder es nicht ertragen, daß ihr Verhältnis zum Vorwerfer gestört ist.¹⁹³

Wie ein "Opfer" eines Vorwurfs zu dem Vorwurf Stellung nimmt, ist von sehr viel mehr abhängig als nur davon, ob es den Vorwurf für berechtigt hält. Das Interesse an Gestaltung langfristig guter Beziehungen zum Vorwerfer kann jemand dazu bringen, sich zu entschuldigen, obwohl er den Vorwurf für ungerechtfertigt hält. Ich will mich hier nicht darauf einlassen, alle Möglichkeiten in dieser Sache durchzuspielen und gehe davon aus, daß Kleinweltler zumindest anfänglich direkt und ehrlich auf Vorwürfe reagieren und dabei Strategien entwickeln, die auf Rechtfertigung oder Entschuldigung hinauslaufen.

Entschuldigung ist - technisch gesehen - wesentlich einfacher als Rechtfertigung. Eine Bitte um Verzeihung stellt, wenn sie ehrlich gemeint ist, keine hohen Anforderungen an Kleinweltler:¹⁹⁴ Betroffen und unglücklich wie sie sind, müssen sie nur noch Sorge tragen, daß der Vorwerfer davon Kenntnis nimmt, daß sie betroffen sind und daß sie ihm das zeigen wollen. Dazu können sie sich als Zerknirschte produzieren, bis sie seinen Blicken entnehmen, daß es jetzt gut ist, daß ihnen verziehen ist.

Anders als beim Vorwerfen kann es beim Entschuldigen zunächst kein Problem geben klarzustellen, wofür man sich entschuldigt, weil man davon ausgehen kann, daß der Vorwerfer schon weiß, was gemeint ist.¹⁹⁵ Komplizierter wird das Entschuldigen, wenn erst einmal komplexe Vorwürfe gemacht werden können und man sich für manches entschuldigen möchte, für anderes aber nicht. Dafür ist dann zweierlei erforderlich: Ein Ausdruck des Bedauerns und eine Strategie, die erlaubt anzugeben, für was genau man sich entschuldigen möchte. Auf beides gehe ich hier nicht weiter ein, weil es sich im Zusammenhang mit den Punkten (xi) - (xv) gleichsam nebenbei ergeben wird.

Rechtfertigung ist deshalb besonders schwierig, weil dabei die Kleinweltler Vorwürfe nicht nur intuitiv als solche verstehen müssen, sondern bis zu einem gewissen Grad auch eine Analyse davon entwickeln müssen, was es mit Vorwürfen auf sich hat. Rechtfertigung setzt bei dem an, was mutmaßlich den Vorwerfer zu seinem Vorwurf brachte, und sucht dann zu zeigen, daß sich daraus

nach Lage der Dinge kein Vorwurf ableiten läßt. Das Problem für Kleinweltler liegt dabei darin, daß der Vorwerfer noch nicht so weit ist, sich davon Rechenschaft geben zu können, worauf sich sein Vorwurf stützt. Das bedeutet, daß die Entwicklung von Rechtfertigungsstrategien zugleich eine Entwicklung des Vorwerfens bringt, weil dabei die Vorwerfer erst auf die Voraussetzungen ihres Tuns aufmerksam gemacht werden.

Ein Kleinweltler, der um Rechtfertigung bemüht ist, muß erkannt haben, daß der Vorwurf eine negative Bewertung seines davon betroffenen Handelns bringt. Es empört ihn - aufrichtig, wie wir unterstellt haben -, daß er sich mit diesem Handeln eine solche Bewertung zugezogen hat. Dabei ist nicht unterstellt, daß er in irgendeinem Sinn vorher davon ausgegangen war, richtig oder korrekt gehandelt zu haben. Er muß vorab keine wie immer geartete Einstellung zu seinem Handeln gehabt haben. erst der Vorwurf verweist ihn darauf, daß dieses Handeln richtig oder falsch, gut oder schlecht gewesen sein könnte.

Ein Kleinweltler, der sich nicht damit abfinden kann, daß, was er getan hat, falsch oder schlecht gewesen sein soll, wird zunächst darauf verfallen, diese Bewertung als unangemessen zurückzuweisen. Er könnte das etwa dadurch tun, daß er sich ob des Vorwurfs empört oder verärgert zeigt. Aber damit wird die Sache nicht geklärt, nur radikalisiert. Man kann davon ausgehen, daß es bis zur Entwicklung von Rechtfertigungsstrategien in solchen Fällen zu Handgreiflichkeiten kommt.

Der Durchbruch zu einer Rechtfertigungsstrategie kann erst gelingen, wenn die - in Punkt (xi) zu behandelnden - Kommentierungs- und Interpretationsstrategien soweit gediehen sind, daß es Kleinweltlern möglich ist, ihr Handeln namhaft zu machen, und wenn die - in Punkt (xvi) zu behandelnden - Begründungsstrategien soweit fortgeschritten sind, daß Gründe für das Handeln vorgebracht werden können. Überhaupt fällt das Rechtfertigen weitgehend mit dem Begründen zusammen. Unterschiede bestehen weniger in dem, was jeweils zu tun ist, als in den Zusammenhängen, in denen es dazu kommt, daß etwas zu begründen oder zu rechtfertigen ist.

Geht man einmal davon aus, daß die Voraussetzungen für Rechtfertigungshandlungen entwickelt sind, dann könnte eine Rechtfertigungsstrategie so aussehen: Der von einem Vorwurf betroffene Kleinweltler führt Gründe für sein Handeln an, um zu zeigen, daß es richtig oder angemessen war, so zu handeln.¹⁹⁶ Vielleicht hat er damit beim Vorwerfer Erfolg und dieser sieht ein, daß der Gescholtene g u t e Gründe hatte zu handeln, wie er es tat. Das wird vor allem dann vorkommen, wenn der Vorwerfer einen unzureichenden Überblick über die Vorgeschichte der Handlung des anderen hatte.¹⁹⁷

Die einfache Rechtfertigungsstrategie führt nicht notwendig zum Erfolg, und das erste Problem ist dann dahinterzukommen, woran das liegt. Dieses Problem wird dadurch lösbar, daß der Vorwerfer zu dem Rechtfertigungsversuch Stellung nimmt und klarstellt, worauf sich seine Weigerung stützt, den Rechtfertigungsversuch zu akzeptieren. Dabei ist - logisch gesehen - zweierlei möglich: Die Ablehnung wird damit begründet, daß bezweifelt oder bestritten wird, daß die angeführten Gründe wirklich die Gründe für das in Frage stehende Handeln waren, oder sie wird damit begründet, daß diese Gründe nicht als g u t e Gründe gelten können.

Bevor ein Kleinweltler in der Lage ist, diese Ablehnungsmöglichkeiten zu erkennen und deutlich zu machen, welche er im Sinn hat, muß eine weitere Voraussetzung erfüllt sein: Die Ablehnung des Rechtfertigungsversuchs ist notorisch mißverständlich, solange es nicht gelingt, deutlich zu machen, was abgelehnt wird. Wenn die Kleinweltler Strategien entwickelt haben, einzelne Redeteile zu bestimmen - was im Zusammenhang der Aufklärung von Mißverständnissen möglich wird -, sind sie soweit, in differenzierter Weise ablehnen zu können. Sie können dann deutlich machen, worauf sich ihr Zweifel oder Widerspruch bezieht, indem sie einen Ausdruck des Zweifels oder Widerspruch direkt neben den Redeteil stellen, der kritische Bedeutung für das Verständnis hat.¹⁹⁸

Gelingt es dem Vorwerfer klarzustellen, wieso er sich weigert, die Rechtfertigung zu akzeptieren, hat sich die Sache noch lange nicht erledigt. Sie beginnt erst richtig interessant zu werden.

Was kann der vom Vorwurf Betroffene jetzt noch tun? Das hängt von verschiedenen Dingen ab. Grundsätzlich hat er diese Möglichkeiten - was nicht heißen soll, daß ihm das klar ist:

- (1) Er kann die Sache auf sich beruhen lassen, d.h. keine weiteren Anstrengungen unternehmen, sein Tun zu rechtfertigen. Für ihn ist die Sache damit erledigt. Er hat ein Übriges getan und auch noch Gründe angegeben. Wenn das dem oder den andern nicht genügt, bitte schön.
- (2) Er kann darauf insistieren, daß seine Gründe gute Gründe sind. Das wird wahrscheinlich die Situation verschärfen. Es kann aber auch sein, daß der Vorwerfer ob der Hartnäckigkeit kapituliert und seinen Vorwurf zurücknimmt, indem er den andern zu beruhigen sucht.
- (3) Wenn seine Gründe nicht als die wirklichen Gründe anerkannt wurden, kann er Gründe dafür ins Spiel bringen, daß sie doch seine wahren Gründe waren.
- (4) Wenn seine Gründe nicht als gute Gründe akzeptiert wurden, kann er andere Gründe angeben.
- (5) Wenn seine Gründe nicht als gute Gründe akzeptiert wurden, kann er Gründe dafür ins Spiel bringen, warum sie doch als gute Gründe gelten sollten.
- (6) Er kann die Gründe angreifen, die der Vorwerfer bei seinem Vorwurf gehabt haben könnte.
- (7) Er kann bezweifeln oder bestreiten, daß der Vorwerfer in einer Position ist, die ihn zu einem Vorwurf berechtigt, indem er ihm seinerseits vorhält, dazu zu dumm zu sein oder selbst "im Glashaus zu sitzen".

Um eine lange Liste abzukürzen: Er kann grundsätzlich neben allen logisch korrekten Argumenten alle Arten von "unsauberen" Argumenten vorbringen, die im Laufe der Geschichte von Menschen erdacht worden sind.¹⁹⁹ Der Realisierung dieser "grundsätzlichen" Möglichkeiten steht bei Kleinweltlern allerdings entgegen, daß sie all das nicht aus einer vorgängigen Praxis entnehmen

können, sondern Zug um Zug selbst entwickeln müssen. Darüber, wie weit sie dabei kommen können, wage ich keine Mutmaßungen anzustellen.

Bleibt noch etwas zu Rechenschaftsforderungen zu sagen. Ich nehme an, daß Rechenschaftsforderungen unter ähnlichen Umständen entstehen wie Vorwürfe. Sie unterscheiden sich aber von diesen in zwei Punkten. Einen Punkt habe ich bereits genannt: Rechenschaftsforderungen sind auf Stellungnahme des Aufgeforderten aus. Eben deswegen nenne ich sie Rechenschafts f o r d e r u n g e n. Der zweite Punkt - chronologisch betrachtet der erste - ist, daß bei Rechenschaftsforderungen persönliche Beziehungen zwischen Forderer und Aufgefordertem weitgehend außer Betracht bleiben.

Rechenschaftsforderungen sind eine kulturelle Errungenschaft bei Kleinweltlern: Ihr Naturell legt an sich nahe, sich in Fällen, in denen Rechenschaft gefordert wird, nicht lang mit möglichen Erklärungen aufzuhalten, sondern gleich den Delinquenten zur Rechenschaft zu ziehen, was heißt: ihm das Fell über die Ohren zu ziehen. Wenn sie die Abrechnung aufschieben und dem Delinquenten eine Chance zur Rechtfertigung geben, so zeigt sich darin eine gesteigerte Sensibilität in ihrer Einschätzung von Handlungs- und Ereigniszusammenhängen. Sie haben erkannt, daß der Augenschein täuschen kann.

Da Rechtfertigung bzw. ihre Möglichkeit eine der Voraussetzungen der Entwicklung von Rechenschaftsforderung ist, bereitet es keine Schwierigkeiten zu erklären, wie Kleinweltler Rechenschaftsforderungen artikulieren können. Alles Nötige ist vorhanden: Sie können deutlich machen, wofür sie Rechtfertigung wünschen, indem sie eine Beschreibung der Handlung des "Angeklagten" vortragen und demonstrativ abwarten, was er dazu vorzubringen hat. Eventuell können sie den Aufforderungscharakter ihres Wartens durch Aufforderungen unterstreichen.

Die Reaktionsmöglichkeiten des "Angeklagten" sind weitgehend dieselben wie bei Vorwürfen, mit diesem nicht unbedeutenden Unterschied: Er kann sich nicht erlauben, stillschweigend über die Sache hinwegzugehen. Während er sich gegen einen Vorwurf nur

wenden muß, wenn er ihn nicht auf sich sitzen lassen will, muß er hier Stellung nehmen, um die Sanktionen abzuwenden, die durch die Rechenschaftsforderung aufgeschoben, aber nicht aufgehoben, sind. Kann er sich nicht rechtfertigen und will sich auch nicht entschuldigen, muß er sich einem Kampf stellen oder sich durch Flucht dem Zugriff der andern entziehen, was im Fall eines Vorwurfs nicht sinnvoll wäre.

Wie schon im Fall der Vorwurfskommunikation wird auch bei Rechenschaftsforderungen bald ein Punkt erreicht, an dem die Überlegungen ins Grundsätzliche führen. Ich nehme nicht an, daß die Kleinweltler über diesen Punkt hinauskommen. Ich denke, sie kommen gerade soweit, die Spur einer Ahnung davon zu entwickeln und erste Fragen zu stellen, die über ihr pragmatisches Wissen hinausgehen.

Punkt (viii): Kleinweltler können durch kommunikative Akte aufeinander Einfluß nehmen, seit sie überhaupt kommunikativ handeln können. Beeinflussung ist genau die Aufgabe, über die sie zu kommunikativem Handeln gefunden haben. Da Beeinflussung so eminent wichtig für sie ist, überrascht es nicht, daß sie - wie jede Sprachgemeinschaft - Handlungen entwickelt haben, mit denen sie diese Aufgabe auf direktem Weg angegangen sind, nämlich sog. Aufforderungshandlungen. Mit der Entwicklung von Aufforderungshandlungen ist Beeinflussung anderer aber keineswegs zum Monopol dieser Handlungen geworden.²⁰⁰ Beeinflussung bleibt auch weiterhin ein Problem, das immer neue, immer raffiniertere Lösungen finden kann.

Die Aufforderungshandlungen, über die Kleinweltler bereits verfügen, zeichnen sich dadurch aus, daß in ihnen und mit ihnen klargestellt werden kann, wozu ein Kleinweltler einen oder mehrere andere bringen möchte. Das bedeutet: Was Klarheit betrifft, steht einer erfolgreichen Einflußnahme nichts mehr im Wege. Unglücklicherweise kann aber gerade Klarheit über Absichten dazu führen, daß man nicht zum Erfolg kommt, wenn die Adressaten nicht soweit sind einzusehen, daß es in ihrem Interesse läge, der Aufforderung zu folgen, oder wenn sie durchschauen, daß man nur seinen Vorteil sucht.

Wenn Aufforderungen nicht den gewünschten Erfolg bringen, muß sich ein Kleinweltler, der dennoch Einfluß nehmen möchte, etwas anderes einfallen lassen. Er hat grundsätzlich diese Möglichkeiten: Er kann Druck auf seine Adressaten ausüben, um den Nutzen ihrer Handlungsmöglichkeiten so zu verändern, daß sie es für ratsam halten, seiner Aufforderung Folge zu leisten, oder er kann versuchen zu erreichen, daß sie ganz von selber tun oder lassen, was in seinem Sinn ist.

Die gewaltsame Lösung zu entdecken, dürfte Kleinweltlern wenig Mühe bereiten, denn sie liegt ganz in ihrer Natur. In ihrer einfachsten Form sind die Einsatzmöglichkeiten dieser Lösung allerdings beschränkt. Die Zukunft dieser Lösung liegt in der Entwicklung von Strategien, die erlauben, eine Position der Stärke aufzubauen, aus welcher der erforderliche Druck ausgeübt werden kann. Ein Blick auf die Verhältnisse hier und heute zeigt, was diese Zukunft bringen kann, denn wir haben die Möglichkeiten der Gewalt bis ins Letzte ausgelotet.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit hier eine Liste einschlägiger Strategien, die Kleinweltler entwickeln könnten:

- (1) körperliche Ertüchtigung, eine Art Bodybuilding
- (2) Kidnapping
- (3) bewaffneter Angriff
- (4) Nahrungsentzug
- (5) Fesseln
- (6) Hinterhalt
- (7) Geheimbündelei, Verschwörung
- (8) offene Koalitionen, Interessenverbände
- (9) Androhung von Vergeltungsmaßnahmen
- (10) Terrorisierung oder Eliminierung von Unbeugsamen
- (11) Etablierung von Abhängigkeitsverhältnissen
- (12) Anzetteln von Streitigkeiten unter den andern
- (13) Besetzung von Schlüsselpositionen

Jede dieser Strategien hat ihre eigenen Probleme, die sie nie ganz bewältigt, weil die andern auch nicht schlafen und sich immer neue Gegenmaßnahmen ausdenken. Ich will auf die Schicksale dieser Strategien nicht weiter eingehen, auch nicht darauf, wie Kleinweltler es im einzelnen anstellen können, nach diesen Strategien zu handeln. Nur ein allgemeiner Hinweis: Diese Strategien - so kompliziert sie sein mögen - haben die simple Aufgabe, Aufforderungen den nötigen Nachdruck zu verschaffen.²⁰¹ Sie sind damit Teil einer insgesamt doch kommunikativen Beeinflussungsstrategie. Zugleich ist zur Realisierung der meisten dieser Strategien kommunikatives Handeln unabdingbar, so daß das Bemühen um Druckmittel auch die Entwicklung verschiedener kommunikativer Strategien anregen kann.

Von besonderem Interesse für die Entwicklung kommunikativer Strategien der Beeinflussung sind Versuche, andere dazu zu bringen, von sich aus zu tun, was man will. Hier wird die Tatsache ausgenutzt, daß Kleinweltler - wie alle Welt - sich in ihrem Handeln danach richten, was sie für richtig halten.²⁰² Man muß nur noch dafür sorgen, daß sie die "richtigen" Dinge für richtig halten, dann werden sie aus eigenem Antrieb tun, wozu man sie bringen möchte.

Die Schwierigkeiten dieser Form der Beeinflussung sind offenkundig, und sie sind nicht nur technischer Natur. Menschen sind im allgemeinen keine unbeschriebenen Blätter. Sie haben bereits bestimmte Ansichten, und diese Ansichten können sie zu ganz anderem bestimmen als gerade zu dem, was man mit ihnen im Sinn hat. Vor allem können ihre Ansichten sie nahezu unzugänglich machen für jeden Versuch, diese Ansichten in bestimmter Weise zu verändern. Wenn diese Schwierigkeiten nicht dazu geführt haben, daß die gewaltfreie Form der Einflußnahme ohne Bedeutung geblieben ist, so deshalb, weil sie auch entschiedene Vorteile hat.

Einer der Vorteile gewaltfreier kommunikativer Einflußnahme ist, daß sie - im Prinzip - ohne Ansehen der Person ausgeübt werden kann.²⁰³ Ein weiterer Vorteil: Der Einfluß, den man so gewinnt, trägt sich bald schon von selbst und wirkt auch noch, wo keine Kontrolle mehr möglich ist. Für bestimmte Zwecke ist es deshalb

unerlässlich, die Einflußnahme ganz oder teilweise auf diese Weise zu gestalten.²⁰⁴

Die Schwierigkeiten, die sich erfolgreicher Einflußnahme in dieser Art entgegenstellen, haben zu gigantischen Entwicklungen im Bereich kommunikativen Handelns geführt. Ausgefeilte rhetorische Strategien sind dabei noch das wenigste. Die wesentlichen Entwicklungen wurden nicht auf dem Gebiet relativ kurzfristig ausgelegter Strategien getätigt, sondern im Bereich mittelfristiger und langfristiger Strategien: Um dem Mißstand beizukommen, daß die Leute, wenn es darauf ankommt, falsche, i.e. unerwünschte Ansichten haben, hat man Strategien entwickelt, die erlauben, "richtige" Auffassungen von langer Hand vorzubereiten. Ein Beispiel für eine mittelfristige Strategie ist etwa eine Wahlkampfstrategie oder eine Kampagne zur Teilnahme an einer Schluckimpfung. Langfristige Strategien sind z.B. schulische Ausbildung und Erbschleicherei.

Neben mittelfristigen und langfristigen Strategien könnte man noch eine ultra-langfristige Strategie annehmen, die dazu dient, ganze Generationen mit einer bestimmten Religion oder Weltanschauung zu versorgen. Aber diese "Strategie" geht weit über das hinaus, was ein Individuum oder auch eine Gruppe von Individuen bewußt betreiben kann. Hier handelt es sich nicht mehr um eine Strategie, sondern um ein - keineswegs zufälliges - Makrophänomen, das man mit einer derzeit beliebten Metapher als Wirken der "Unsichtbaren Hand" beschreiben könnte.²⁰⁵

Die Kleinweltler sind weit davon entfernt, auch nur langfristige Strategien einer gewaltfreien kommunikativen Beeinflussung zu beherrschen.²⁰⁶ Sie sind aber durchaus in der Lage, einander in einfacher Form durch bestimmte kommunikative Akte zu beeinflussen, ohne zu etwas aufzufordern. Was sie dazu tun müssen, ist ihnen aus ihrem Alltag bestens vertraut: Wenn ein Kleinweltler irgendwo reiche Beute entdeckt, sucht er die andern auf und b e r i c h t e t von seiner Entdeckung. Er tut das nicht unbedingt, um sie dahingehend zu beeinflussen, daß sie sich aufmachen, um die Beute in Besitz zu nehmen, aber ohne Frage beeinflußt er sie damit. Er fügt ihrem handlungsrelevanten Wissen

etwas hinzu, was sie veranlaßt, sich anders zu verhalten, als sie das ohnedies getan hätten.

Aus der überkommenen, problembezogenen Praxis des Meldens, Berichtens und Warnens wird im Zuge einer allgemeinen Ausweitung der "Kleinen Welt" fast unmerklich eine problemübergreifende Praxis der Konstituierung von Weltverständnis: In dem Maß, in dem die "Kleine Welt" künstlicher und komplexer wird²⁰⁷, steigert sich die Abhängigkeit der Kleinweltler von Hörererfahrungen. Während sich ihre Ahnen noch weitgehend auf eigenes Erleben stützten, müssen sie immer mehr "Hörensagen" in den Aufbau ihres handlungsrelevanten Wissens einbeziehen²⁰⁸, wenn sie auf dem Stand der Dinge in ihrer "Kleinen Welt" bleiben wollen.²⁰⁹ Das macht sie zugleich immer anfälliger für eine gewaltfreie Beeinflussung durch bestimmte kommunikative Akte. Und diese Anfälligkeit wächst noch: Je stärker ihr Weltverständnis auf "Hörensagen" aufgebaut ist, desto mehr beeinflußt dieses "Hörensagen" auch ihre Wahrnehmung, bis sie eines nicht fernen Tages buchstäblich sehen, was sie unter dem Einfluß des "Hörensagens" zu sehen gelernt haben.

Es dürfte Kleinweltlern wenig Mühe bereiten, die Chancen zur Einflußnahme auf andere zu entdecken, die sich aus dieser Entwicklung ergeben. Sie haben nie die Möglichkeiten der Irreführung vergessen, die von Anfang an ihr kommunikatives Handeln begleiten. Was nicht heißen soll, daß ihre Versuche, auf andere Einfluß zu nehmen, einseitig egoistisch motiviert sein müssen. In der Möglichkeit der Irreführung fällt die Möglichkeit der Beeinflussung lediglich besonders auf.

Mit der Entwicklung der "Kleinen Welt" zu einer in kommunikativen Akten konstituierten Welt gewinnt ein dem Berichten verwandter Akt zunehmend an Bedeutung: eine Art Feststellen, Behaupten.

Zunächst als Feststellung von Sachverhalten gedacht, die für das weitere Handeln wichtig sein werden, entwickelt sich dieser Akt unter dem Eindruck allfälliger Zweifel und Gegenreden sehr bald zu einer Art Behaupten.²¹⁰

In "Behauptungsakten" - wie ich diese Akte der Einfachheit halber kurz nenne - beziehen Kleinweltler dazu Stellung, was ihrer Meinung nach bei einem zur Lösung anstehenden Problem zu berücksichtigen ist.²¹¹ Die schiere Durchführung dieser Akte kann als Hinweis darauf gelten, daß sie glauben, auf die Überlegungen und Entscheidungen der andern Einfluß nehmen zu müssen. Sie stemmen sich mit diesen Akten gegen eine von ihnen befürchtete Entwicklung, indem sie mit ihrer Autorität und ihrer Glaubwürdigkeit dafür einstehen, daß dies und jenes der Fall und folglich in Rechnung zu stellen ist.

"Behauptungsakte" sind eine offene, direkte Form der Stellungnahme zum Zweck der Beeinflussung. Ich nehme an, daß aufgeweckte Kleinweltler bald herausfinden, daß es daneben verdeckte Formen gibt: Handlungen - kommunikative und nicht-kommunikative, die aber insgeheim doch darauf aus sind, "verstanden" zu werden²¹²-, die man für gewöhnlich dann durchführt, wenn man davon ausgeht, daß dies und jenes der Fall ist.²¹³ Die aufgeweckten Kleinweltler stellen dann z.B. Fragen oder Forderungen, die nur unter der Voraussetzung Sinn zu machen scheinen, daß sie annehmen, dies und dies sei der Fall. Klug wie sie sind, finden ihre Adressaten heraus, was sie annehmen sollen. Daß dies ein besonders raffinierter Trick sein könnte, entdecken sie nicht so leicht. Der Trick ist gut genug, um auch noch hier und heute mit Erfolg angewandt werden zu können.

Punkt (ix): Die wachsende Bedeutung von Sachverhalten, die nicht für jedermann offen zutage liegen, macht die Entwicklung von Fragestrategien unausweichlich. Fragen wurden ursprünglich als Reaktionen auf nicht oder nur halb verstandene kommunikative Akte entwickelt. Als Reaktionen konnten sie - wie in Phase iii beschrieben - weitgehend pragmatisch ausgedrückt werden, d.h. dazu brauchten nicht unbedingt besondere Frageindikatoren entwickelt werden.

Das Interesse an Verständlichkeit und die Konventionalisierung funktionaler, sowie mehr oder weniger zufälliger Charakteristiken von Fragehandlungen dürfte auf die Dauer dann doch zur Ausbildung von Frageindikatoren geführt haben.²¹⁴ Nachdem solche

Indikatoren verfügbar waren, fiel es leicht, Fragen nicht mehr nur als Reaktionen auf Gesagtes einzusetzen, sondern Gespräche auch mit Fragen zu beginnen.²¹⁵ Damit war die Voraussetzung für die Entstehung des Spiels von Frage und Antwort gegeben, das uns so wichtig geworden ist, daß wir geneigt sind, es für das Charakteristikum kommunikativen Handelns schlechthin zu halten.

Man braucht nicht zu betonen, daß die Bedeutung des Fragens in seiner Funktion als Verfahren zur Beschaffung von Information liegt. Fragen ist aber auch unter anderem Gesichtspunkt für die Entwicklung der Kommunikation von Bedeutung: Im Zug der Entwicklung verschiedener elementarer Fragestrategien ergibt sich eine pragmatische Analyse von Gesprächsbeiträgen, weil dabei die verschiedenen Teilaufgaben deutlich werden, die ein Sprecher bei dem Versuch zu bewältigen hat, in dieser oder jener Weise kommunikativ zu handeln.

In Fragen werden - wenn man so will - die verschiedenen Teilaufgaben der Rede formuliert, die später zur Ausbildung der klassischen Redeteile führen. Fragen sind natürlich nicht als Analyse von Gesprächsbeiträgen gedacht. Sie sind ganz ad hoc, d.h. auf das jeweilige Problem bezogen, zu verstehen. Sie weisen aber auch immer schon über den anstehenden Fall hinaus auf grundsätzliche Probleme beim Aufbau eines Gesprächsbeitrags.²¹⁶ Man kann deshalb ohne große Übertreibung sagen, daß mit der Entwicklung von Fragestrategien die ersten Grundlagen zu einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION geschaffen werden.²¹⁷

Gegenstand von Fragen kann grundsätzlich alles sein, was mit einem und in einem Gesprächsbeitrag zum Ausdruck gebracht werden kann. Umgekehrt kann man sagen, daß in der Rede alles Ausdruck finden kann und muß, was in einer Frage aufgeworfen werden kann. Wir stehen hier vor einem typischen "Huhn-Ei-Problem", und ich wage nicht, mich darauf festzulegen, was in diesem und jenem Fall den Anstoß gegeben haben muß: eine Frage oder eine Angabe, die dann erfragbar werden mußte. Aber dieses Problem braucht wohl auch gar nicht gelöst werden: Es ist ein Zeichen dafür, wie unentwirrbar das Zusammenspiel gewesen sein muß, in dem Sprecher und Hörer Mittel und Wege fanden, die sie erfolgversprechend kommunizieren lassen.

Man braucht kein synthetisches Apriori anzunehmen, um zu erkennen, daß die elementaren Fragestrategien, die eine Sprachgemeinschaft entwickelt hat, alles, nur nicht willkürlich sind. Sie sind vielleicht nicht zwingend.²¹⁸ Sie können Alternativen haben. In jedem Fall aber sind sie funktional: Sie erlauben den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft, die Aufgaben zu erfüllen, derentwegen die Gemeinschaft überhaupt erst kommunikative Strategien entwickelt hat.

Die Kleinweltler verfügen bereits mit Ende von Phase iii über wichtige Fragen, und die weitere Entwicklung ihrer Kommunikation über anfängliche pauschale Anspielungen hinaus wurde entscheidend von diesen Fragen bestimmt. Die Kleinweltler haben aber zunächst noch keine Strategien zur Formulierung dieser Fragen außerhalb der Zusammenhänge, in denen sie sich ihnen fast unausweichlich ergeben. Man könnte auch sagen: Die Kleinweltler haben Fragen von Fall zu Fall, aber sie haben sie noch nicht zur freien Verfügung.

Wirklich zwingend wird die Artikulation von Fragen erst, wenn die Fragen nicht länger nur Reaktionen sind, sondern auch auf eigenen Beinen stehen können, d.h. ohne äußeren Anlaß gehabt werden können. Man kann sich den Prozeß der Emanzipation des Fragens zu autonomen Handlungen vorstellen, wie oben angedeutet. Zu klären bleibt, wie die Kleinweltler dahin kommen können, ihre Fragen so zu artikulieren, daß sie auch noch relativ situationsentbunden verstehbar werden.

Da die Kleinweltler keine Absprachen darüber treffen können, was als Frageindikator betrachtet werden soll, müssen sie einen möglichst funktionalen Ausdruck dafür finden. Was könnte dabei naheliegender sein, als vollständige oder partielle Wiederholung des Gesagten in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, die für die Frage kritisch ist.²¹⁹ Damit kann allerdings nicht mehr als ein erster Schritt getan werden: Es kann deutlich gemacht werden, daß in dem Gesagten etwas nicht klar genug ist, das im Zusammenhang mit dem steht, was in den Fokus gerückt wurde.²²⁰

Der nächste Schritt in der Entwicklung elementarer Fragestrategien ist allerdings in dem skizzierten Verfahren bereits angelegt. Ich habe ihn lediglich aus methodischen Gründen unterschlagen. Das Verfahren hat - so wie es dargestellt wurde - eine kritische Stelle: Genau der Ausdruck, der aus der vorangegangenen Einheit wiederaufgenommen und in den Fokus gerückt werden soll, dürfte häufig nicht oder mehr schlecht als recht verstanden worden sein. Das macht es manchmal etwas schwierig, ihn zu wiederholen. Anstelle einer wörtlichen Wiederholung kommt es deshalb an dieser Stelle notgedrungen zu undefinierbaren Geräuschen oder einer Lücke. In der Folge sind diese Entwicklungen denkbar:

- (1) Unter der Voraussetzung, daß die Kleinweltler bereits so etwas wie anaphorische Pronomina entwickelt haben - was mir durchaus möglich scheint - können sie Anaphora an den kritischen Stellen einsetzen, die dadurch auch zu Fragepronomina würden. Die Entscheidung, ob sie anaphorisch oder interrogativ gebraucht wurden, wäre dabei pragmatisch durch Berücksichtigung der Verwendungsumstände zu treffen.
- (2) Sind noch keine Anaphora entwickelt, könnten sie u.U. aus dem gegebenen Anlaß entwickelt werden, dann freilich erst einmal als Fragepronomina. Dabei sehe ich zwei Möglichkeiten, die sich aber nicht ausschließen: Es ist denkbar, daß reine Verlegenheitslücken durch Mißverständnisse in der Art von "Kannitverstan" oder aufgrund zufälliger Handlungen in die Rolle von Platzhaltern hineinwachsen, die bald zu regelrechten Fragewörtern werden, weil sie durch ihren Gebrauch von Fragen eine Art Prägung erfahren. Und es ist denkbar, daß die Kleinweltler an den kritischen Stellen Ausdrücke einsetzen, die ganz allgemein in die Richtung weisen, in der sie das unverständene Wort vermuten. Ein - normalisiertes - Beispiel: Ein Kleinweltler berichtet "Bananen viel viel ... finden". Sein Hörer könnte daraufhin fragen: "Bananen, dort-ist-es, finden?" oder "Bananen, nicht sehen, finden?" Was auch immer, es ist witzlos zu spekulieren, was als Ausdruck wofür in Frage käme: Wenn

sich auf diese Weise Ausdrücke finden, können sie in der Folge in die Rolle von Frageindikatoren hineinwachsen. Sie unterscheiden sich von Verlegenheitslösungen lediglich dadurch, daß sie relativement motivé sind.

Man darf erwarten, daß die Kleinweltler gewisse Fragewörter entwickeln. Diese Fragewörter werden vermutlich mit unseren nur mit großer Vorsicht zu vergleichen sein, weil sie einmal weit stärker als unsere Fragewörter von pragmatischen Bedingungen abhängen, zum anderen kaum dieselbe Aufteilung des Erfragbaren bringen dürften. In Fällen, in denen wir z.B. *wo?* fragen würden, könnten Kleinweltler etwa eine größere Anzahl verschiedener Fragen stellen, weil sie andere Kategorien entwickelt haben als wir. Anstelle unserer Kategorie des Raums könnten sie z.B. eine Kategorie Raum-Gefährlichkeit, eine Raum-Zeit-Tätigkeits-Kategorie und eine Raum-Eßbarkeits-Kategorie haben. Für sie wären das keineswegs Mischkategorien, sondern natürliche und selbstverständlich homogene Kategorien wie etwa uns der Raum e i n e Kategorie ist.²²¹

Entscheidend ist für die Entwicklung einer leistungsfähigen Kommunikation nicht, ob die Fragestrategien, die gefunden werden, irgendein mutmaßlich apriorisches Kategoriensystem erschließen, sondern ob diese Strategien die Menschen, die sie anwenden, miteinander und mit ihrer Umwelt zu Rande kommen lassen.²²²

Punkt (x): Verpflichtungsstrategien, und zwar seitens derer, die sich verpflichten, wie derer, die andere in die Pflicht nehmen wollen, werden für Kleinweltler wichtig, wenn sie beginnen, im Rahmen gemeinschaftlicher Unternehmungen Aufgaben zu verteilen oder zu übernehmen, und wenn sie soweit sind, in strittigen Angelegenheiten in Verhandlungen miteinander zu treten.

Kleinweltler brauchen Verpflichtungsstrategien, um die Lähmung zu überwinden, die sich einstellen kann, wenn sie unsicher sind, wie einer sich in einer ins Auge gefaßten Sache verhalten wird. Sinn der Verpflichtung - zum Guten wie zum Bösen²²⁴ - ist es, die lähmende Ungewißheit soweit zu beseitigen, daß man wieder

weiß, "wie man dran ist". Aber während das Problem den Kleinweltlern klar genug ist, sobald sie es haben, versteht es sich keineswegs von selbst, wie sie darauf kommen können, dieses Problem durch eine Verpflichtung zu lösen.

Die erste Schwierigkeit auf dem Weg zu einer leistungsfähigen Verpflichtungsstrategie ist, überhaupt etwas wie Verpflichtung zu konzipieren und zu erkennen, daß Verpflichtung helfen könnte, um aus der verfahrenen Situation zu finden.

Schon diese erste Schwierigkeit ist groß genug, Zweifel daran zu rechtfertigen, ob Kleinweltler überhaupt in der Lage sind, eine Verpflichtungsstrategie zu entwickeln. So ganz aus dem Stand dürften sie das wohl auch nicht schaffen, aber das brauchen sie gar nicht. Zwei Umstände erleichtern ihre Arbeit:

- (1) Die Verpflichtungsstrategie, die sie zu entwickeln haben, ist in gewisser Weise ein Spezialfall einer Strategie, die sie bereits beherrschen. "Sich verpflichten" kann als eine Form von Festlegung betrachtet werden, und Festlegung auf dies und das ist Kleinweltlern aus ihrer Praxis der Beeinflussung bekannt. Dort suchen sie - wie oben beschrieben - andere zu beeinflussen, indem sie sich darauf festlegen, daß die Verhältnisse bestehen. Sie halten sich dabei nicht nur an bestehende Sachverhalte. Sie gehen soweit, das Eintreten von Entwicklungen und zukünftigen Sachverhalten zu "prophezeien".²²⁵
- (2) Ist es einmal dahin gekommen, daß Verpflichtungsmöglichkeiten gebraucht werden, dann ist den Beteiligten auch schon klar, woran es liegt, daß die Situation so verfahren ist. Das bedeutet: Das Problem ist lokalisiert. Sie wissen, es ist Ungewißheit hinsichtlich des zu erwartenden Verhaltens, die sie so verunsichert, daß sie nicht wissen, wie sie in dem anstehenden Konflikt oder Koordinationsproblem handeln sollen.²²⁶

Man sieht: Die Kleinweltler sind dem Problem auf der Spur. Sie verfügen bereits über eine Strategie, die sie nur noch an die

besonderen Verhältnisse bei diesem Problem anpassen müssen. Mit ihren "Prophezeiungen" sind sie schon in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Verpflichtungen. Es fehlt nur noch das Moment des "Dafür-Sorgens", daß die Verhältnisse eintreten, von denen man "prophezeit", sie würden eintreten.

Genauere Betrachtung zeigt das Problem der Anpassung gelöst, sobald es auftritt: Was wir als Prophezeiung verstehen, unterscheidet sich von Verpflichtung in der beschriebenen Weise. Aber diese Unterscheidung haben wir eingeführt, um etwas auseinanderzuhalten, was sich im Grund ganz von selbst auseinanderhält: Warum kann ich nicht prophezeien, daß ich gleich aufstehen werde, und warum nicht versprechen, daß es morgen regnet? Im ersten Fall kann ich es nicht, weil es in meiner Macht steht, dafür zu sorgen, daß eintritt, was ich sage. Im zweiten Fall kann ich es nicht, weil es nicht in meiner Macht steht, dafür zu sorgen, daß das Besagte eintritt.²²⁷

Prophezeien und sich verpflichten ist bis auf diesen Unterschied ein und dasselbe. Und da man diesen Unterschied nicht erst herauszufinden braucht, weil er sich von selbst ergibt, kann man ruhig annehmen, daß es *e i n e s* ist, was man tut, wenn man prophezeit oder etwas verspricht. Ein Kleinweltler, der soweit ist, "Prophezeiungen" zu machen, kann *d a m i t* auch schon Verpflichtungen eingehen. Er muß nicht lernen, Neues zu tun. Er muß nur "prophezeien", was herbeizuführen in seiner Macht liegt. Wenn dann - was anzunehmen ist - unter Kleinweltlern bekannt ist, daß er diese Macht hat, werden sie ihn dafür verantwortlich machen, daß eintritt, was er angekündigt hat.²²⁸

Während die technische Seite der Formulierung von Verpflichtungen keine besonderen neuen Anforderungen an Kleinweltler stellt, wird zum zentralen Problem, dafür zu sorgen, daß die Verpflichtung, die man eingeht, glaubhaft ist. Die Ungewißheit, die durch Verpflichtung ausgeräumt werden soll, greift unausweichlich auf den Akt der Verpflichtung selbst über. Die große Schwierigkeit ist deshalb oft, überhaupt dahin zu kommen, daß man sich glaubhaft verpflichten kann, etwas Bestimmtes zu tun oder zu lassen.²²⁹

In unserer Welt ist es etwa einem Entführten faktisch unmöglich, seinen Entführern zu versprechen, daß er sie nicht anzeigen wird, wenn sie ihn laufenlassen. Es ist unmöglich, weil er nichts tun kann, das seine Entführer überzeugen könnte, er werde sich an das Versprechen gebunden fühlen, wenn er nicht mehr in ihrer Gewalt ist. Wenn es ihm gelänge, sich glaubhaft zu verpflichten, hätte er vielleicht eine Chance freizukommen.²³⁰

Um ihre Verpflichtung glaubhaft zu machen, haben Menschen abenteuerliche Dinge ausgedacht. Das zentrale Problem dabei ist: Wer sich verpflichten will, muß deutlich machen, daß ihm durch Nichteinhaltung der Verpflichtung mehr oder zumindest ebensoviel Schaden entsteht wie durch Einhaltung. Noch besser ist es, wenn er dafür sorgen kann, daß er es ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr in der Hand hat, nicht zu tun, wozu er sich verpflichtet hat.²³¹

Kleinweltlern können durchaus Probleme damit entstehen, wie sie ihre Verpflichtungen glaubhaft machen können. Wenn etwa - um ein früheres Beispiel aufzugreifen - eine Gruppe ranghoher Kleinweltler einem rangniedrigeren, aber jagderfahrenen Kleinweltler versprechen will, ihn angemessen an der gemeinsam erjagten Beute zu beteiligen, dann kann das recht schwierig werden, weil der Schwache dem Starken wahrscheinlich nicht trauen wird.

Viele Möglichkeiten, sich verpflichtungsfähig zu machen, sind ausschließlich auf das anstehende Problem bezogen. Es gibt jedoch auch noch eine den Einzelfall übergreifende Strategie, auf die ich kurz noch eingehen möchte: Wenn Kleinweltler handeln, handeln sie meist unter den Blicken anderer Kleinweltler. Zumal nach der - unten betrachteten - Einführung von Mitteilungsstrategien davon auszugehen ist, daß sich "herumspricht", was ein Kleinweltler tut. Das gilt auch und insbesondere für Versprechen, Ankündigungen, Drohungen. Man beobachtet ihn, man "führt Buch" darüber, wie er sich verhalten hat. Das gibt seinen Versprechungen eine Bedeutung über den gegebenen Fall hinaus und kann zur Entwicklung von langfristig wirkenden Verpflichtungsstrategien führen, die nicht auf ein Spiel beschränkt bleiben,

sondern immer auch schon das nächste Mal und das übernächste Mal in Rechnung stellen.

Punkt (xi): Die Leistungsfähigkeit vieler Strategien, die hier betrachtet wurden und noch betrachtet werden, hängt entscheidend davon ab, inwieweit es den Kleinweltlern gelingt, ihr Handeln zum Gegenstand ihres Redens zu machen. Die gesamte Problematik von Vorwurf, Rechenschaftsforderung und Rechtfertigung - um nur ein Beispiel zu nennen - bleibt unlösbar, solange es nicht möglich ist, namhaft zu machen, was genau man vorwirft, wofür man Rechenschaft fordert und was man zu seiner Rechtfertigung vorbringen könnte.

Als Menschenwelt ist die "Kleine Welt" wesentlich davon bestimmt, was ihre Bewohner tun und tun können. Kleinweltler leben nicht jeder für sich. Ihr Leben ist Zusammenleben, ein Miteinander und Gegeneinander von Handlungen. Was ein Kleinweltler tun kann, was er tun sollte - in jedem für ihn erreichbaren Sinn von *sollen* -, hängt oft davon ab, was andere Kleinweltler getan haben könnten, tun, tun könnten und tun werden. Er muß also mit ihnen rechnen. Und, um die Schwierigkeiten vollkommen zu machen, muß er auch noch damit rechnen, daß sie damit rechnen, daß er damit rechnet, und so fort, zwar nicht ad infinitum, aber weit genug, um ihn bis an die Grenzen seines Fassungsvermögens zu belasten.²³²

Interdependenz von Entscheidungen ist ein Charakteristikum der gesamten "Kleinen Welt". Interdependenz von Entscheidungen wird, wenn sie erst einmal erkannt ist, zum alles beherrschenden Problem in der "Kleinen Welt". Und dieses Problem tritt dann in vielen Formen auf: Mal weiß man, was die andern unter welchen Umständen tun werden, mal nicht. Mal will man mit ihnen kooperieren, mal steht man in Konkurrenz mit ihnen. Mal weiß man wenigstens, was gespielt wird, mal nicht einmal das.

Bei der überragenden Bedeutung interdependenter Entscheidungen in der "Kleinen Welt" wäre es ein Wunder, wenn dieser Bereich kleinweltlichen Lebens nicht auch für die Bemühungen der Kleinweltler um Kommunikation bestimmend würde. Sie müßten gerade das aussparen, was, neben nacktem Überleben, im Fokus ihres

Interesses steht. Ich gehe davon nicht aus, eher vom Gegenteil: Ich glaube, daß die Problematik interdependenter Entscheidungen zu d e m Motor der Entwicklung kommunikativer Strategien wird, weil diese Problematik intelligente Wesen zur Entwicklung kommunikativer Lösungen geradezu provoziert. Und, weil ich davon ausgehe, scheint es mir angebracht anzunehmen, daß Kleinweltler alles daransetzen, ihr Handeln sprachlich in Griff zu bekommen - ohne sich freilich im mindesten darüber im klaren zu sein, daß sie genau damit befaßt sind.

Für Kleinweltler ist die Hauptschwierigkeit in dieser Angelegenheit, daß es nicht nur darum geht, Bezeichnungen für Handlungen zu finden, sondern überhaupt erst einen Begriff von diesen Handlungen zu entwickeln. Man darf sich nicht von den Formulierungen in die Irre führen lassen, die ich hier - notgedrungen - wähle, um das Tun und Lassen der Kleinweltler zu beschreiben: Sie halten die Dinge nicht so auseinander, wie sich das in der Beschreibung darstellt. Sie müssen erst einen Weg finden, sie auseinanderzuhalten.

Der Weg zu einem Begreifen der Handlungen führt für Kleinweltler über Vormachen und Kommentieren des Vormachens. Ein Anfang dazu wurde bereits in Phase iii gemacht. Dabei ist entscheidend, daß durch das Vormachen Handlungen aus ihrem Umfeld, aus dem Strom des Handelns herausgegriffen werden und daß sie zugleich exemplarischen Charakter annehmen, d.h. nicht mehr nur Handlung hier und jetzt sind, sondern s o eine Handlung.²³³ Erst dieses Herausgreifen und die Wendung ins Exemplarische schaffen die Voraussetzung dafür, daß Kleinweltler einen Blick dafür entwickeln können, daß sie in ihrer Praxis Handlungen nach dem Muster früherer Handlungen durchführen.

Die Kommentierung der exemplarischen Vorstellungen kann - wie in 3.5. angedeutet - dazu führen, daß sich Ausdrücke ausbilden, mit denen Handlungen beschrieben werden können. In ihrer einfachsten Form sind die Kommentare noch "Kommentare", d.h. gar nicht wirkliche Kommentare, sondern eine Art Begleitgeräusche.²³⁴ Aus diesen Begleitgeräuschen können Demonstrativa entstehen, aber auch

Handlungsbezeichnungen, die sich gleichsam auf Handlungen bestimmter Art spezialisiert haben. Solche Bezeichnungen sind dann deskriptive Mittel, die eine sprachliche Anleitung zum Verstehen von Demonstrationen geben können und damit zu echten Kommentaren und Interpretationen werden.

Die Entstehung der Handlungsbezeichnungen aus Kommentierungen schlägt sich darin nieder, daß diese Bezeichnungen von Anfang an nie "rein deskriptiv"²³⁵ sind. Sie bezeichnen aus einer bestimmten Sicht. In diese Sicht kann verschiedenes eingehen: Vielleicht als erstes - was das Reden von "Sicht" begründen könnte - eine räumliche Sicht, dann Ansicht im übertragenen Sinn und immer wieder pragmatische Gesichtspunkte aller Art, die einbezogen werden, um den Hörern klarzumachen, wovon man spricht.

Die Interpretation von Handlungen beginnt, wie man sieht, schon damit, daß etwas als Handlung erkannt und in bestimmter Weise charakterisiert wird. Die Handlung wird nicht einfach aufgefunden und identifiziert: Erst im Begreifen wird sie vollends zu dem, was sie uns ist. Sie wird angeschlossen an die Tradition einer bekannten Handlungsweise: Begriffen ist sie erst, wenn das gelingt.

Nach einer ebenso verbreiteten wie irreführenden Auffassung lassen sich die Handlungsmöglichkeiten von Menschen über die Ausdrücke erfassen, die ihre Sprache für die Bezeichnung ihrer Handlungen zur Verfügung hat. Man betrachtet die Handlungsbezeichnungen - nach dem Vorbild der Betrachtung regelgeleiteter Spiele - als eine Art Verzeichnis der möglichen Handlungen. Man erkennt dabei den Primat der Praxis des Handelns vor den begrifflichen Versuchen, die sich als Handlungsbezeichnung etablieren.

Handlungsbezeichnungen sind keineswegs einfach die sprachlichen Repräsentanten der Handlungsmöglichkeiten von Menschen. Sie sind deshalb nicht ohne weiteres - wie dies etwa die Sprechakttheorie tut²³⁶ - als Ausgangspunkt einer Bestimmung der Handlungsmöglichkeiten zu wählen. In einem weiten Sinn kann man sagen, daß sie selbst eine Theorie der Menschen über ihr Handeln sind. Diese Theorie kann natürlich auf das Handeln der Menschen

zurückwirken und sich so bis zu einem gewissen Grad selbst bestätigen, aber das führt doch nie soweit, daß Handlungsmöglichkeiten und Handlungsbezeichnungen zusammenfallen, etwa so, daß die Handlungsmöglichkeiten genau die Bedeutungen der Bezeichnungen wären.²³⁷

Die Situation der Kleinweltler - wie jener Menschen, die als erste versucht haben, ihr Handeln zu begreifen - ist hinsichtlich der Bestimmung ihres Handelns nicht wesentlich verschieden von der Situation, in der sie sich befinden, wenn sie versuchen, sich in einer Landschaft zurechtzufinden. In der Landschaft bestimmen sie pragmatisch Orientierungspunkte, und diese Orientierungspunkte gehören nicht der Landschaft an, wie sie sie angetroffen haben. Wenn die Kleinweltler daran gehen, ihr Handeln in Griff zu bekommen, verfahren sie nicht grundsätzlich anders: Sie schaffen es nicht von Grund auf, was allein rechtfertigen würde, ihre Begriffe mit ihren Möglichkeiten zu identifizieren. Sie suchen lediglich pragmatisch zu erreichen, sich untereinander über Handlungen - einzelne Akte und Muster - verständigen zu können.

Um sich über Handlungen verständigen zu können, schaffen die Kleinweltler pragmatische Charakterisierungsmöglichkeiten, die ihnen erlauben, unter gegebenen Umständen und bei gegebenen Zwecken einem bestimmten Partner deutlich zu machen, wovon sie reden, und auch schon, wie sie dazu stehen. Der pragmatische Charakter von Handlungsbezeichnungen, wie die Kleinweltler sie entwickeln, zeigt sich auch noch in einer so hochentwickelten Sprache wie der unseren. Als Beispiel können hier die sog. Sprechaktbezeichnungen dienen, in denen sich die Rede gewissermaßen sich selbst zuwendet.

Sprechaktbezeichnungen finden sich im Deutschen - wie in allen modernen Sprachen - in so ungeheuer großer Zahl²³⁸, daß es schwerfällt zu glauben, ein Sprecher des Deutschen könne all das tun, was ihm als Handlung zugeschrieben werden kann. Eine genauere Betrachtung zeigt dann schnell, daß es auch ganz unsinnig wäre, ihm alles als sein Handeln anzurechnen, was durchaus zutreffend über das gesagt werden kann, was er tut. Der Punkt ist

hier, daß in die Charakterisierung seines Tuns vieles eingehen kann, was weniger damit zu tun hat, was er tut, als damit, daß ein Sprecher X einen Hörer Y auf einen Akt eines Dritten aufmerksam machen will oder etwas über diesen Akt sagen will. Dabei kommt es nur bedingt darauf an, ob dieser Dritte sein Handeln selbst so sehen würde, wie es sich in der Charakterisierung durch den Sprecher X ausnimmt.²³⁹

Um einige der Strategien herauszuarbeiten, die uns als Sprechern des Deutschen für die Charakterisierung von Sprechakten zur Verfügung stehen, ein alltägliches Beispiel:²⁴⁰

Ich bin müde, abgespannt. Mir reicht's für heute. Und jetzt kommt da auch noch dieser Kerl, ein richtig penetranter Widerling, und will mit mir über sein dusseliges Referat sprechen. Was fällt dem ein! Der soll kommen, wenn ich Sprechstunde habe, wie die andern auch. Ich sage: "Meine Sprechstunde ist am Mittwoch, 13⁰⁰ Uhr."

Wenn man mich fragt, was ich mit dieser Äußerung getan habe, könnte ich antworten:

- (1) Ich habe gesagt, daß ...
- (2) Ich habe den Kerl abgewimmelt.
- (3) Ich habe festgestellt, daß ...
- (4) Ich habe ihn darüber aufgeklärt, daß ...
- (5) Ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß ...

Man könnte diese Liste fast beliebig lang fortsetzen, aber das wesentliche zeigt sich schon: Nicht einmal ich, der ich ja wissen müßte, was ich getan habe, gebe einfach wieder, was ich getan habe. Das hat zwei wichtige Gründe: Als ich die fragliche Handlung durchführte, hatte ich nicht im Sinn, eine bestimmte sprachliche Handlung durchzuführen. Ich wollte ein Problem lösen, das ich mir nicht erst innerlich klarmachen mußte: Es war akut. Um das Problem zu lösen, habe ich nach einem Vorbild gehandelt, das mir - ohne lange Überlegung - in den Sinn kam und - wieder ohne lange Überlegung - gerade angemessen schien. Ich könnte nicht sagen, daß ich nach dem Muster xy gehandelt habe. Ein Vorbild stand mir - bildlich gesprochen - einfach vor Augen.

Ich habe es nicht sprachlich aufgearbeitet. Das tue ich erst jetzt, nachdem ich gefragt wurde, was ich getan habe.

Der zweite Grund ist, daß ich mir durchaus überlege, wem ich wann was wie sage. Selbst wenn ich einfach sagen könnte, was ich getan habe, würde ich das nicht unbedingt tun: Das Reden über mein Reden ist eine Sache für sich. Es hat seine eigenen Probleme, und diese Probleme schlagen durch, wenn ich mein Handeln erläutere oder kommentiere.

Mit den Antworten im einzelnen: Mit (1) halte ich mich an das Nötigste, d.h. ich vermeide alle Festlegungen über das hinaus, was allemal schon klar ist. *Sagen* ist die denkbar allgemeinste Bezeichnung für sprachliches Handeln, die allein darauf abhebt, daß sprachlich gehandelt wurde und nicht etwa nicht-sprachlich. Mit dem *daß*-Satz - und das gilt auch für viele der folgenden Beschreibungen - wird dann in indirekter Rede deutlich gemacht, daß vom Äußeren der und der Worte gesprochen wird, wodurch gleichzeitig die Identifikation des Akts ermöglicht wird. (2) charakterisiert die Handlung von ihrem Erfolg her. (3) ist spezifischer als (1). Die Handlung wird charakterisiert über die Verhältnisse, die durch sie geschaffen wurden: Nach einer Feststellung steht im Raum, daß ein bestimmter Sachverhalt besteht und folglich nicht mehr so getan werden kann, als sei das nicht bekannt. Anders gesagt: Hier wird ein Sinn des Handelns zu seiner Beschreibung herangezogen. (4) charakterisiert den Akt von seiner mutmaßlichen oder angestrebten Wirkung her. (5) hebt auf das Problem ab, das der Hörer mit der Handlung hat oder haben soll.

Weitere Strategien zur Bezeichnung meines Handelns finden sich, wenn man betrachtet, wie der Betroffene, der "Kerl", oder ein zufällig anwesender Freund von mir mein Handeln charakterisieren könnte:

- (6) Er schnauzte mich an, daß ...
- (7) Er wollte mich abwimmeln mit den Worten, daß ...
- (8) Er komplimentierte mich hinaus mit den Worten ...
- (9) Er behauptete, daß er keine Zeit habe.

- (10) Er gab vor, daß er keine Zeit hätte.
- (11) Er wandte ein, daß jetzt wohl nicht die Zeit dafür sei.
- (12) Er erwiderte, daß ...
- (13) Er antwortete, daß ...
- (14) Er schlug vor, der Student solle in seine Sprechstunde kommen.
- (15) Er kanzelte ihn ab mit den Worten ...
- (16) Er brummte etwas von seiner Sprechstunde.

Auch diese Liste ließe sich fast beliebig fortsetzen. Nicht zwei dieser Charakterisierungen besagen genau dasselbe. In (6) dient der rüde Ton meiner Feststellung dazu, die Handlung zu charakterisieren. (7) gleicht (2) insofern, als Abwimmeln als Zweck der Handlung erkannt und zu ihrer Beschreibung herangezogen wird. Aber während ich in (2) die Handlung als erfolgreich beschreibe, wird sie in (7) als Versuch dargestellt. Auch (8) gleicht (2), aber in anderer Hinsicht. Wie in (2) wird der Erfolg der Handlung zur Charakterisierung herangezogen, aber er wird weniger drastisch dargestellt, sei es, um mich zu schonen, sei es, weil der Betroffene sich schonen will oder geschont werden soll.

(9) hat Ähnlichkeit mit (3), aber während ich in (3) meine Handlung als Tatsachenfeststellung ausbebe, wird in (9) zumindest offengelassen, wie es um die Wahrheit in dieser Sache bestellt ist. Vor allem aber wird mit (9) behauptet, ich hätte etwas getan, das zu tun ich tatsächlich dem Hörer überlassen habe: Meine Handlung wird hier nicht nur zur Behauptung, sondern sogar zur Behauptung von anderem, als ich nachweislich gesagt habe. Dieses Vorgehen ist recht verbreitet und natürlich nicht grundlos: Man macht sich bei der Charakterisierung einer Handlung zunutze, daß ihr Sinn oft nicht in ihrer Durchführung selbst liegt, sondern darin, daß sie andere dazu bringt, sich einen Vers darauf zu machen, der ihnen dann bestimmte Handlungen nahelegt. Indem man diesen Sinn "beim Namen nennt", sucht man die Handlung als das zu charakterisieren, was sie - mutmaßlich - "eigentlich" war. Dieses Vorgehen hat den unbestreitbaren Vorteil, schnell zur Sache zu kommen, führt aber häufig zu einem Streit darüber, was faktisch getan wurde.

(10) gleicht (9), geht aber insofern weiter als (9), als damit offen unterstellt wird, an meiner Aufrichtigkeit seien Zweifel angebracht. Damit wird mein Handeln nicht unter dem Gesichtspunkt beschrieben, was ich offensichtlich getan habe, sondern unter dem Gesichtspunkt der Ehrlichkeit. Interessant ist hier besonders, wie es gelingen kann, mit (10) deutlich zu machen, wovon man redet: Daß ich getan habe, was mit (10) unterstellt wird, versteht sich nicht gerade von selbst. Wenn dennoch zumindest soviel klar ist, welche Handlung mit (10) angesprochen wird, so liegt das m.E. daran, daß der Kommentar (10) der Handlung zeitlich nah steht, die er kommentiert, und daran, daß ich nur die eine Handlung durchgeführt habe. Unter diesen Umständen kann man sogar mit der Allerweltsformulierung *was du getan hast* deutlich machen, welche Handlung man meint. Eine Identifikation der Handlung wird zusätzlich durch die Unterstellung ermöglicht: Selbst wenn man diese Unterstellung nicht akzeptiert, kann man nachvollziehen, daß jemand so etwas im gegebenen Fall unterstellen könnte.

(1) ähnelt hinsichtlich der Deutung des Sinns meiner Handlung (3), ist allerdings verbindlicher gehalten. Die Handlung selbst wird über ihre Funktion im Gespräch beschrieben: Daß sie auf ein Ansinnen mit einer Feststellung reagiert, macht sie zur Einwendung für den, der den Gang des Gesprächs im Blick hat, wenn die Feststellung geeignet ist, das Ansinnen abzuwehren.

(12) situiert wie (11) die Handlung im Gesprächsablauf und faßt sie durch diese Situierung. In (12) wird aber auf eine Deutung der Äußerung verzichtet. Was gesagt wurde, wird in indirekter Rede wiedergegeben und dem Hörer des Kommentars zur Deutung überlassen. Damit wird die Einschätzung der Handlung bis zu einem gewissen Grad offengehalten: *Erwidern* heißt - trotz des *wider* - nicht unbedingt *etwas einwenden* oder *widersprechen*.

(13) charakterisiert meine Handlung ebenfalls durch Situierung im Gesprächsablauf. Das Besondere an (13) ist, daß zugleich angegeben wird, was vorausgegangen ist. Die vorausgegangene Handlung hat die Möglichkeit geschaffen, die Handlung so zu charakterisieren. Das Vorgehen hier hat Ähnlichkeiten damit, wie

manchmal Leute vorgestellt werden: "Mein Kollege, Herr Bluhm", wo Bluhm über eine Beziehung zu mir eingeführt wird.

(14) zeigt, daß man aus meiner Handlung auch noch anderes machen kann als in (9) - (11). Auch hier wird gedeutet und von der Deutung her auf den "eigentlichen" Akt geschlossen. Der Akt wird dann charakterisiert über seine mutmaßliche Funktion nicht im Hinblick auf das Gespräch, sondern im Hinblick auf das weitere Verfahren.

(15) gleicht (6). In (15) wird aber nicht so sehr auf den herben Ton der Handlung abgehoben wie auf das soziale Gefälle, auf die ausgeprägte Rollenverteilung, die bei der Handlung - so die Meinung des Kommentators - zum Tragen kam. Nebenbei wird dabei auch noch in etwa angegeben, in welcher Form sich die Sache abgespielt haben soll: nicht gerade freundlich, nicht mehr nur sachlich, aber auch noch nicht direkt beleidigend.

(16) macht sich eine Einheit der Artikulation meines Beitrags zunutze. Natürlich heißt das nicht, daß ich regelrecht gebrummt habe, aber raunzig, brummelig, mißmutig werde ich schon gesprochen haben, wenn (16) einigermaßen zutreffend ist.

Alle Charakterisierungen von (1) - (16) können, ohne miteinander ins Gehege zu kommen, zutreffend sein. Jedesmal wählte der Kommentator eine etwas andere Strategie, um zu fassen zu bekommen, was ich getan habe. Jede dieser Strategien hat ihre besonderen Eigenschaften. Keine bezeichnet einfach mein Handeln, ohne es zugleich in einem bestimmten Sinn zu sehen und mit Rücksicht auf verschiedene Zwecke so zu beschreiben, wie es gerade günstig scheint.

Mit unseren verschiedenen Strategien haben wir es soweit gebracht, praktisch nie in die Verlegenheit kommen zu müssen, über eine sprachliche Handlung nicht sprechen zu können. Wir scheinen unser sprachliches Handeln völlig im Griff zu haben. Aber dieser Eindruck täuscht, ihm liegt eine Verwechslung zugrunde. Weil wir jederzeit über alles reden können, meinen wir alles im Griff zu haben. Aber, über etwas reden können, muß nicht heißen, daß man auch nur das Geringste davon begriffen hat.

Wie schwierig es werden kann, trotz einer reichen Sprache für das Reden über das Reden klar zu bestimmen, was einer genau getan hat, zeigen die häufigen Streitereien und Diskussionen darüber, wie dies und jenes zu verstehen sei. Man denkt dabei natürlich zuerst an Schwierigkeiten mit Texten, aber exakt dieselben Schwierigkeiten gibt es mit Handlungen. Ursache dieser Schwierigkeiten ist, daß, was wir tun, auch nach Jahrtausenden des Redens über das Reden keine einfache Realisierung der Muster ist, die wir uns ausgedacht haben, um unser Handeln zu begreifen. Bei allen Rückwirkungen der Theorie auf die Praxis gibt es eine ungebrochene Tradition einer Musterbefolgung in ganz anderem Sinn: Das Kind macht nach, was es bei den Älteren sieht, und es schaltet da keinerlei Reflexion darauf ein, w e l c h e n Mustern es folgt. Die Muster sind da, präsent, leibhaftig.

Nach diesem Exkurs, der zeigen sollte, daß sich unsere Möglichkeiten, sprachliche Handlungen zu kommentieren, der Entwicklung pragmatischer Strategien verdanken, zurück zu den Kleinweltlern: Das Grundproblem ihres Redens von Handlungen ist nicht, an sich schon bestimmte Handlungen sachlich richtig zu beschreiben, sondern eine noch unbestimmte Praxis des Handelns mit pragmatischen Mitteln soweit zu erschließen, daß sie die Probleme zur Sprache bringen können, die sie mit Handlungen - eigenen und denen der anderen - haben. Dieses Grundproblem haben die Kleinweltler mit der Möglichkeit, etwas vorzumachen und das Vormachen zu kommentieren, zufriedenstellend gelöst.

Die pragmatischen Mittel führen zunächst einmal nur zu Ad-hoc-Bestimmungen von Handlungen, aber diese Ad-hoc-Bestimmungen - mehr oder weniger Zufallskinder - können ohne weitere Schwierigkeiten zu dauerhafteren Bestimmungen werden, gerade so wie ein aus der Situation geborener Spitzname jemand ein Leben lang anhaften kann. Die meisten Ad-hoc-Bestimmungen werden ebenso schnell untergehen, wie sie aufgetaucht sind, aber manche werden über ihre ursprüngliche Bestimmung hinaus erhalten bleiben.²⁴¹ Was im besonderen Fall zum Überleben eines Ausdrucks führt, ist oft gar nicht mehr nachvollziehbar. Es wird selten blanker Zufall gewesen sein, aber es scheint mir nicht lohnend, diesem Problem hier nachzugehen.

Durch die pragmatische Bestimmung tritt eine Handlung aus der Anonymität heraus. Sie kann jetzt nicht mehr nur still als Muster wirken. Unter Verwendung der pragmatischen Mittel, mit denen sie bestimmt wurde, kann sie zur Nachahmung empfohlen werden oder untersagt werden. Damit wird eine wichtige Funktion des Redens von Handlungen erfüllbar: Handlungen werden Kleinweltlern vor allem dadurch zum Problem, daß sie durchgeführt werden, wo sie es vorziehen würden, sie unterblieben, und dadurch, daß sie unterbleiben, wo die Kleinweltler sie gern durchgeführt sähen.

Ist eine Handlung einem Kleinweltler zum Problem geworden, ist er in gewissem Sinn schon auf dem Sprung, sie zu erfassen. Ein einfaches pragmatisches Mittel, das erlaubt, die Handlung "zur Sprache zu bringen", genügt ihm, um seine Einstellung zu der Handlung vollends artikulieren zu können. Ist dieses Mittel auch für seine Adressaten mehr oder weniger eindeutig als Ausdruck für ein bestimmtes Handeln identifizierbar, werden sie sein Anliegen sogar verstehen.

Die Identifikation eines Ausdrucks als Ausdruck für ein bestimmtes Handeln gelingt anfänglich, weil die pragmatische Bestimmung noch in frischer Erinnerung ist, über die dieser Ausdruck mit einer bestimmten Handlung in Verbindung gebracht wurde. Der bestimmte Akt, der dabei gleichsam herausgehoben, ins Blickfeld gerückt worden war, wird erinnert und dient so zur Klarstellung dessen, was gemeint ist. Späterhin, wenn die Erinnerung verblaßt oder gar ganz vergessen ist, tritt an die Stelle der verblaßten Erinnerung die Erinnerung an jene Akte, die im Anschluß an Aufforderungen durchgeführt werden, in der besagten Weise zu handeln, oder an Akte, die als besagte Handlung moniert wurden. Mit jedem solchen Akt wird also die unverzichtbare Erinnerung aufgefrischt und die Tradition dieses Handelns fortgeführt.

Die Erinnerung an einschlägige Handlungen ist das score-board, das verzeichnet, wie die Dinge in dieser Sache stehen:²⁴² Mit jedem neuen Akt verzeichnet dieses score-board die neuesten Werte, die gewissermaßen hinter dem Ausdruck stehen. Die früheren Werte können dann bald vergessen werden, entscheidend ist

allein, daß es nie zu einem black-out kommt, daß das score-board nie gelöscht wird, denn dann müßte der Ausdruck jeden Wert verlieren.

Die pragmatische Bestimmung einer Handlung und damit auch einer Handlungsweise liefert den Kleinweltlern noch keinen Begriff von der Handlung, die bestimmt wird. Nur mit dieser Bestimmung wissen sie so gut wie gar nichts über die Handlung. Wenn sie damit dennoch in der Lage sind, gezielt und sinnvoll diese Handlung anzuordnen, zu empfehlen oder zu verbieten, so deshalb, weil sie diese Handlung selbst kennen. Das ist nicht anders, als wenn ein Handwerker mit Gehilfen etwas zusammenbaut und die Teile, die er braucht, dabei pragmatisch charakterisiert als *von dem dort oben, das im grünen Glas* u.dgl. Wer nicht schon weiß, was "das im grünen Glas" bzw. "das dort oben" ist, wird es damit sicher nicht in Erfahrung bringen. Für die Gehilfen, die tagtäglich mit diesen Dingen umgehen und etwa wissen, daß mit *von dem Gelben* ein bestimmter Kitt gemeint ist, bereitet es kein Problem, das Wesentliche nachzuvollziehen.

Man kann davon ausgehen, daß Kleinweltler mit dem Gros ihrer pragmatischen Charakterisierungen ohne größere Schwierigkeiten zurechtkommen. Jeder weiß etwa, was es heißt, etwas zu vergraben. Und da jeder das weiß, wird gar nicht erst ein Begriff des Vergrabens entwickelt. Es ist auch unwahrscheinlich, daß es jemals zu einem ernsthaften Dissens darüber kommt, was unter dem entsprechenden Ausdruck zu verstehen ist. Aber so harmonisch wie hier gestaltet sich die Verständigung nicht bei allen Handlungen.

Relativ unproblematisch ist die Verständigung nur im Fall von Handlungen, deren Voraussetzungen und Sinn für Kleinweltler augenfällig ist. Wo das nicht so ist - notorisch etwa bei vielen sprachlichen Handlungen - erweist es sich von Anfang an als schwierig, zu einer Verständigung zu kommen. Die Schwierigkeiten werden auch später nie ganz überwunden. In solchen Fällen müssen die Kleinweltler Mittel und Wege finden, die Bedeutung der von ihnen verwendeten Ausdrücke bis zu einem gewissen Grad zu explizieren. Sie müssen explizieren, was es heißt, die in Frage

stehenden Handlungen durchzuführen, was dabei vorausgesetzt ist und welche Konsequenzen die Durchführung dieser Handlungen hat. Das heißt: Auf dem Weg einer Klärung der Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks für eine Handlung wird versucht, die Handlung selbst zu bestimmen.²⁴³

Wenn Kleinweltler beginnen zu explizieren, was es heißen soll, dies oder jenes zu tun, sind sie also auch damit befaßt, ihr Handeln unter Kontrolle zu bringen. Die Kommentierung und Interpretation von Handlungen verfolgt nicht mehr nur unmittelbar praktische Zwecke, sie weist immer auch über den anstehenden Fall hinaus. Betrachten wir dazu ein Beispiel:

Kleinweltler Zick ist sauer. Er ist den ganzen Weg bis zum Bach gegangen, weil Zack ihm gesagt hatte, er würde dort eine Unmasse Forellen finden. Er hat Zack vertraut, aber jetzt sind keine Forellen da. Mit einer Wut im Bauch ist er zurück im Lager und stellt Zack zur Rede. Das heißt zunächst einmal: Zick ist auf etwas in dieser Art aus. Es bleibt zu erklären, wie er dabei vorgehen kann. Ich denke so: Er baut sich vor Zack auf und überschüttet ihn erst einmal mit Drohungen und Beschimpfungen - die man sich im Zusammenhang mit den Bewertungsstrategien entstanden denken kann. Zack, der sich keiner Schuld bewußt ist, reagiert gereizt und verwundert zugleich. Nachdem Zick sich soweit beruhigt hat, daß er für Zacks Reaktion wieder empfänglich wird, dämmert ihm, daß Zack vielleicht nicht versteht, was er - Zick - ~~244~~²⁴⁴ ihm will. Er sagt dann so etwas wie: "Bach gehen, nix Forelle." Darauf Zack: "So, so!" Und damit ist ein kritischer Punkt erreicht, wenn die Sache weiter aufgeklärt werden soll.

Zick muß einen Weg finden, Zack zu verstehen zu geben, daß er auf seine Empfehlung zum Bach gegangen ist. Er versucht sich mit einer pragmatischen Charakterisierung des Sprechens, verbunden mit einer Zitierung dessen, was Zack gesagt hatte. Die pragmatische Charakterisierung könnte etwa ein "Blablabla" in Verbindung mit karikierten Sprechbewegungen sein, das Zitat: "Forellen, viel viel Forellen, Wald-Bach". Zack beginnt sich zu erinnern. So etwas hat er doch vorher irgendwann gesagt.²⁴⁵ Aber nicht zu Zick. Der scheint zu glauben, er habe ihn glauben machen wollen, dort seien Forellen anzutreffen. Zack muß versuchen, Zick klarzumachen, daß er zwar gesagt hat, was Zick zitiert, daß er das aber nicht als Empfehlung gemeint hat, sondern erzählen wollte, er habe vor kurzem im Bach viele Forellen gesehen. Damit hat er viel vor, zu viel für ihn und allemal für Zick, aber, um das Verfahren abzukürzen, nehme ich an, daß die beiden auf einmal schaffen, was faktisch Schritt um Schritt in langen Jahren entwickelt werden muß.

Zack bestätigt Zick zunächst, daß er das tatsächlich gesagt hat. Er kann dazu - sofern vorhanden - einen Ausdruck der Zustimmung verwenden, oder er kann Bestätigung ausdrücken, indem er seinerseits Zicks Zitat zitiert. Dann erklärt er, daß er nicht dazu aufgefordert hat, zum Bach zu gehen, indem er durch die Routine eines einschlägigen Auforderungsverfahrens geht, das er mit einem Ausdruck der Verneinung

bzw. des Widerspruchs kommentiert. Daran schließt er eine neuerliche Wiederholung der monierten Äußerung an, die er aber in wesentlicher Hinsicht erweitert: Er schiebt eine Zeitangabe nach, die deutlich machen soll, daß sich das Gesagte auf einen früheren Zeitpunkt bezieht. Eine solche Zeitangabe könnte sich etwa von einem Ausdruck der Entwarnung oder der Beruhigung herleiten, mit dem versucht wird, verschreckte Hörer aufzuklären, daß das Gesagte nicht aktuell sei.

Wenn Zack dies vorgetragen hat, bleibt Zick das Problem, Zacks letzten Akt in dem Sinn zu deuten, daß Zack sagen wollte, er habe damals eine Geschichte erzählt und nicht etwa etwas empfohlen. Zick muß damit nicht einverstanden sein, aber das Entscheidende ist bereits geschehen: Zack hat nicht nur ad hoc ein Verstehensproblem zu klären versucht. Er hat zugleich Unterscheidungsmerkmale für Empfehlung und Erklärung eingeführt, pragmatische Mittel, die künftig dazu dienen können, entsprechende Akte etwas charakteristischer zu gestalten. Natürlich muß Zack sich nicht darüber im klaren sein, daß er auch das getan hat, und insofern hat er es in gewissem Sinn auch gar nicht getan. Das bedeutet jedoch nicht, daß seine Handlung nicht in der beschriebenen Weise Wirkungen zeitigen kann.

Kleinweltler sind sicher noch lang nicht soweit, bewußt an den Begriffen zu arbeiten, die sie von ihrem Handeln und Wandeln entwickeln. Die Arbeit der Begriffsbestimmung erledigt sich - von ihnen unerkannt - gleichsam nebenbei, wenn sie aus gegebenen Anlässen Mißverständnisse aufklären oder darüber streiten, ob etwas als so-und-so Handlung zu zählen ist oder nicht. Aus gegebenem Anlaß oder, weil sie antizipieren, daß das erforderlich werden könnte, kommentieren sie ihre eigenen Handlungen und Handlungen anderer, oder sie interpretieren, was sie oder andere getan haben.

Kleinweltler müssen Kommentare und Interpretationen anfänglich fast aus dem Nichts entwickeln. Im Laufe der Zeit entwickeln sie dann aber unter dem Eindruck erfolgreicher Vorbilder regelrechte Interpretationsstrategien: Sie wissen dann bereits vorab, welcher Art Angaben hilfreich sein könnten, und haben Strategien für die Formulierung dieser Angaben. Diese Strategien können aufbauen auf bereits entwickelten Strategien, insbesondere auf Feinabstimmungsstrategien. Sie sind also so neu nicht. Wirklich

neu und von enormer Tragweite ist aber der Zusammenhang, in dem die Kleinweltler jetzt zu diesen Strategien greifen: Sie sind hier nicht mehr unmittelbar damit befaßt, mit kommunikativen Akten ins Handeln einzugreifen, sondern sie sind mit ihrem Handeln selbst befaßt und indirekt damit, wie es richtig "zur Sprache gebracht" werden kann.

Kleinweltler sind keine Systematiker. Sie versuchen weder ein mutmaßliches System ihres Handelns herausarbeiten, noch auch nur annähernd alle Handlungsmuster sprachlich zu fassen, die man in ihrem Handeln auffinden könnte. Sie sind Pragmatiker, die gerade soviel "zur Sprache bringen", wie zur Bewältigung der aufgetretenen Probleme unausweichlich ist. In dieser Hinsicht leben sie noch ganz von der Hand in den Mund.²⁴⁶

Punkt (xii): Bewerten scheint auf den ersten Blick zur Grundaussstattung von Kleinweltlern zu gehören. Wenn man sie - aus unserer Warte - beobachtet, kann man den Eindruck gewinnen, daß sie es von Anfang an beherrschen und daß sie es allenthalben praktizieren, denn in ihrem Handeln und Verhalten zeigen sich deutlich Präferenzen und Abneigungen. Ich habe das in den bisherigen Ausführungen zur Praxis kleinweltlichen Handelns schon wiederholt in Rechnung gestellt. Aber während es völlig korrekt ist, ihnen Präferenzen - und in gewissem Sinn auch Bewertungen²⁴⁷ - zuzuschreiben, ist es problematisch, bereits bei frühen Kleinweltlern davon zu sprechen, daß sie bewerten.

Frühe Kleinweltler haben zwar Präferenzen, aber sie kommen zu diesen Präferenzen nicht über Bewertungsakte. Ihre Präferenzen sind ihnen nicht unbedingt angeboren, und sie sind auch nicht unabänderlich, aber das heißt nicht, daß sie erarbeitet werden. Präferenzen stellen sich ein. Sie werden gehabt, wie man eine Krankheit hat oder eine Vorstellung.²⁴⁸ Der Eindruck, daß die Kleinweltler schon in der Frühphase der "Kleinen Welt" bewerten können, geht wohl darauf zurück, daß wir geneigt sind, ihr Handeln und Verhalten so zu beschreiben, als ob sie bewerten würden. Wir sind hier also wieder einmal nahe daran, unserer eigenen Beschreibung zum Opfer zu fallen, weil wir ihren metaphorischen Charakter vergessen.²⁴⁹

Wirklich ins Spiel kommen Bewertungen bei den Kleinweltlern erst, wo es gilt, von Präferenzen Rechenschaft zu geben, sei es, um Handlungen, Entscheidungen, Empfehlungen zu erklären bzw. zu begründen, sei es, um sich in Anbetracht unterschiedlicher Präferenzen zu arrangieren. Man könnte deshalb sagen: Präferenzen sind eine eher private, Bewertungen - im Sinn von Bewertungsakten - eine eher öffentliche Angelegenheit.

Natürlich werden Kleinweltler, wenn sie erst einmal die Praxis des Bewertens entwickelt haben, auch ihre privaten Präferenzen ab und an ganz für den Eigenbedarf in Bewertungen explizieren und versuchen, sich auf diesem Weg klar darüber zu werden, was sie wirklich wollen. Man muß m.E. aber davon ausgehen, daß Bewertungsstrategien sich unter dem Eindruck zwischenmenschlicher Probleme entwickeln und nicht etwa, weil Kleinweltler sich selbst über ihre Präferenzen Rechenschaft geben wollen. Mit anderen Worten: Man muß davon ausgehen, daß Bewerten ein kommunikatives Handeln ist.

Vielleicht läßt sich diese Auffassung nie letztlich beweisen. Es gibt aber einen deutlichen Hinweis darauf, daß sie zu halten ist: den intersubjektiven Charakter der Werte, die zum Bewerten herangezogen werden. Das ist keine simple Konzession an die Mitteilbarkeit von Bewertungen. Es ist konstitutiv für die Möglichkeit von Werten. Selbst wenn ich für mich ganz subjektiv einer Sache einen Wert zuweise, entstammt dieser Wert der Sphäre der Intersubjektivität. Subjektiv ist lediglich, daß ich dieser Sache gerade diesen Wert zuweise.²⁵⁰

Die Zuweisung von Werten unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von der Zuerkennung von Eigenschaften. Wenn ich den Apfel, den ich gleich essen werde, für rotbackig halte, wird Rotbackigkeit nicht dadurch zu einer subjektiven Eigenschaft, daß ich mein Urteil für mich behalte: Einmal angenommen, ich wollte dem Apfel eine ganz subjektive Eigenschaft zuschreiben, die nur ich kennen kann²⁵¹, und *rotbackig* sollte nur mein Deckname dafür sein. In diesem Fall wüßte ich buchstäblich nicht, was ich als rotbackig bezeichnen könnte, weil ich nichts hätte, um meinen Gebrauch des Wortes zu justieren.

Die Notwendigkeit von Justierung ist auch der Schlüssel zum intersubjektiven Charakter von Werten: Damit es etwa heißen kann, daß diese Geschichte brillant erzählt ist, muß *brillant* etwas in diese Charakterisierung einbringen, was vorab zumindest einigermaßen feststeht. Natürlich kann der neuerliche Gebrauch affizieren, was unter *brillant* verstanden werden kann, aber eben nur affizieren, nicht konstituieren. Das Rhema ist nicht der Ort, um Ausdrücken eine Bedeutung zu verschaffen.²⁵² Damit *brillant* etwas Feststehendes in der Charakterisierung einbringen kann, muß kontrollierbar sein, was darunter zu verstehen ist. Das ist aber nur dann möglich, wenn Intersubjektivität gegeben ist. Wenn ich ganz auf mich gestellt festgesetzt hätte, daß ich *d i e s* unter *brillant* verstehen will, wie kann ich jetzt wissen, ob ich meine Festsetzung richtig erinnere? Und außerdem: Welchen Witz könnten solche Bewertungen haben?

Bewertung für Privatzwecke scheint mir ohnedies eher ein Spezialfall von Bewertung zu sein. Betrachtet man den "Normalfall" einer Bewertung, die an einen Partner gerichtet ist, dann versteht sich der intersubjektive Charakter von Werten fast von selbst: Die Bewertung muß für den Partner nachvollziehbar sein. Er muß in der Lage sein zu verstehen, welchen Wert ich z.B. mit *brillant* einer Sache zuschreibe, und das ist er nur, wenn mein Wert auch sein Wert ist, unbeschadet der Möglichkeit, daß er diesen Wert dieser Sache vielleicht nicht zuschreiben würde. Auch, wo es zu einem Streit über eine Bewertung kommt, wird beiderseits davon ausgegangen, daß klar ist, was es heißt, eine Sache *s o* zu bewerten.

Bevor ich auf die Bewertungsstrategien der Kleinweltler zu sprechen komme, ist noch eine grundsätzliche Frage zu beantworten: Was macht den Wert zum Wert? Wenn ich eine Geschichte als brillant bezeichne, ist das in gewisser Weise nichts anderes, als sie als lang oder als alt zu bezeichnen. Wieso sprechen wir einmal von Beschreibung und einmal von Bewertung? Tatsächlich ist der Vorgang in wesentlicher Hinsicht derselbe, und oft genug ist es nicht möglich, Bewertung und Beschreibung auseinanderzuhalten, weil beides gleichermaßen gemeint wird. Das kann z.B. der Fall sein, wenn man eine Geschichte als lesbar bezeichnet.

Das Problem, wie Beschreibung und Bewertung zu unterscheiden sein könnten, löst sich wie von selbst, wenn man erkannt hat, worauf es zu achten gilt. Wer die jeweiligen Handlungen betrachtet, die durchgeführt werden, um zu beschreiben oder zu bewerten, oder wer auf die Ausdrücke fixiert ist, die dabei Verwendung finden, wird nur Scheinlösungen finden, die ihn zwingen, sich zu immer gewagteren Behauptungen über einen deskriptiven oder evaluativen Charakter solcher Handlungen und einschlägiger Ausdrücke zu versteigen. Meiner Meinung nach kann man ebensogut festhalten, daß die Akte, mit denen etwas beschrieben oder etwas bewertet wird, ein und denselben Charakter haben und daß jedes bewertende Wort auch ein beschreibendes ist und vice versa. Statt darauf zu achten, w a s getan wird, sollte man darauf achten, w o z u es getan wird.

Einer kann eine Mauer ziehen, um zu verhindern, daß sein Hund davonläuft. Ein anderer tut exakt dasselbe, um zu verhindern, daß ein Hund auf sein Land kommt. Ganz ähnlich verhält es sich im Fall von Bewerten und Beschreiben: Diese Handlungen unterscheiden sich im Hinblick auf ihre Funktion im Handlungszusammenhang, und da sich ihre Funktionen nicht gegenseitig ausschließen, kann es sehr gut sein, daß beides in einem Akt erledigt wird.

Ein einfaches Beispiel: Ich sage dir: "Die Geschichte ist lesbar." Wenn wir beide damit befaßt sind, oft schwer entzifferbare Handschriften zu bearbeiten, wirst du diese Feststellung vielleicht so verstehen, daß ich dich damit über die Leserlichkeit der Niederschrift aufklären will. Unter weniger außergewöhnlichen Umständen wirst du kaum annehmen, daß ich dich über die Leserlichkeit der Geschichte aufklären will. So etwas versteht sich von selbst. Wenn du - was ich hoffe - nicht so schnell annimmst, daß ich irrelevantes Zeug dahinrede, wirst du davon ausgehen, daß ich anderes sagen wollte, als ich auf den ersten Blick gesagt zu haben scheine. Das Problem ist natürlich: Was? Aber dieses Problem muß nicht schwer zu lösen sein. Wenn du mich unmittelbar zuvor gefragt hättest, wie ich das Buch finde, leitet dich deine eigene Frage dazu an, den Sinn meiner Antwort

zu finden. Du wolltest meine Einschätzung. Was ich gesagt habe, ist als solche zu verstehen.

Dieses Beispiel bringt schon ein Beispiel für eine Bewertungsstrategie, wie sie auch von den Kleinweltlern entwickelt werden kann: Man schreibt einer Sache eine Eigenschaft zu, die sich für den Gesprächspartner bei dieser Sache von selbst versteht. Auf der Suche nach einem Sinn dieser Zuschreibung kommt der Partner unter geeigneten Umständen dahinter, daß damit eine Einschätzung des Wertes der Sache gegeben werden sollte. Geeignete Umstände sind etwa dann gegeben, wenn eine Entscheidung darüber anstand, ob man sich mit der Sache befassen soll, oder wenn der Sprecher durch sie seine Äußerung begleitende Mimik absichtlich oder unabsichtlich zu erkennen gibt, daß er das So-Sein der Sache mehr oder weniger angenehm empfindet.

In unserer Welt gibt es zahlreiche Formen institutionalisierter Bewertung: Zeugnisse, Punkte beim Sport, Prädikate bei Filmen, um nur die bekanntesten zu nennen. Solche institutionalisierten Bewertungen kennen Kleinweltler nicht, dafür aber die ganze Palette der pragmatischen Bewertungen, wie wir sie auch heute noch überwiegend formulieren, obwohl wir längst einen syntaktischen Modus der Kommunikation entwickelt haben.²⁵³

Da ich kein Kleinweltlerisch spreche, stelle ich eine Reihe möglicher pragmatischer Bewertungen in einer Art Pidgin-Deutsch vor, das man sich als eine Wort-für-Wort-Übersetzung aus dem Kleinweltlerischen vorstellen kann:²⁵⁴

- (1) hasen jag | viel magenknurr.
- (2) reh essen!
- (3) nix waldgeh | leopardig.
- (4) pick schaf kampf.
- (5) kross auge | tiger auge.
- (6) karo jag hasenmäßig.
- (7) tack leopardentöter.
- (8) tick mondschauer.
- (9) treff bär zitrone | treff reh nabelstrotz.

Diese "Wort-für-Wort-Übersetzungen" bedeuten in etwa, was man so sagen könnte:²⁵⁵

- (1') Hasenjagd bringt nicht viel ein.
- (2') Das ist ja Spitze!
- (3') Geh nicht in den Wald, das ist gefährlich.
- (4') Pick ist tapfer wie ein Schaf.
- (5') Kross hat Augen wie ein Luchs.
- (6') Karo ist als Jäger ein Hasenfuß.
- (7') Tack ist ein Held.
- (8') Tick ist ein bißchen weltfremd, versponnen.
- (9') Wenn du bei der Jagd auf einen Bären triffst, ist das bitter, triffst du auf ein Reh, dann ist es eine Wucht.

Bei der Entwicklung pragmatischer Bewertungsstrategie gilt grundsätzlich das Anti-Prinzip anything goes, soweit dabei nachvollziehbar bleibt, was gemeint sein könnte. Die Beispiele zeigen aber eine deutliche Tendenz, Bewertung durch Anspielung auf Tiere zu formulieren. Natürlich ist - wie das meiste in meiner Rekonstruktion - in keiner Weise zwingend anzunehmen, daß Menschen auf einer frühen Stufe der Sprachentwicklung bevorzugt Tiere als Inspiration für ihre Bewertungen brauchen. Es scheint mir aber alles in allem nicht gerade unwahrscheinlich, nicht zuletzt, weil sich ein entsprechendes Vorgehen auch in modernen Sprachen findet, deren Sprecher sicher ungleich weniger dazu motiviert sind als ihre jagenden und sammelnden Urahnen.²⁵⁶

Neben den Anspielungen auf Tiere, die charakteristische Eigenschaften dieser Tiere ausnutzen, finden sich noch Anspielungen auf eine körperliche Verfassung, auf eine genußvolle Tätigkeit, auf ein eigenartiges Verhalten und auf Obst. Die Strategie dabei ist klar genug: Die körperliche Verfassung steht als Beschreibung eines Zustandes, der unter den angesprochenen eintritt. Aus der Beschreibung wird in diesem Zusammenhang eine Bewertung, weil die beschriebenen Zustände als lustvoll bzw. weniger lustvoll verstanden werden oder weil - wie am Ende von (9) - ein gar nicht so lustvoller Zustand Folge eines extrem lustvollen ist, auf den damit verwiesen wird. In (8) wird Ticks Verhalten über

eine Äußerlichkeit beschrieben, die aber hinsichtlich seiner Le-
benstüchtigkeit nicht unbedeutend ist und deshalb auch bewertend
verstanden werden kann.

Die Zitrone spielt ganz die Rolle, die sie noch heute in Bewer-
tungen bei Autotests spielt: Sie ist als Nahrung unbeliebt, weil
sie so sauer ist, und charakterisiert deshalb Mißliebigen.

(9) ist noch in einer anderen Hinsicht interessant: Hier werden
zwei Ereignisse miteinander betrachtet und verschieden gut be-
wertet. Die Bewertungen sind hier zwar, wie auch sonst, noch au-
tonom, d.h. ohne Rücksicht auf andere Bewertungen zu verstehen,
aber mit der Kontrastierung soll angedeutet werden, daß ur-
sprünglich autonome Bewertungen sich mit der Zeit aneinander
messen können, so daß regelrechte Bewertungsskalen entstehen
können, in denen jeder Wert sich durch seine Stellung in der
Skala fassen läßt. Auf diesem Weg kann es zur Ausbildung
relativer Bewertungen und von Gradabstufungen kommen.

Zum Abschluß noch eine Überlegung, die nochmals das Zusammen-
spiel von Beschreibung und Bewertung aufgreift. Meine Beispiele
(1) - (9) sind relativ klare Fälle von Bewertung aus dem einfa-
chen Grund, weil sie als Beschreibungen wenig Sinn machen. Ich
nehme an, daß Kleinweltler entsprechende Akte durchführen, in
denen es ihnen ganz auf Bewertung ankommt. Zusammenhänge, in de-
nen diese Arten von Handlungen wichtig werden können, habe ich
oben genannt. Daneben dürfte sich aber auch eine Praxis der bei-
läufigen und sogar verdeckten Bewertung ausbilden: Im Zug der
Durchführung von Akten, die zumindest den Eindruck erwecken sol-
len, ganz andere Funktionen zu erfüllen als gerade Bewertung,
werten Kleinweltler, indem sie die nötigen Angaben auf eine spe-
zielle Weise formulieren.

Die Mittel zu einer beiläufigen oder verdeckten Bewertung werden
im Rahmen der Optimierung der Feinabstimmungen entwickelt: Cha-
rakterisierungs- und Bestimmungsmöglichkeiten werden zusätzlich
zu den durch anderweitige Anforderungen angeregten Differenzie-
rungen weiter differenziert, wodurch es möglich wird, etwa im
Zug der Formulierung einer Angabe der Art und Weise oder des Or-
tes eine Bewertung dieser Art und Weise oder dieses Ortes und

sogar ganz anderer Dinge vorzunehmen, die bei der Formulierung genannt werden. Ich denke dabei an Formulierungen wie *auf eine ganz miese Tour; in seiner charmanten Art; in dem romantischen Tübingen; beim Paul, dem Vetter von dem alten Schürzenjäger*. Kleinweltler dürften dabei noch keine großen Sprünge machen, aber hier findet sich ein Bereich unbegrenzter Entfaltungsmöglichkeiten für immer raffiniertere Strategien.

Punkt (xiii) und (xiv): Bedingt durch die Konzentration auf das, was man zweckrationales kommunikatives Handeln nennen könnte, habe ich bisher einen wesentlichen Aspekt von Kommunikation - bei Kleinweltlern, wie bei uns - etwas vernachlässigt: Menschen ist nicht nur daran gelegen, durch kommunikative Handlungen diese und jene besonderen Aufgaben zu lösen. Kommunikation ist ihnen ganz allgemein wichtig als Form des Kontakts. Kommunikation ist - darauf hat vor allem Révész hingewiesen²⁵⁷ - die Fortsetzung, Ausarbeitung, Verfeinerung des Kontakts, auf den Menschen, wie zahllose Tiere, ihrer Natur nach angewiesen sind.

Jenseits aller bestimmten Zwecke haben die Kleinweltler ein Bedürfnis, sich mitzuteilen und aneinander teilzuhaben. Sie sind bei weitem nicht so autonom, wie sie in der Rolle als Handelnde erscheinen könnten. Sie sind psychisch mehr als physisch voneinander abhängig.²⁵⁸ Wenn sie sich wirklich freuen, wenn sie sich erschrecken, wenn sie in Trauer sind, dann suchen sie den Kontakt zueinander.²⁵⁹ Nur die Schande, über die man am besten schweigt, läßt sie die Einsamkeit vorziehen.²⁶⁰

Das Kontaktbedürfnis ist ursprünglich kein Bedürfnis nach Kommunikation und ist auch ohne das Raffinement kommunikativen Handelns zu befriedigen. Ich nehme deshalb nicht an, daß das Kontaktbedürfnis einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung erster kommunikativer Strategien hat. Aber nachdem erste Formen kommunikativen Handelns entwickelt sind, ist es nurmehr eine Frage der Zeit, bis Kleinweltler dieses Handeln auch dazu einsetzen, ihre seelische Verfassung bzw. das, was sie bewegt, im sozialen Kontakt zu artikulieren.

Das Vordringen kommunikativen Handelns in den Bereich sozialer Kontakte erfordert keine besonderen Leistungen seitens der Kleinweltler. Es vollzieht sich nahtlos und fast unmerklich. Das erklärt sich so: Was hier als Bereich sozialer Kontakte ausgegrenzt erscheint, macht für die Kleinweltler keinen besonderen Bereich aus, sondern durchdringt ihr ganzes Zusammenleben. Jede Interaktion, also insbesondere jede Form der Kommunikation, ist immer schon auch sozialer Kontakt. Kleinweltler müssen nur noch einen Blick für die Möglichkeiten entwickeln, die ihnen dieser Aspekt ihres Handelns bietet. Das ist für Kleinweltler als Sprecher anfänglich ein gewisses Problem. Als Hörer sind sie der Lösung dieses Problems von Anfang an auf der Spur.

Kommunikatives Handeln hat für Hörer von jeher zwei Seiten: Ihnen wird etwas gesagt, und es sagt ihnen etwas, daß das so ist. Es gibt Situationen und Handlungen, in denen eindeutig im Vordergrund steht, was gesagt wird, aber oft genug ist, was gesagt wird, nicht halb so interessant wie der Umstand, daß es hier und jetzt von diesem Sprecher zu diesem Hörer gesagt wird. Für einen Sprecher, der sich darauf konzentrieren muß, was er zu sagen hat, kann es schwierig werden, auch noch einzuschätzen, wie seine Handlung aufgenommen wird und was sein Hörer aus dem Umstand machen wird, daß sie durchgeführt wird. Für den Hörer ist es leichter, auf diesen Aspekt kommunikativen Handels zu achten. In dem Maß, in dem ihm die Dinge vertraut sind, von denen die Rede ist, fällt es ihm leichter, sich auf Nebenaspekte - denn noch ist es ein Nebenaspekt - zu konzentrieren.

Kleinweltler müssen nicht erst lernen, sich als Hörer für das Warum und Wozu einer kommunikativen Handlung zu interessieren. Es ist ihnen ganz natürlich, darauf zu achten, weil sie sich füreinander interessieren. Sie achten jederzeit darauf, was ihre Artgenossen tun und versuchen damit klarzukommen. Dieses Interesse stand - wie in 2.4. beschrieben - bereits Pate, als primitivste Formen kommunikativen Handelns entwickelt wurden.

Sensibel für Stimmungen und Absichten ihrer Artgenossen erkennen Kleinweltler, daß einer frohgelaunt, euphorisch, bedrückt, traurig, ängstlich ist, wenn er von diesem und jenem zu reden

beginnt. Sie haben das noch nicht auf Begriffe gebracht, aber sie sprechen darauf an, wie sich ihnen ein anderer präsentiert. Und sie reagieren entsprechend: Sie beruhigen ihn, trösten ihn, ermuntern ihn oder lassen sich von ihm anstecken.

All das sind natürlich wieder Beschreibungen für unsere Zwecke, mit denen weder unterstellt werden soll, daß Kleinweltler einen Begriff davon haben, was etwa Trost ist, noch daß sie genau diese Handlungen durchführen: Sie tun Dinge, die in etwa auf das hinauslaufen oder hinauszulaufen scheinen, was wir als beruhigen etc. verstehen. Entscheidend ist hier, daß sie das Handeln der andern als Ausdruck von Stimmungen, Gefühlen, auch Überlegungen verstehen, selbst wenn es von diesen andern gar nicht als solcher Ausdruck gemeint und mithin nicht kommuniziert worden ist.

Was ein Kleinweltler als Hörer erkannt hat, steht ihm auch als Sprecher bald zur Verfügung. Dafür sorgt schon der Umstand, daß er innerhalb eines einzigen Gesprächs direkt im Anschluß an seinen Part als Hörer selbst zum Sprecher werden kann. Nehmen wir einmal an, ein Kleinweltler hört aus dem Beitrag seines Gefährten tiefe Trauer heraus, als dieser von einem schrecklichen Verlust erzählt. Er reagiert in der alten Weise, um den Gefährten zu trösten, und in seinem Bemühen, ihn zu trösten, verfällt er dann darauf: Er spricht zu ihm. Trost wird dabei nicht nur in der Stimmführung ausgedrückt, auch in dem, was er sagt, dadurch, daß er es hier und jetzt sagt.

Ein funktionaler Ausdruck für Mitleid und Trost ist nicht schwer zu finden. Der Tröster kann einfach das Thema und die Bewertungen seines Partners aufnehmen. Ein Beispiel:²⁶¹

Pick: "weh | weh karo | arm karo | leopard | arm karo".

Kross: "arm karo | weh karo".

Indem Kross in Picks Lamento einstimmt, gibt er sein Mitgefühl kund. Aus diesem Einstimmen kann sich bald ein regelrechter Ausdruck des Mitgefühls entwickeln, der dann - was auch bei uns nicht unbekannt ist - sogar zu einem Routineausdruck werden kann, den man im gegebenen Fall gebrauchen kann, ohne wirklich

mitzufühlen. Analog dazu können Handlungen wie Mitfreuen, Mit-leiden, Ärgern, Reizen u. dgl. entstehen, die Kleinweltler durchführen, um die Stimmung ihrer Partner in dieser oder jener Absicht zu beeinflussen. Und, weil einmal konventionalisierte Ausdrucksformen diese Akte zur Routinesache werden lassen, die kein echtes Mitgefühl mehr ausdrücken, ergibt sich hier ein neues Moment von Dynamik für die weitere Entwicklung: Die Kleinweltler müssen immer wieder neue Formen des Ausdrucks erschließen, um die Handlungen in ihrem ursprünglichen Sinn am Leben zu erhalten.

Im Zug der Entwicklung von Kommentierungs- und Interpretationsmöglichkeiten kommen die Kleinweltler dahin, auch diese Handlungen "zur Sprache zu bringen", und das führt dazu, daß sie nicht mehr nur unserer Auffassung nach mitfühlen etc., sondern endlich auch wissen, was sie tun. Diese Entwicklung bleibt nicht auf die Reaktionshandlungen beschränkt, die schon bald auch zu Initiationshandlungen werden. Nachdem die Kleinweltler soweit sind, bestimmte Akte dazu einzusetzen, Mitgefühl u. dgl. auszudrücken, werden sie bald soweit sein, auch Gefühle, Stimmungen, Einstellungen auf analoge Weise auszudrücken. Sie artikulieren dann etwa Ärger, indem sie das Gespräch auf etwas bringen, das ihnen bekanntermaßen ärgerlich ist.

Für einen Augenblick scheint sich hier ein Zirkel zu zeigen: Bevor sie den Ärger zeigen können, sollten sie schon bekanntermaßen ärgerlich auf etwas sein können. Aber es liegt kein Zirkel vor: Sie zeigen jetzt, was vorher nur sich zeigen konnte. Sie kontrollieren nach und nach, was ursprünglich nur eine unbeabsichtigte Nebenwirkung ihres Handelns war. In einer pragmatischen Form können sie deutlich machen, wie es um sie steht. In dem, was sie sagen, können sie sich aussprechen.

Noch sind sie nicht so weit, etwa sagen zu können, sie seien schlecht gelaunt. In gewissem Sinn muß sich das immer noch zeigen. Aber sie sind insoweit Herren der Lage, als sie Einfluß darauf nehmen können, was sich zeigt. Allerdings nur insoweit: Ganz kontrollieren sie die Sache nie. Daran wird sich auch

nichts ändern, wenn sie im Zug der Entwicklung der Kommentierung und Interpretation "zur Sprache gebracht" haben, was sie jeweils tun. Selbst wenn ein Kleinweltler sagt, er sei überglücklich, werden ihm die anderen das nur glauben, wenn der Gesamteindruck stimmt, den sie von seinem Auftritt haben.²⁶²

Punkt (xv): Mißverständnisse gehören zu kleinweltlicher Kommunikation wie die Sorge um das tägliche Brot. Mißverständnisse sind lästig, manchmal sogar lebensgefährlich. Die Vermeidung von Mißverständnissen wird deshalb zu einem der Motoren der Optimierung kommunikativen Handelns: Um Mißverständnisse zu vermeiden, die sie für möglich oder wahrscheinlich halten, arbeiten die Kleinweltler daran, immer mehr von dem, was ursprünglich pragmatisch aus dem Zusammenhang und aus einer gemeinsamen Vergangenheit zu verstehen war, im verbalen Ausdruck explizit zu machen.²⁶³ Unter dem Druck veränderter Rahmenbedingungen der Kommunikation in der "Großen Welt" führt das dann zu immer mehr und immer weitergehender Normierung und Differenzierung.²⁶⁴

Ausbildung einer reicheren Sprache, in der man - Sprachbeherrschung vorausgesetzt - weniger auf die Phantasie seiner Adressaten bauen muß, scheint eine Langzeittherapie gegen Mißverständnisse zu sein. Tatsächlich hilft diese Strategie aber weder akute Mißverständnisse aufzuklären, noch schafft sie das leidige Problem der Mißverständnisse jemals endgültig aus der Welt. Sie verhütet zwar dieses und jenes Mißverständnis, aber mit jedem Problem, das so gelöst wird, erwachsen neue Probleme. Der Kampf gegen Mißverständnisse kann so nie gewonnen werden, weil jeder vermeintliche Erfolg sich anderweitig in Mißerfolg verkehrt.²⁶⁵

Um schnell und wirksam etwas gegen Mißverständnisse tun zu können, entwickeln die Kleinweltler eine Art Reparaturmechanismus für kommunikatives Handeln.²⁶⁶ Und mit diesem Reparaturmechanismus erreicht ihre pragmatische Kommunikationsform endgültig die Leistungsfähigkeit, die wir von ihr als einer menschlichen Sprache erwarten: Ohne aus ihrer Sprache heraustreten zu müssen, können sie damit etwas gegen Mißverständnisse und andere Verstehensprobleme tun. Sie können die Schwierigkeiten bestimmen und, wenn irgend möglich, Abhilfe schaffen.

Die Verfügung über diesen Reparaturmechanismus - ich werde gleich genauer darauf eingehen, was darunter zu verstehen ist - bringt eine enorme Entlastung für die kleinweltliche Kommunikation: Statt jederzeit auf alle erdenklichen Verstehensprobleme vorbereitet sein zu müssen, können die Kleinweltler erst einmal pragmatisch so reden, wie das ihre Partner nach ungefährender Einschätzung verstehen können müßten. Sie können dabei - nicht immer, aber oft genug - durchaus das Risiko eingehen, nicht verstanden oder mißverstanden zu werden, weil die Verständigung nicht auf Anhieb gelingen muß. Das erlaubt ihnen, ihre Gesprächsbeiträge vergleichsweise kurz zu halten, ein Umstand, dem bei einem pragmatischen Modus der Kommunikation besonderes Gewicht zukommt.

Um Entwicklung und Wirkungsweise des Reparaturmechanismus richtig zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß kleinweltliche Kommunikation eine direkte mündliche Kommunikation ist, bei der sich die Gesprächspartner von Gesicht zu Gesicht gegenüberstehen. Ich betone das, weil diese ursprüngliche Modalität kommunikativen Handelns von Grammatikern häufig verkannt wird.²⁶⁷ Schriftliche Kommunikationsbeiträge - wie etwa diese Arbeit - stehen unter ganz anderen Anforderungen: Habe ich die Arbeit einmal aus der Hand gegeben, habe ich keine Möglichkeit mehr, dafür zu sorgen, daß dies und das richtig verstanden wird. Ich muß hier alles antizipieren, auch um den Preis, offene Türen einzurennen. Im direkten Gespräch kann ich meinen Partner im Auge behalten - Ethnomethodologen sprechen hier von "monitoring" - und ihm gewissermaßen an der Nase ablesen oder aus dem, was er tut, schließen, ob er verstanden hat oder nicht. Zugleich kann sich mein Partner sofort zu Wort melden, wenn er Probleme hat.

Was wir heute mit unserer Sprache erlernen, mußte früher einmal erst entwickelt werden, und die Kleinweltler sind eben dort angelangt, wo sie die nötigen Strategien erarbeiten können. Ihr erstes Problem dabei ist, auf Verstehensschwierigkeiten möglichst schnell aufmerksam zu werden. Dann müssen sie dahin kommen, die Probleme zu lokalisieren, um sie in einem dritten Schritt nach Möglichkeit auszuräumen.

Es gibt vertrackte Verstehensprobleme, die erst nach Jahren aufgedeckt werden, aber das Gros der alltäglichen Verstehensprobleme ist nicht von dieser Art. Alltägliche Verstehensprobleme sind meist leicht auszumachen und kaum zu übersehen. Schwierigkeiten bereitet es hier nicht, das Problem überhaupt zu erkennen, sondern es möglichst früh zu erkennen, denn Früherkennung verhindert nichtwiedergutzumachende Schäden und erleichtert enorm die Diagnose der Schwierigkeiten.

Kleinweltler verfügen schon in Phase iii über eine erste Früherkennungsstrategie. Sie können an der Reaktion ihrer Gesprächspartner ablesen, ob sie zumindest mutmaßlich verstehen, und manchmal auch, ob sie richtig verstehen oder mißverstehen. Schon bevor es zu Handlungen kommt, in denen sich zeigen kann, ob sie verstanden haben, zeigt sich in ihren Gesichtern, wie sie das Gesagte aufnehmen. Unverständnis äußert sich als Irritation oder - deutsch gesagt - durch ein dummes Gesicht. Mißverstehen äußert sich als unangebrachter Ausdruck von Freude, Wut, Erregung o. dgl. Kleinweltliche Sprecher wissen diesen Ausdruck - ob gewollt oder unwillkürlich - recht sicher zu deuten und reagieren darauf in der in Phase iii beschriebenen Weise.

Die erste Früherkennungsstrategie wird ergänzt und verfeinert durch schon speziellere Fragen, die kleinweltliche Hörer formulieren können. In Phase iii und bei der Betrachtung der Entwicklung von Fragestrategien wurde vor allem darauf abgehoben, daß die Kleinweltler Fragen zur Sache haben, aber dieselben Fragen können auch dazu dienen, Verstehensprobleme zu artikulieren.

Mit den genannten Mitteln können Kleinweltler schon eine ganze Reihe von Verstehensproblemen in Griff bekommen, aber die interessantesten Fälle entgehen ihnen noch: Sie können nur Probleme fassen, die offen zu Tage treten. Die interessantesten Fälle von Mißverstehen sind aber die, in denen sich ein Mißverstehen nicht im Gesicht der Hörer zeigt, was insbesondere dann der Fall sein wird, wenn ein Hörer nicht erkennt, daß er nicht versteht.

Eine Optimierung der Strategie zur Aufdeckung von Mißverständnissen und sonstigen Verstehensproblemen bringen diese drei Entwicklungen:

- (1) Die Sprecher verbessern die Qualität ihrer Partnerbeobachtung. Sie reagieren nicht mehr auf nur "faustdicke" Symptome von Mißverstehen oder Nicht-Verstehen, sondern suchen regelrecht nach Anzeichen von Verstehensproblemen. Solche Anzeichen gibt es. Sie treten unwillkürlich auf, wo ein Hörer - und sei es nur für einen Moment - Verstehensprobleme hat: eine leichte Irritation im Blick, ein Stutzen, Stirnrunzeln, Hochziehen der Augenbrauen.

Kleinweltliche Sprecher können es im Entdecken solcher Symptome zu wahrer Meisterschaft bringen, und je besser ihre Leistungen bei der Partnerbeobachtung - dem "monitoring" - werden, desto leichter wird ihnen die Diagnose, desto leichter können sie die kritischen Punkte in ihrem Gesprächsbeitrag lokalisieren.

- (2) Um mutmaßlichen Verstehensproblemen auf die Spur zu kommen, die nicht offen zutage treten, müssen Kleinweltler ein Gespür dafür entwickeln, wo solche Probleme bei ihren Partnern liegen könnten. Die grundlegenden Fähigkeiten dazu müssen ihnen angeboren sein, dann können sie das Gespür durch Erfahrungen in kommunikativem Handeln entwickeln. Sie finden in der Praxis heraus, wo notorisch Schwierigkeiten bei Hörern allgemein, bei solchen Hörern und auch bei diesem Hörer insbesondere liegen.

Haben sie ein gewisses Gespür entwickelt, können sie einerseits die antizipierten Probleme durch besondere Sorgfalt in Formulierung und Artikulation vermindern, andererseits - und das ist bereits ein ziemlich raffiniertes Aufdeckungsverfahren - können sie ihre Hörer gezielt ins Gespräch einbeziehen. Sie können sie etwa an bzw. nach einer kritischen Angabe ans Wort bringen²⁶⁸, ihnen eine Stellungnahme abverlangen oder sie etwas fragen. Die Antwort oder Reaktion ihrer Partner gibt ihnen dann die Möglichkeit, deren Verständnis zu überprüfen. Ein solches Vorgehen scheint mir funktional und naheliegend genug, um anzunehmen, daß aufgeweckte Kleinweltler es entwickeln könnten.

- (3) Die dritte Entwicklung ist eine Sache der Hörer. Abgesehen von einer Verfeinerung ihrer Fragestrategien können die Hörer eine Strategie entwickeln, die man als hörerseitiges Pendant der beschriebenen Sprecherstrategien bezeichnen könnte. Wie Sprecher ein Gespür für Verstehensprobleme bei Hörern entwickeln können, können Hörer ein Gespür für Mißverständliches und für verborgenen Hintersinn entwickeln. Da jeder Sprecher u n d Hörer ist, geht beides eng zusammen. Wenn ein Hörer den Verdacht hat, er könnte etwas mißverstanden haben oder ihm könnte etwas entgangen sein, kann er sich bei nächster Gelegenheit - beim nächsten "possible completion point", um mit Sacks, Schlegloff und Jefferson zu sprechen²⁶⁹ - ans Wort bringen. Er muß dann nicht unbedingt etwas fragen. Eine Frage würde voraussetzen, daß er eine ungefähre Vorstellung davon hat, wo ein Problem liegen könnte. Wenn er keine solche Vorstellung hat, sei es, daß er dazu außerstande ist, sei es, daß er sich einfach nicht der nötigen Mühe unterzieht, kann er durch einen Kommentar sein Verständnis zeigen und den Sprecher dadurch in die Lage versetzen, eventuelle Mißverständnisse zu entdecken.²⁷⁰

Ist ein Verstehensproblem erkannt, muß noch nicht klar sein, worin genau es besteht. Bei der Bestimmung des Problems können - und müssen manchmal sogar - Sprecher und Hörer zusammenarbeiten. Angenommen, der Hörer hat ganz allgemein Schwierigkeiten zu verstehen, was man ihm sagt und warum man das sagt. Er weiß selbst nicht, woran das liegt. Der Sprecher ist irritiert, weil er nicht sieht, was so schwer zu verstehen sein könnte an dem, was er vorgebracht hat. Wenn er den Hörer pauschal fragt, was er nicht verstanden hat, kommen sie nicht weiter. Abhilfe kann auf diese Weise kommen:

- (a) Der Sprecher kann seinen Gesprächsbeitrag solange immer wieder anders formulieren, bis der Hörer entweder versteht oder zumindest einiges versteht, wodurch das Problem eingekreist wird.

- (b) Der Sprecher kann Hintergrundinformationen zu einzelnen Punkten dessen geben, was er gesagt hat, oder - was mindestens ebenso oft hilfreich sein wird - Hintergrundinformationen, die verständlich machen, worauf er mit seiner Handlung hinauswill. Das kann den Hörer soweit bringen, jetzt zumindest gezielt Fragen stellen zu können.
- (c) Der Sprecher kann mehr oder weniger auf gut Glück alles durchfragen, was an seinem Gesprächsbeitrag erfragbar ist. Der Hörer hat jetzt nur noch die Fragen auszusuchen, die er gehabt haben könnte, wenn er soweit gekommen wäre.

Ein Problem ist noch, wie Kleinweltler das alles mit ihrer simplen Sprache zuwege bringen könnten. Aber das ist weniger gravierend, als man vermuten könnte. Die Kleinweltler müssen sich ja keine Rechenschaft davon geben können, was sie dabei tun. Ein kleinweltlicher Sprecher muß etwa nicht wissen, daß er seinen Beitrag paraphrasiert, um ihn paraphrasieren zu können. Die einzige Schwierigkeit ist hier, daß die Sprache reich genug sein muß, um zumindest ungefähre Paraphrasen zu ermöglichen. Hier sind den Kleinweltern gewisse Grenzen gesetzt.

Auf den Gedanken, Hintergrundinformationen zu geben, sind die Kleinweltler schon früher gekommen. Sie müssen hier nur ein lang praktiziertes Vorgehen extensiv anwenden. Eine besondere Strategie brauchen sie dabei nicht. Sofern sie keine Vermutung haben, was gebraucht werden könnte, verfahren sie nach trial and error. Ähnliches gilt im Fall von (c), wobei ich nicht davon ausgehe, daß hier geeignete Fragestrategien von Anfang an vorauszusetzen sind. Ich nehme vielmehr an, daß sie sich zum Teil auch aus diesem Anlaß entwickeln.

Ist das Problem lokalisiert - was natürlich nicht immer gelingen muß -, kommt es zu dem entscheidenden Problem, wie Mißverständliches auszuräumen bzw. das Nicht-Verstandene zu erklären ist. Leichtere Fälle haben sich bereits im Zug der Lokalisierung des Problems erledigt. Schwierige Fälle sind so zu lösen, wie im Zusammenhang mit (b) beschrieben. Dabei kann es prinzipiell erforderlich werden, daß ein Sprecher bis "Adam und Eva" zurückgeht,

d.h. daß er sehr weit ausholt. Da er nicht gleich erkennen muß, wie weit er zurückgehen muß, sondern pragmatisch immer gerade so weit ausholen kann, wie er glaubt ausholen zu müssen, gibt es keinen Grund anzunehmen, daß die Kleinweltler hier vor unüberwindlichen Schwierigkeiten stehen. Im übrigen ist zu erwarten, daß die Mißverständnisse und sonstigen Verstehensprobleme in der "Kleinen Welt" selten so tiefgreifend sind. Dafür sorgt die Homogenität und Einfachheit dieser Welt.

Punkt (xvi): Es ist - zugegebenermaßen - etwas optimistisch, davon zu sprechen, daß Kleinweltler Begründungs- und Beweisstrategien entwickeln. Bei solchen Strategien denkt man an raffinierte rhetorische Figuren und logisches Kalkulieren, und, was Kleinweltler in diesen Dingen zustandebringen ist doch noch sehr bescheiden. Wenn ich das wenige, was sie an Begründungen und Beweisen leisten können, bereits als Entwicklung von Begründungs- und Beweisstrategien betrachte, dann meint das mehr die Perspektive als den Stand der Dinge.

Voll entwickelt sind bei den Kleinweltlern die Probleme, die Anlaß zur Entwicklung solcher Strategien geben: Kleinweltler suchen aufeinander Einfluß zu nehmen. Sie wollen etwa andere dazu bringen, dies oder jenes zu tun oder zu lassen. Da ihr Wunsch den andern nicht Befehl sein muß, müssen sie sich oft etwas einfallen lassen, um doch noch zum Ziel zu kommen. Was sie sich einfallen lassen können, hängt nicht zuletzt davon ab, welchen Einwänden sie begegnet sind und welche Mittel sie haben, sich dagegen durchzusetzen. Begründungs- und Beweisstrategien gehören hierher als Möglichkeiten, bestimmten Einwänden unter bestimmten Bedingungen entgegenzutreten.

Begründungs- und Beweisstrategien sind persuasive Strategien besonderer Art. Beide - und das ist der Grund dafür, daß ich sie gemeinsam abhandle - sind darauf aus, Bedenken oder Einwände dadurch zu entkräften, daß sie ihnen die Grundlage entziehen. Entgegen einer bei uns weitverbreiteten Meinung - Kleinweltler haben in solchen Dingen keine Meinung - hängt der Erfolg von Begründungen und Beweisen davon ab, ob es gelingt, jene, die Bedenken oder Einwände haben, davon zu überzeugen, daß ihre Be-

denken grundlos, ihre Einwände haltlos sind. Das bedeutet: Die Partner müssen gewonnen werden, und das macht Begründungen und Beweise jenseits aller Logik und sog. vernünftiger Zweifel zu persuasiven Strategien.²⁷¹

Zu Begründungsversuchen kommt es, wenn ein Kleinweltler nicht einsehen will, daß er dies oder jenes tun sollte. Da ich davon ausgehe, daß Kleinweltler in solchen Fällen eher dazu neigen, Ansprüche mit brachialer Gewalt durchzusetzen, nehme ich an, daß sie gute Gründe haben, friedlich vorzugehen, wenn sie sich darauf einlassen, etwas zu begründen. Solche guten Gründe sind etwa, daß sie zu schwach sind, um sich im Kampf durchzusetzen, oder daß sie die freiwillige Kooperation der anderen in dieser oder jener Angelegenheit brauchen.

Um eine ungefähre Vorstellung davon zu entwickeln, wie Kleinweltler in die Lage kommen können, so etwas wie eine Begründung geben zu müssen, und wie sie sich dabei aus der Affaire ziehen können, ein Beispiel aus dem Alltag der "Kleinen Welt":

Pick ist aufgefallen, daß sich neuerdings bei den Feigenbäumen häufig Affen herumtreiben. Erst waren es nur zwei, drei, jetzt kommen sie in Scharen. Pick ist kein Rassist. Er hat an sich nichts gegen Affen, aber er mag Feigen über alles und beobachtet mit wachsender Sorge, wie die Affen sich darüber hermachen. Er will sie verjagen, aber er kommt nicht gegen sie an. Mit Karo, Kross, Tick und Tack müßte er²⁷² es schaffen. Soviele Kleinweltler müßten den Affen Angst einjagen.

Pick sucht die andern, ruft sie zusammen und schlägt ihnen vor, die Affen zu verjagen. Die andern sind nicht begeistert. Affen können recht unangenehm werden. Sie zu erbeuten lohnt sich nicht, und ein Kampf mit Affen bringt wenig Prestige. Wie kann Pick die Gefährten für eine gemeinsame Aktion gewinnen? Er kann sie nicht dazu zwingen. Er hat ihnen nichts anzubieten, was sie "überreden" könnte, d.h. er kann keine Seitenzahlungen anbieten. Aber er kann ihnen einen Grund geben, aus eigenem Antrieb mitzumachen.

Das Verfahren dazu ist nicht neu. Es wurde bereits im Zusammenhang mit den allgemeinen Beeinflussungsstrategien entwickelt: Er gibt ihnen eine Information, die sie selbst zum Handeln veranlassen kann. Neu ist hier nur, daß er die Information erst gibt, nachdem er mit seinem Vorschlag nicht durchgekommen ist. Eine geeignete Information findet Pick, ohne lang zu suchen. Seine Gefährten sind ebenso scharf auf Feigen wie er, ebenso wenig erbaut davon, daß Affen ihnen die Feigen wegfressen. Sie wissen nur noch nicht, daß genau das geschieht. Pick weiß es, und es ist ihm zu einer regelrechten Obsession geworden. Er muß nur noch aussprechen, was ihm die ganze Zeit über schon auf der Zunge liegt: "Feigen | affen feigen fressen | alle feigen fressen."

Picks "Begründung" - eine echte Begründung ist das aus verschiedenen Gründen noch nicht - betrachte ich als charakteristisch für die Anfänge kleinweltlichen Begründens: Was er vorbringt, ist mehr oder weniger *s e i n* Grund, und nur wegen einer - nicht ganz zufälligen - Koinzidenz ihrer Interessen auch ein Grund für seine Gefährten. Das bedeutet: Er muß noch nicht soweit sein zu durchschauen, daß er ihnen etwas als Begründung geben muß, was *s i e* als akzeptablen Grund betrachten. Er muß auch keine langen Überlegungen anstellen, um einen Grund zu finden. Der Grund drängt sich geradezu auf. Vor allem aber bringt Pick diesen Grund strenggenommen gar nicht als Grund vor. Er schlägt lediglich eine alternative Beeinflussungsstrategie ein: Klappt es so nicht, dann vielleicht so.

Was ursprünglich ein Strategiewechsel ist, entwickelt sich unter dem Eindruck der Reaktionen der Partner vollends zur Begründungsstrategie: Zum einen lehren Erfolg und Mißerfolg die Kleinweltler, solche Informationen zu geben, die Aussicht haben, die gewünschte Wirkung zu zeitigen. Zum andern etabliert sich der spezielle Strategiewechsel, wodurch sich eine relativ feste Erwartung ausbildet, daß auf einen nicht spontan akzeptierten Vorschlag eine Handlung folgt, die dazu dienen soll, den Vorschlag zu stützen.

Offen bleibt, ob Kleinweltler eine Vorstellung von Kausalität haben. Einen Begriff davon haben sie sicher nicht. Sie könnten aber im gegebenen Fall eine Ahnung davon haben, daß ein Zustand *x* nicht ganz schuldlos an einem Zustand *y* ist. Da es sich bei solchen Zuständen aber ausnahmslos um zeitlich eng aufeinanderfolgende Zustände handeln dürfte, ist nicht zu kären, ob sie - in behavioristischer Manier - einfach eine zeitliche Abfolge verzeichnen, die mehr oder weniger häufig zu beobachten ist, oder eine Idee davon haben, daß die Zustände ursächlich zusammenhängen. Ich neige dazu anzunehmen, daß sich die Idee eines ursächlichen Zusammenhangs erst später ausbilden wird.²⁷³

Die Wirksamkeit des Begründens hängt nicht davon ab, ob Kleinweltler eine Vorstellung von Kausalität haben oder nicht. Eher ist anzunehmen, daß sich die Vorstellung von Kausalität in der

Folge der Etablierung der Handlung des Begründens ausgebildet hat. Was ich - in einem Vorgriff auf eine spätere Begrifflichkeit - als Begründen bezeichnet habe, kann allein schon dadurch Bedeutung gewinnen, daß dabei auf Zusammenhänge abgehoben wird, die für die Hörer plausibel sind: So kann das gehen. Erst das, dann das. So kennt man das.

Bleibt noch eine letzte Bemerkung zum kleinweltlichen Begründen zu machen: Es ist nicht nur nicht besonders raffiniert, sondern auch nicht eindeutig ein Begründen, im Unterschied etwa zum Angeben von Zwecken. Kleinweltliches Begründen ist beides: Angabe von Gründen und Angabe von Zwecken. Man kann geteilter Meinung sein, ob es richtig ist, beides gerade als Begründen zu bezeichnen. In jedem Fall scheint es mir angebracht, es hier als eine Handlung zu betrachten, weil, was später zu verschiedenen Handlungen werden kann, hier durch eine gemeinsame Funktion geeint ist: Sinn kleinweltlichen Begründens ist es, entweder Gründe anzugeben, die jemand für eine bestimmte Handlung hatte oder haben wird, oder anderen etwas als Entscheidungsgrund nahezulegen. In beiden Fällen kann ein Grund auch sein, daß durch eine bestimmte Handlung ein bestimmter Zweck erreicht werden kann oder soll.

Zu getrennten Handlungsmustern "begründen" und "Zweck angeben" kommt es, wenn die Hörer differenzierte Fragestellungen entwickelt haben, wenn sie einerseits nach Gründen, andererseits nach Zwecken oder nach dem Sinn fragen können. Puristen werden dies für eine wichtige Station in der Entwicklung einer Sprache halten, aber mir scheint es nicht von allzu großer Bedeutung zu sein: Unsere Sprache ist bestens darauf eingerichtet, Gründe und Zwecke auseinanderzuhalten, und doch haben viele ziemliche Schwierigkeiten, einen Zweck von einem Grund zu unterscheiden. Das dürfte nicht zuletzt daran liegen, daß es sehr verbreitet ist, Zwecke wie Gründe mit *warum* zu erfragen.²⁷⁴ Die oft monierte Verwechslung von Gründen und Zwecken hat aber m.W. außerhalb philosophischer Diskussionen nie zu ernsthaften Schwierigkeiten im Leben geführt.

Beweisen unterscheidet sich von Begründen - im weiten kleinweltlichen Sinn - durch die Problemstellung. In der Durchführung sind sich Begründen und Beweisen oft recht ähnlich. Eine Problemstellung, die zu Beweisversuchen führt, kann das folgende Beispiel zeigen:

Kleinweltler Lem ist daran gelegen, daß Kleinweltler Plem sich mit ihm gegen Klem zusammentut. Unglücklicherweise hat Plem an Klem einen Narren gefressen. Um zum Ziel zu kommen, versucht Lem Plems Bild von Klem so zu beeinflussen, daß Plem den Klem zu hassen beginnt. Zu diesem Zweck klärt er Plem über Klem auf. Er erzählt von Schandtaten Klems und davon, daß er beobachtet hat, wie Klem Plem betrogen hat. Plem, der von Klems Integrität überzeugt ist, begegnet Lem mit äußerster Skepsis. Er widerspricht Lem offen. Wenn Lem jetzt nicht sein Vorhaben aufgeben will, Plem zu gewinnen, muß er Plems Widerspruch ausräumen.

Wie im Fall des Begründens ist auch hier nicht anzunehmen, daß Kleinweltler bereits eine Vorstellung davon entwickeln, was Beweise sind. Sie müssen zunächst einmal nur etwas unternehmen, um ad hoc ein Problem auszuräumen. Dazu ist ihnen prinzipiell jedes Mittel recht, das in dem speziellen Fall Erfolg verspricht. Das bedeutet: Ein Beweis ist hier alles, was Glauben schafft.²⁷⁵

Was zu "beweisen" ist²⁷⁶, ist durch den Widerspruch oder Zweifel des andern klar. Zumindest nehme ich das der Einfachheit halber an, obwohl es natürlich immer möglich ist, daß es zu Mißverständnissen kommt. Nicht so klar ist, wie die Kleinweltler darauf kommen sollen, in dieser Situation zu versuchen, ihre Partner doch noch dazu zu bringen, gerade das zu akzeptieren, was sie eben erfolglos behauptet haben.²⁷⁷ So vorzugehen ist keineswegs einfach das Nächstliegende. Ebensogut, und womöglich sogar einfacher, ist für Kleinweltler, die erfolglose Behauptung kommentarlos stehen zu lassen und sich mit einer neuen Feststellung zu versuchen, die logisch gesehen von der vorangegangenen Feststellung unabhängig sein kann.

Stillschweigend zu einer ganz anderen Feststellung überzugehen ist sicher unter strategischen Gesichtspunkten betrachtet wesentlich einfacher als zu versuchen, einen Beweis für eine angezweifelte oder gar zurückgewiesene Behauptung aufzustellen. Ich nehme deshalb an, daß dies die ursprüngliche Strategie der

Kleinweltler in diesen Fragen ist.²⁷⁸ Und es bleibt ihre Strategie, soweit sie nicht von verschiedenen Faktoren dazu gebracht werden, anders vorgehen zu wollen oder zu müssen. Solche Faktoren sind etwa:

- (1) Der Opponent will die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Die Feststellung, der er widersprochen hat, hatte vielleicht beleidigenden Charakter, und diese Beleidigung muß entweder zurückgenommen werden, oder es muß gezeigt werden, daß sie zu Recht vorgebracht wurde. Da es für einen Kleinweltler mehr als nur peinlich ist, etwas - womöglich noch vor Zeugen - zurücknehmen zu müssen, wird er das, wenn irgend möglich, zu vermeiden suchen. Dabei bleibt ihm dann außer Gewaltanwendung nur noch Verteidigung seiner Behauptung.²⁷⁹
- (2) Der Protagonist hat keine andere Wahl. Was er behauptet hat, ist das einzige, was er in dieser Sache überhaupt oder glaubhaft vorbringen kann. Er muß notgedrungen bei der Behauptung bleiben, wenn er seinen Beeinflussungsversuch nicht ganz aufgeben will. In diesem Fall wird er geradezu dazu gebracht, etwas vorzubringen, das seine vorhergehende Behauptung stützen soll.
- (3) Es kann auch eine Frage des Temperaments sein, wie ein Kleinweltler sich zu einem Widerspruch stellt. Er kann das "persönlich nehmen", sich durch den Widerspruch dazu gereizt fühlen, nun gerade erst recht genau dies zu halten.
- (4) In manchen Fällen kann ein Beweis so naheliegen, daß ein Kleinweltler weniger Mühe und Phantasie braucht, die angefangene Sache zu Ende zu führen, als es auf andere Weise zu versuchen. Ein simples Beispiel: Einer sieht etwas, was sein Hörer nicht sehen kann. Er informiert ihn, aber der Hörer glaubt ihm nicht. Was liegt hier näher, als den andern bei der Hand zu nehmen und ihm zu zeigen, was ihn überzeugen wird?

- (5) Nicht zuletzt kann damit, daß man einen Widerspruch hin-
nimmt oder sich verteidigt, auch Prestigegewinn bzw. -ver-
lust verbunden sein. Das ist bei uns so, und es gibt m.E.
keinen Grund, warum es bei Kleinweltlern anders sein soll-
te. Wir haben gerade in diesen Dingen keine Gründe, die
nicht schon unsere Urahnen gehabt haben könnten. Prestige-
gewinn oder Prestigeverlust bei argumentativem Handeln
scheinen mir eher ein archaischer Zug in diesem Spiel zu
sein.

In Anbetracht dieser Faktoren kann man davon ausgehen, daß die
Kleinweltler tatsächlich so etwas wie Beweisstrategien entwik-
keln. Offen ist noch, wie sie das bewerkstelligen und wie weit
sie es dabei bringen. Um die Kleinweltler nicht zu überfordern,
nehme ich an, daß ihre ersten "Beweisführungen" Form und Cha-
rakter einer demonstratio ad oculos haben: Je nachdem, was zu
beweisen ist, führen sie entweder auf der Stelle etwas vor, das
zeigen soll, daß sie mit ihrer Behauptung richtig lagen, oder
sie führen die Uneinsichtigen an einen Ort, von dem sie - im
Sinne des Wortes - einsehen können, was sie nicht glauben woll-
ten.²⁸⁰ Dabei kann sich, was zu beweisen ist, in vollem Umfang
erweisen, aber auch mittelbar über eindeutige Spuren - wobei
Spuren fast wörtlich verstanden werden kann. Mit anderen Worten:
Die Kleinweltler führen von Anfang an auch Indizienbeweise.

Es versteht sich, daß die Indizienbeweise der Kleinweltler nur
auflesen, was am Wege liegt, nur unübersehbare Spuren berück-
sichtigen. Sie stellen keinerlei Recherchen an und entwickeln
keine Kettenschlüsse. Aber sie haben einen Anfang gemacht in der
Entwicklung eines Beweisverfahrens, dessen innere Logik fast un-
ausweichlich zu immer raffinierteren Beweisen führt. Die deutli-
chen Spuren, mit denen sie ihre ersten Indizienbeweise führen,
sind noch so beschaffen, daß sie kommentarlos verstanden werden,
weil jeder Kleinweltler weiß, was damit angezeigt ist. Je raffi-
nierter die Beweise werden, je gesuchter die Indizien, desto
wichtiger wird eine Kommentierung und Interpretation. Dabei ist
unausweichlich, daß die logischen Beziehungen zwischen Spur und
dem, was sie mutmaßlich hinterlassen hat, "zur Sprache ge-
bracht" werden.

Der pragmatische Modus der kleinweltlichen Kommunikation kennt keinen Ausdruck für logische Beziehungen. Entsprechende Konjunktionen - wie auch das begründende *weil* - entwickeln sich erst im Zug der Syntaktifizierungen der "Großen Welt". Das bedeutet aber nicht, daß Kleinweltler außerstand wären, die Spuren sprachlich zu interpretieren, mit denen sie Beweise führen wollen: Unter geeigneten Bedingungen genügen einfache Aneinanderreihungen von Feststellungen, um die erforderliche Interpretation zu formulieren. Dabei bleibt zwar der genaue Charakter der Beziehung ungenannt, aber das erübrigt sich auch, wenn die Hörer sich ohne weiteres selbst einen Vers darauf machen können, wie die Dinge zusammenhängen.²⁸¹

Außer einfachen Indizienbeweisen entwickeln die Kleinweltler auch noch Anfangsgründe von weiteren Beweisstrategien: Sie berufen sich, wo das möglich und naheliegend ist, auf bereits anerkannte Feststellungen generischer Art, d.h. sie kennen bereits eine Art *topoi*.²⁸² Und sie berufen sich auf das Zeugnis anderer Kleinweltler. Berufung auf einen *topos* hat dabei den Charakter einer Erinnerung: Dem Hörer, der etwas nicht einsehen will, wird eine mutmaßlich anerkannte Tatsache in Erinnerung gebracht, in deren Licht er - wie man meint - einsehen müßte, daß die strittige Behauptung zutreffend war. Die Berufung auf Zeugen - Augenzeugen oder nicht, das ist hier nicht von Belang - dient der Stärkung der Glaubwürdigkeit. Dabei ist von besonderer Bedeutung, wie die Hörer zu dem Zeugen stehen, der ins Spiel gebracht wird.

Da ich bisher mit keinem Wort davon gesprochen hatte, daß die Kleinweltler auch generische Feststellungen machen, ist noch zu erklären, woher solche Feststellungen auf einmal kommen sollen. Ich nehme an, daß sie - gewissermaßen aus gegebenem Anlaß - im Zusammenhang mit Beweisführungen erstmals formuliert werden. Was sie besagen, ist den Kleinweltlern so neu nicht, denn, soweit sie tatsächlich *topoi* sind, artikulieren sie genau das praktische Wissen der Kleinweltler. Die Formulierung generischer Feststellungen unterscheidet sich dabei in nichts von den gewohnten Feststellungen, die einmalige Ereignisse meinen. Ihr generischer

Charakter ergibt sich durch die Funktion, die ihnen im Gesprächszusammenhang - hier in der Beweisführung - zugewiesen wird.

Man wird fragen, wie ein Kleinweltler darauf kommen kann, einer Feststellung diese neuartige Funktion zuzuweisen. Letztlich läßt sich das nur durch Hinweis auf die Problemlösungskompetenz von Kleinweltlern beantworten. Die Frage kann deshalb hier nur als Zweifel daran verstanden werden, daß die Problemlösungskompetenz der Kleinweltler solche Sprünge zuläßt. Auch in dieser modifizierten Form kann ich diese Frage nicht beantworten, und ich denke, niemand kann das.²⁸³ Ich halte es aber für möglich und wahrscheinlich, daß der Sprung, den man hier glaubt ansetzen zu müssen, nicht so groß sein muß, wie das scheinen mag. Die Kleinweltler können zu generischen Feststellungen auf dem Weg über exemplarische Anspielungen auf bestimmte Ereignisse und über hypothetische Feststellungen gelangen, wie sie oben beschrieben wurden. Dadurch wird der Übergang vom Einmaligen zum Generischen einigermaßen kleinschrittig.

Noch eine Bemerkung zur Berufung auf Zeugen: Kleinweltler brauchen diese Möglichkeit des Beweisens nicht eigens zu erfinden. Sie ergibt sich fast von selbst. Wenn man davon ausgeht, daß Beweise bei Kleinweltlern selten in strikt dialogischer Kommunikation geführt werden, ist es naheliegend anzunehmen, daß sich in eine Auseinandersetzung über eine Feststellung Dritte einmischen, die dann und wann bestätigen, was der Protagonist vorgebracht hat, indem sie dasselbe feststellen. Solche Bestätigung kann - besonders, wenn sie von befreundeter Seite kommt - einen Kleinweltler so beeindrucken, daß er seinen Zweifel oder Widerspruch aufgibt. Die Kleinweltler sind aufgeweckt genug zu bemerken, welche Vorteile ihnen das bringt. Sie suchen sie bald auch dann zu nutzen, wenn sie sich nicht von selbst einstellen: Wo ein Zeuge sich nicht von selbst meldet, bringen sie ihn von sich aus ins Spiel.

Punkt (xvii): Planung scheint ein großer Wert für die bescheidenen Ansätze zu einem nicht mehr nur spontanen Handeln bei den Kleinweltlern. Bei *Planung* denken wir an Planungsausschüsse,

Planfeststellungsverfahren, Bebauungspläne, auch an Planwirtschaft, kurz an Veranstaltungen, die einen gehörigen technischen und bürokratischen Aufwand erfordern. Von dergleichen kann in der "Kleinen Welt" nicht die Rede sein. Die Planungen der Kleinweltler erreichen noch nicht einmal das Niveau der Überlegungen, die wir beim Erwachen über den vor uns liegenden Tag anstellen. Aber die Kleinweltler machen einen Anfang, und dabei zeigt sich schon vieles, was für das Planen einmal charakteristisch wird.

In den Ansätzen der Kleinweltler zu geplantem Handeln manifestieren sich die Veränderungen, die sich durch die Entwicklungen auf dem Gebiet der Kommunikation im Verhältnis der Kleinweltler zu den Dingen ihres Lebens ergeben haben. Die Kleinweltler sind nicht nur in der Lage, sich in der Welt zu verständigen. Um sich so verständigen zu können, mußten sie sich auch auf eine Welt - ihre Welt - verständigen. Und das ist nicht spurlos an ihnen vorübergegangen: In ihrer gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeit ist ihre Spontanität gebrochen durch das Wissen, das sie von den Zuständen in ihrer Welt haben. Das ältere praktische Wissen - Shwayders "practical knowledge"²⁸⁴ - ist damit nicht mehr allein. Hinzu tritt zunehmend eine Reflexion auf das, was einen in der Welt erwartet, was sich ereignet hat. Mit dieser Reflexion schaffen die Kleinweltler die Voraussetzungen dafür, durch geplante Handlungen in den Gang der Dinge einzugreifen.²⁸⁵

Geplantes Handeln ist ein Handeln, das mit Bedacht dazu ausersehen wird, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Das bedeutet: Planung setzt Reflexion voraus, und da Reflexion ihrerseits Zeit voraussetzt, kommen für geplantes Handeln nur Ziele in Frage, die man in Ruhe ins Auge fassen kann, mit denen man sich eine Zeitlang tragen kann. Probleme, die blitzschnelles, automatisches Handeln erforderlich machen, bleiben auch weiterhin eine Domäne spontaner Handlungen.

Reichweite und Qualität von Planungen sind abhängig von der Reichweite und Qualität der Reflexion und der Kreativität beim Finden von Lösungen für die Probleme, die durch die Reflexion

zutage gefördert werden. Ich nehme an, daß Kleinweltler so kreativ sind, wie Menschen sein können, aber da ihre Reflexion noch in den Anfängen ist, werden sie beim Planen keine großen Sprünge machen. Immerhin beginnen sie damit, sich Handlungen zur Lösung bestimmter Probleme **a u s z u d e n k e n**. Sie haben jetzt soviel Muße, sich mit Gedanken zu tragen, die ihnen zu ihrer Praxis kommen, und sie brüten sie - als einzelne und in Gemeinschaft - regelrecht aus. Das Ergebnis dieses Brütens ist dann ein einfacher - und nicht unbedingt genialer - Plan: ein paar Züge vorausgedacht.

Gegenstand kleinweltlicher Planungen sind ihre alltäglichen Probleme: eine Jagd, ein Gelände erkunden, ohne sich in zu große Gefahr zu begeben, Feinde vertreiben, Konkurrenten austricksen, Mitmacher gewinnen u.dgl., notorische Probleme, die sie immer wieder beschäftigen. Die Pläne haben Zeit zu reifen. Die Probleme lösen sie auch ohne Plan, aber die Lösungen sind oft mehr schlecht als recht, und das hält die Kleinweltler an, sich gewissermaßen über den Tag hinaus mit den Problemen zu befassen.

In ihrer frühesten Form sind die Planungen der Kleinweltler noch punktuell: Eine bestimmte Handlung etwa, mit der es bei der Jagd immer wieder Schwierigkeiten gibt, kann von einem Kleinweltler als problematisch erkannt werden. Er sinniert hin und her, ohne sich unbedingt davon Rechenschaft zu geben, daß er eine Lösung für ein Problem sucht. Er spielt in Gedanken Alternativen durch. Die passenden Gedanken braucht er sich nicht erst zu machen. Sie stellen sich ganz von selbst ein. Die Sache geht ihm im Kopf herum, fast könnte man sagen: Er tut nichts dazu. Die Sache kommt zu einem - vorläufigen - Ende, wenn er glaubt, eine Lösung gefunden zu haben: So könnte es gehen.²⁸⁶ Bei nächster Gelegenheit sucht er entsprechend zu handeln. Wenn es ihm gelingt - was sich nicht von selbst versteht²⁸⁷ - tatsächlich so zu handeln, wie er sich vorgenommen hat, kann man mit einiger Berechtigung sagen, daß er nach Plan gehandelt hat.

Die weitere Entwicklung des Planens ist gekennzeichnet von höher gesteckten Zielen und längeren Wegen, die nicht mehr in einem

Zug zurückzulegen sind, sondern die Planung gleich ganzer Zugfolgen - spieltheoretisch gesehen: die bewußte Entwicklung einer Strategie - erforderlich machen. Die nötige Ausweitung der Reflexion ergibt sich dabei fast von selbst: Die Handlungen, an denen sich die Reflexion ursprünglich festmachte, sind oft eingebunden in umfassendere Zusammenhänge und nur in Verbindung mit Handlungen zu betrachten, die ihnen vorangehen, sie begleiten oder ihnen folgen. Darüber wird aus einer anfänglich punktuellen Betrachtung ganz organisch und unversehens die Betrachtung einer ganzen Handlungssequenz. Und entsprechend ist dann ein Plan für die ganze Sequenz zu ersinnen.

Ein Plan für eine Handlungssequenz muß kein Algorithmus sein, aber auch so sind die Verhältnisse oft kompliziert genug, um für Kleinweltler undurchschaubar zu sein. Aber das muß ihre Planungsversuche nicht entmutigen: Sie fassen, was sie fassen können, und nehmen, was über ihr Vermögen geht, als Schicksalsfügung, auf die sie sich ad hoc einstellen müssen, bei der sie sich von selbst überraschen lassen müssen.

Die Probleme, die Kleinweltler planerisch zu bewältigen haben, lassen sich allgemein charakterisieren, unabhängig davon, ob sie diese Probleme durchschauen:

- (1) Von Anfang an sind sie - als einzelne wie als Gemeinschaft - in ein Spiel gegen die Natur verwickelt. Ihre Planung zu diesem Spiel muß in Rechnung stellen, was die Natur - also insbesondere das Wetter, ihre Beutetiere, ihre Feinde - "tun" könnte, sofern sie dies oder jenes tun. Ob dieses Problem jemals lösbar ist, wissen weder sie noch wir. Unzweifelhaft können aber dabei wesentliche Fortschritte gemacht werden. Die Komplexität dieses Problems verhindert, daß es den Kleinweltlern auch nur annähernd gelingen kann, eine Gesamtplanung für ihr Spiel gegen die Natur zu entwickeln. Sie können allerdings lokale Strategien bewußt entwickeln, so etwa, wie man sich bei der Hasenjagd anstellen sollte oder könnte.

- (2) Kleinweltler stehen in manchen Dingen in einer Art totalem Krieg mit Artgenossen. Traditionell befassen sich die Kleinweltler mit diesem Krieg nur, wenn sie auf ihren Gegner treffen. Nachdem die Kleinweltler aber soweit sind, über Probleme brüten zu können, liegt es nahe anzunehmen, daß ein Kleinweltler, dessen letztes Treffen mit einem Gegner unbefriedigend verlaufen ist, nicht nur auf Rache sinnt, sondern auch darauf, wie er sich beim nächsten Treffen besser anstellen könnte.

Die Planung des nächsten Treffens beginnt mit der Analyse des letzten. Natürlich kann ein Kleinweltler ein solches Treffen nicht im einzelnen analysieren, aber bestimmte herausragende Umstände können ihm auffallen. So kann es etwa sein, daß ihn sein Gegner im ungünstigsten Moment erwischt hat oder mit einem Prügel bewaffnet war. Im Laufe der Zeit kann ein Kleinweltler einen Blick dafür entwickeln, welche Planungsaufgaben sich hier stellen: Er muß den Ort und den Zeitpunkt für ein neues Treffen planen, soweit das in seiner Macht steht. Er muß sich auf die mutmaßliche Vorgehensweise des Gegners einstellen, also insbesondere Sorge tragen, daß er eine geeignete Bewaffnung hat. Er muß alternative Entwicklungen einplanen, soweit er nicht entscheiden kann, wie sein Gegner ihm kommen wird.

Das alles ist einzeln schon schwierig genug für einen Kleinweltler, so daß kaum zu erwarten ist, daß er auch schon soweit kommt, die verschiedenen Aufgaben in ihren wechselseitigen Abhängigkeiten zu sehen, denn das ist die nächste Stufe der Planung. Zu dieser Stufe gehört auch, daß er seine eigenen Aktionen im Zusammenhang mit den Aktionen seines Partners plant und dabei in Rechnung stellt, daß die Aktionen seines Partners davon abhängig sein können, was er tut.

Solang die Kleinweltler in ihren Kämpfen spontan agieren, gibt es keine Probleme dieser Art, weil sie sich auf jede Aktion ihres Gegners ad hoc einstellen. Wir haben hier erstmals ein Problem, das sich dem Planen selbst verdankt:

Durch Planung wird auch das eigene Handeln für einen planenden Gegner berechenbarer. Wenn Pick beschließt, x zu tun, falls Karo y tut und Karo sich denken kann, daß Pick so etwas vorhat, dann wird er u.U. gerade nicht y tun, wenn Pick das erwartet. Um auf der Höhe des Geschehens mit seiner Planung zu bleiben, muß Pick auch das einbeziehen. Gelöst wird das Problem damit freilich nicht, weil Karo sich auch das wieder ausrechnen kann. Die beiden schaukeln sich damit in bekannter Weise gegenseitig hoch, wobei stets derjenige im Vorteil ist, der dem anderen um eine richtige Annahme voraus ist.

Einen regelrechten qualitativen Sprung erfordert der Übergang zur nächsten Stufe der Planung. Das Problem ist dabei nicht so sehr eine große Komplexität, sondern der Umstand, daß in größerem Rahmen gedacht und geplant werden muß: Stand bisher ein Interaktionskomplex im Zentrum der Planung, so ist es jetzt ein Komplex solcher Komplexe. Das eine kompetitive Spiel, mit dem die Planung oben befaßt war, ist nur ein Moment im Leben eines Kleinweltlers und hat darin einen mehr oder weniger hohen Stellenwert. Erfolg in diesem einen Spiel²⁸⁸ kann Mißerfolg oder geminderten Erfolg in anderen Spielen bedeuten, und sei es nur, weil der Spieler sich zu sehr darauf konzentriert hat und dabei anderes vernachlässigt hat. Das bedeutet: Wenn man die große Rechnung aufmacht, kann sich als Fehlplanung erweisen, was isoliert betrachtet ein idealer Plan war.

Diese große Rechnung aufzumachen gelingt den wenigsten von uns, und sie gelingt sicher nicht den Kleinweltlern. Was uns gelingt und in bescheidenem Maß auch Kleinweltlern gelingen kann, ist, wenigstens einiges im Leben zu verrechnen: den Kampf um einen Platz an der Sonne etwa mit den Folgen der Verärgerung der andern. Die Probleme, die sich hier ergeben, sind im Prinzip dieselben wie jene, die gleich unter (3) anzusprechen sein werden.

- (3) Die Konflikte zwischen Kleinweltlern sind meist begrenzt. Das gilt, wenn man auf das Ganze ihres Zusammenlebens

schaut, sogar für jene Konflikte, die auf den ersten Blick total zu sein scheinen: Sie sind in sich vielleicht total, aber dadurch begrenzt, daß dieselben Spieler auch noch in anderen Zusammenhängen aufeinander treffen und dort miteinander auskommen müssen.

Begrenzte Konflikte²⁸⁹ stellen planende Kleinweltler vor größte Probleme: Sie müssen hier zwei und mehr Ziele auf einmal im Auge behalten und haben dabei enorme Schwierigkeiten, ihre Partner auszurechnen, die zugleich Konkurrenten sind. Vergleichsweise einfach liegt der Fall noch, wenn sie wissen, was ihre Partner tun können und welche Vorlieben sie haben. Das wird in manchen Standardkonflikten so sein, ist aber sicher nicht die Regel, weil die Kleinweltler keine Spiele nach festen, eindeutigen Regeln spielen. Im allgemeinen können sie sich deshalb nur auf Erfahrungswerte aus dem Umgang mit den andern stützen.²⁹⁰

In einfachen begrenzten Konflikten kann es Kleinweltlern gelingen, sich einen Plan für ihre Aktionen zurechtzulegen, sofern sie Möglichkeit und Vorlieben des Partners bzw. der Partner kennen. Die Planaufgabe gleicht hier bis zu einem gewissen Grad der Aufgabe bei reinen Konflikten. Aber schon bei einfachen begrenzten Konflikten kann es dazu kommen, daß ein für alle Parteien optimaler Ausgang nur zu erreichen ist, wenn sie ihre Handlungen in bestimmter Weise koordinieren. Wenn ein Kleinweltler das erkennt - und dazu braucht er keine besondere Theorie, nur Lebenserfahrung -, dann ist der Punkt erreicht, wo sein individuelles Planen an Grenzen stößt, die nur dadurch überwunden werden können, daß er an den Partner herantritt und ihn an seinen Planungen soweit wie nötig beteiligt.²⁹¹

Das gemeinsame Planen bringt neue Schwierigkeiten, auf die ich unten noch zu sprechen kommen werde. Hier sei nur soviel festgestellt: Das gemeinsame Planen ist keineswegs ein rein kooperatives Handeln. Wenn die Beteiligten in einem begrenzten Konflikt miteinander stehen, wird das voll auf

das gemeinsame Planen durchschlagen. Das bedeutet, daß die individuellen Planungen nur partiell in einem gemeinsamen Planen aufgehen werden.

Die Schwierigkeiten für die Planer wachsen, wenn sie nicht oder nicht hinreichend darüber informiert sind, wie ihre Partner handeln können und welche Vorlieben sie haben. Ich glaube, daß hier die Grenzen der Möglichkeiten von Kleinweltern aber schon weit überschritten sind. Allenfalls werden sie noch einen Hauch von einer Ahnung entwickeln, wie sie hier planerisch weiterkommen könnten. Aber daß sie diese Probleme nicht planerisch in den Griff bekommen, besagt nicht, daß sie in dieser Sache keinerlei Planung versuchen können. Ohne Gesamtkonzept können sie doch lokale Planungen versuchen.

Planung ist - unabhängig von ihrer Qualität und ihrer Reichweite - ein Versuch, denkend der praktischen Probleme Herr zu werden, die man durch Denken in und jenseits der von praktischem Wissen bestimmten Routine des Alltags aufgefunden hat oder aufgefunden zu haben glaubt. Die Natur dieser Probleme bzw. die Natur der Konflikte, in denen sie auftreten, bringt es mit sich, daß man sie manchmal ganz auf eigene Faust, manchmal mit Hilfe von oder im Verein mit anderen zu lösen suchen kann, sollte oder muß.

Man könnte versuchen zu klären, was ursprünglich ist: das Planen auf eigene Faust oder das gemeinsame Planen. Ich denke, das ist nicht zu entscheiden, obwohl einiges dafür zu sprechen scheint, daß eigenständiges Planen simuliertes gemeinsames Planen ist, bei dem man auch den Part der andern übernimmt. Was dagegen spricht, dies als Beweis für den Primat gemeinsamen Planens zu werten, ist die Tatsache, daß gemeinsames Planen sich aus Handlungen konstituiert, die unabhängig davon bereits allgemein bekannt sein könnten. Immerhin kann man - auch auf die Gefahr hin, die Richtung der geschichtlichen Entwicklung zu verkehren - eigenständiges Planen als Sonderfall gemeinsamen Planens beschreiben. Und das ist Grund genug, sich für die Zwecke einer Konstruktion auf gemeinsames Planen zu konzentrieren.

Gemeinsames Planen ist in verschiedensten sozialen Formen möglich: Einer, der ein Problem hat, kann andere bitten, ihm bei der Lösung zu helfen. Hier sind die andern freundschaftliche Berater, deren Vorschläge zwar Gewicht, aber keine Verbindlichkeit haben. Dann kann es sein, daß alle an der Planung Beteiligten dasselbe Problem haben - ohne deshalb auch schon ein gemeinsames Problem haben zu müssen - und sich gemeinsam um eine optimale Lösung bemühen.²⁹² Besonders interessant ist der Fall, in dem alle Beteiligten ein gemeinsames Problem haben, das sie gemeinsam zur Lösung bringen müssen. Hier ist Planung nicht mehr nur Alternative zu spontanem Handeln, sondern Bedingung der Möglichkeit, eine gemeinsame Lösung zu finden.

Der letztgenannte Fall eignet sich m.E. gut für allgemeine Darstellung des Spiels "Gemeinsam Planen": Da alle, die an der Planung mitwirken, gleichermaßen Rücksicht nehmen wie berücksichtigt werden müssen, sind hier in gewissem Sinn ideale Bedingungen anzutreffen. Die übrigen Fälle - die genannten und solche, die man sich noch ausdenken könnte - unterscheiden sich von diesem "idealen" Fall nur hinsichtlich der Betroffenheit der Beteiligten und der Verbindlichkeit der verschiedenen Vorbringungen.

Die Geschichte des gemeinsamen Planens der Kleinweltler ist schnell erzählt:²⁹³ Voraus geht die Verständigung auf ein gemeinsames Ziel. Das ist schwierig genug und manchmal nicht zu erreichen. Ich gehe davon aus, daß Verständigung auf ein Ziel erreicht ist. Da die Beteiligten teilweise kontroverse Interessen haben können, kann zum Problem werden, wie das Ziel angegangen werden soll. Ich nehme an, daß kein solches Problem auftritt. Ich werde auf dieses Problem unter Punkt (xviii) - Verhandlungsstrategien - zurückkommen.

Selbst wenn man davon ausgeht, daß alle dasselbe Ziel haben und einfach die beste Lösung für alle anstreben, kann es noch zu Auseinandersetzungen über den Weg kommen. Bevor es dazu kommt, muß allerdings erst einmal etwas "auf dem Tisch" sein, über das gestritten werden kann. Ein Vorschlag - nicht unbedingt gleich für die ganze Planung, aber für ein Stück des Wegs - muß gemacht

werden. Das kann zum Problem werden, wenn gleich mehrere Vorschläge gemacht werden sollen. Ich nehme nicht an, daß die Kleinweltler für dieses Problem eigens eine Lösung ausarbeiten. Sie lösen es pragmatisch: Der Ranghöchste reißt das Wort an sich, oder aus einem allgemeinen Geschrei geht einer als "Sieger" hervor, der dann als erster seinen Vorschlag macht.

Bei schwierigen Fragen wird das Problem weniger die Reihenfolge der Beiträge sein, als daß überhaupt ein Vorschlag gemacht wird. Wer glaubt, etwas zu sagen zu haben, kommt dann auch zu Wort. Ist ein Vorschlag gemacht, haben die andern dann Stellung zu beziehen. Das ist ein Recht und eine Pflicht: Eine Pflicht, weil derjenige, der den Vorschlag macht, nicht bereit sein muß, allein die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß die Sache klappt; ein Recht, weil - so die Voraussetzung - keiner übergangen werden kann, da er sonst das Ganze sabotieren könnte.

Mögliche Stellungnahmen sind: 'erst einmal klären, wie der Vorschlag gemeint ist'; 'zustimmen'; 'ablehnen'; 'Zweifel äußern'; 'sich der Stimme enthalten'.²⁹⁴ Ist erst noch zu klären, was überhaupt vorgeschlagen wurde, hat die Planung noch nicht begonnen. Klärung ist möglich nach Maßgabe der Klärungsstrategien, die bereits entwickelt wurden. Bei Zustimmung kann - sofern sie allgemein ist - zum nächsten Problem übergegangen werden. Das ist keine arbiträre Konvention, sondern der direkte Sinn von Zustimmung. Ablehnung und Zweifel - die sich in der "Kleinen Welt" nur graduell unterscheiden - schaffen eine Situation, die so zu bewältigen ist: Entweder nimmt der erste seinen Vorschlag zurück, oder etwas muß begründet werden.

Nach in der Logiktheorie üblichen Spielregeln hat der Protagonist jetzt seinen Vorschlag zu begründen.²⁹⁵ Die Kleinweltler halten sich nicht an solche Regeln. Wer hier etwas begründen muß, steht nicht fest. Es hängt ab vom Rangverhältnis zwischen Protagonist und Antagonist, sowie davon, wer von beiden die meiste Zustimmung bei den einflußreichsten andern hat.

Gelingt es dem Protagonisten, seinen Vorschlag zu begründen, d.h. die Grundlage von Ablehnung oder Zweifel auszuräumen, gilt der Vorschlag als angenommen. Gelingt ihm das nicht, beginnt das

Spiel entweder von vorn, oder es "frißt" sich regelrecht fest in Begründungsversuchen. Schwieriger ist die Situation bei Begründungsversuchen des Antagonisten: Gelingt ihm eine Begründung, beginnt das Spiel im Fall von Ablehnung von vorn, bei einem schwächeren Zweifel ist der Protagonist jetzt aufgefordert, den Zweifel auszuräumen. Gelingt dem Antagonisten seine Begründung nicht, werden die andern weiter wollen, während er vielleicht auf seiner Position beharrt und das Weiterspielen blockiert. Da es keinerlei Tages- oder Verfahrensordnung gibt, wird dieses Problem dann nach alter Sitte mit Gewalt gelöst.²⁹⁶

Bleibt noch etwas zur Stimmenthaltung zu sagen: Stimmenthaltung ist nicht eindeutig als bestimmte Reaktion zu verstehen. Sie kann stillschweigendes Einverständnis zeigen, aber auch Zustimmung unter Vorbehalt oder Desinteresse. Wer sich der Stimme enthält, enthält sich eben der Stimme. Niemand kann oder darf daraus irgendwelche Schlüsse ziehen. Wer sich nicht zu einer Sache geäußert hat, muß natürlich gewärtigen, daß die Sache von anderen in ihrem Sinn weiterentwickelt wird. Aber solange sie keine vollendeten Tatsachen schaffen, hat er sich durch Enthaltung keine seiner Möglichkeiten verstellt. Er kann sich doch noch einmischen und wieder zur Diskussion stellen, was längst vom Tisch schien. Kein Gesetz, keine Sitte und kein Schiedsrichter ist da, der ihn daran hindern könnte.

Die "Gesetzlosigkeit" oder "Regellosigkeit", die sich für unsere Augen hier in kleinweltlichem Planen zeigt, geht noch weiter: Jeder Beteiligte kann gegen jedes erdenkliche logische Gesetz verstoßen.²⁹⁷ Er kann etwa das Gegenteil von dem behaupten, was er zuvor gesagt hatte, ohne irgendetwas zurückgenommen zu haben, oder er kann sonst Unverträgliches zu halten suchen. Niemand kann und wird ihn deshalb tadeln. Die Kleinweltler sind noch weit davon entfernt, eine Vorstellung von logischer Richtigkeit und Gültigkeit von Schlüssen zu haben. Aber das heißt nicht, daß einer, der - bedacht oder unbedacht - so vorgeht, mit diesem Vorgehen keine Schwierigkeiten bekommen kann. Er kann sich Widerspruch zuziehen von Kleinweltlern, die - ohne grundsätzliche logische Einsichten - zu der Auffassung kommen, daß, was er sagt,

so nicht zutrifft. Wenn er sich danach noch uneinsichtig zeigt, kann er sich auf handfesten Ärger gefaßt machen, und das ist dann vielleicht der Ursprung einer kleinweltlichen Logik.

Punkt (xviii): Verhandeln - in weitem Sinn verstanden²⁹⁸ - kann man fast als Summe des kommunikativen Handelns der Kleinweltler betrachten: Fast alles, was sie an kommunikativen Handlungen beherrschen, können sie hier zur Anwendung bringen. Verhandeln ist die herausragende Konsequenz des Wandels, den kommunikative Handlungen für die Art und Weise gebracht haben, wie Kleinweltler miteinander umgehen.

Wenn wir von Verhandlungen sprechen, denken wir an Veranstaltungen wie Vertragsverhandlungen, Abrüstungsverhandlungen, Friedensverhandlungen, Verhandlungen mit Entführern u.dgl. Und damit liegen wir auch im Hinblick auf die Verhandlungen von Kleinweltlern gar nicht so schlecht. Die Verhandlungen der Kleinweltler sind zwar bei weitem nicht so aufwendig und sicher auch bei weitem nicht so raffiniert, aber die Probleme, um die es in ihren Verhandlungen geht, sind von unseren Problemen gar nicht so verschieden.

Kleinweltler verhandeln über Fragen wie:

- (1) Verteilung der Beute
- (2) Aufteilung von Jagdrevieren
- (3) Rollenverteilung bei gemeinsamen Jagden
- (4) Kompensationsgeschäfte
- (5) Konditionen, unter denen sie sich an einer Unternehmung beteiligen
- (6) Festsetzung gemeinsamer Ziele
- (7) Abrüstung
- (8) Entspannung
- (9) Beistandsleistung
- (10) Sanktionen

Man muß sich von der Vorstellung lösen, die Kleinweltler müßten sich dabei davon Rechenschaft geben können, daß sie all das tun; dann fällt es sicher nicht mehr so schwer zu sehen, daß sie derart moderne Dinge tun können.

Was hier als (1) - (10) aufgeführt ist, stellt Kleinweltler natürlich vor verschieden große Schwierigkeiten. Das Verhandeln selbst muß dabei nicht wesentlich schwieriger werden. Die Probleme liegen darin, daß der Gegenstand der Verhandlung einigermaßen klar erkannt worden sein muß, bevor es zu Verhandlungen kommen kann. Ich nehme an, daß Kleinweltler erste Verhandlungen über die nächstgelegenen Fragen führen. Das dürften Beuteverteilung und Rollenverteilung bei der Jagd sein. Die weiteren Gegenstände erschließen sich ihnen nach und nach in dem Maß, in dem sie einen Blick für die jeweiligen Probleme entwickeln.

Zu Verhandlungen kann es - bei Kleinweltlern wie bei uns - überall dort kommen, wo zwei oder mehr Parteien in einem begrenzten Konflikt miteinander stehen.²⁹⁹ Daß es gerade begrenzte Konflikte sind, die Verhandlungen möglich und manchmal auch notwendig machen, ist kein Zufall: Reine Konflikte - totaler Krieg - lassen keinen Spielraum für Verhandlungen, und bei konfliktfreier Übereinstimmung hat niemand Interesse an Verhandlungen.

Verhandeln ist ein Versuch, Konflikte ohne offenen Schlagabtausch auszutragen.³⁰⁰ Der Verzicht auf Gewalt mag nobel aussehen, aber die Gründe, die ihn angeraten scheinen lassen, sind häufig ganz handfest: Den Streitenden ist klar, daß sie bei bedingungsloser Konfrontation mehr zu verlieren hätten als bei einem in Verhandlungen erreichten Kompromiß.³⁰¹

Den Ursprung des Verhandeln als Versuch, Konflikte auszutragen, macht das Verhandeln selbst zu einem Konflikt, bei dem die Parteien nach wie vor versuchen, Vorteile für sich zu erreichen. Entsprechend betrachte ich kleinweltliches Verhandeln keineswegs als idealen herrschaftsfreien Diskurs, in dem rationale Lösungen gesucht werden.³⁰² Die Kleinweltler treten in ihren Verhandlungen nicht aus ihren sozialen Positionen heraus. Sie verzichten auf nichts, was ihnen hilfreich erscheint, sofern sie nicht damit rechnen, dadurch eine mindestens ebenso schädigende Vergeltung auszulösen. Um einen ungefähren Eindruck davon zu bekommen, wie Kleinweltler verhandeln, kann man sie - als Räuber und Mörder, die sie nun einmal sind - durchaus mit professionellen Gangstern vergleichen, die keine Sentimentalitäten kennen.³⁰³

Verhandeln ist kein klar abgrenzbares kommunikatives Handeln, bei dem man sagen könnte: Hier hat es begonnen, hier war es abgeschlossen. Kleinweltler sind noch lang, nachdem sie ihre ersten Erfahrungen im Verhandeln hinter sich haben, nicht soweit, sich von ihrem einschlägigen Handeln als besonderem Handeln Rechenschaft zu geben, ganz zu schweigen davon, daß sie einen Begriff des Verhandelns entwickeln könnten. Verhandlungen wachsen in der "Kleinen Welt" übergangslos aus der üblichen Praxis heraus: Man nimmt sich nicht vor zu verhandeln. Man ist unversehens mitten im Verhandeln.

Um eine Vorstellung davon zu entwickeln, wie Kleinweltler verhandeln können und was ihnen das abverlangt, greife ich ein Beispiel wieder auf, das oben dazu gebraucht wurde, die Erarbeitung hypothetischen Redens zu beschreiben. Dieses Beispiel zeigte am Ende eine Gruppe von Kleinweltlern an der Schwelle zum Verhandeln: Ranghohe Kleinweltler - ich nenne sie Jagdfreunde - hatten versucht, einen im Rang niedrigeren Kleinweltler dazu zu bewegen, mit ihnen zu jagen. Sie wollten ihn, weil er ein guter Jäger war. Er - ich nenne ihn den Jäger - war nicht zum Mitmachen zu bewegen. Er kannte das Spiel und wußte, daß sie ihn bei der Beuteverteilung leer ausgehen lassen würden. Nach einigen Mühen gelang es ihm, ihnen deutlich zu machen, warum er sich entzog. Damit war der Punkt erreicht, an dem ich jetzt einsetzen möchte.

Die Jagdfreunde wissen jetzt Bescheid, daß sie ihn so ohne weiteres nicht gewinnen werden, und sie wissen auch in etwa warum. Wenn sie weiter daran interessiert sind, daß er mit ihnen zur Jagd geht, müssen sie sich etwas einfallen lassen. Sie müssen versuchen, ihn auf die eine oder andere Weise zu beeinflussen. Die Strategien, die sie dabei grundsätzlich zur Verfügung haben, werden oben unter Punkt (viii) angesprochen. Nach Lage der Dinge können sie den Jäger entweder durch Drohungen, oder durch eine Mischung aus beidem, oder durch Vorspiegelung falscher Tatsachen zu beeinflussen suchen. Letztere Möglichkeit lasse ich hier außer acht, weil sie nicht zu einem Verhandeln führt.

Was immer die Jagdfreunde zu unternehmen gedenken, die Initiative muß von ihnen ausgehen. Der Jäger hat ihnen nur Vorhaltungen gemacht, keine Forderungen gestellt. Er hat mithin keine Verhandlungen aufgenommen. Wenn sie sich jetzt entschließen, ihm Versprechungen zu machen oder ihn unter Druck zu setzen, und zu diesem Zweck von seinen Vorhaltungen ausgehen, gewinnen diese Vorhaltungen aber für sie den Status von Forderungen und erscheinen damit als der eigentliche Beginn der Verhandlungen.

Nehmen wir zunächst einmal an, sie wollten versuchen, ihn auf die sanfte Tour zu ködern, indem sie Versprechungen machen. Dieses Vorgehen hat eine Reihe von Vorteilen, aber es ist auch in verschiedener Hinsicht problematisch. Bevor sie ihm ein Angebot machen, müssen sie intern verschiedene Dinge klären, wenn sie keine Verschlechterung ihrer Position riskieren wollen. Man könnte hier einwenden, daß das etwas viel von ihnen verlangt, daß sie bestenfalls überhaupt zu einer Versprechung in der Lage sind. Aber dagegen spricht, daß sie mehrere sind: Weil sie mehrere sind, ergibt es sich ganz von selbst, daß sie sich beraten, daß sie gemeinsam ein Vorgehen planen.

Folgendes ist zu berücksichtigen: Wollen sie den Jäger für eine einzige Jagd gewinnen oder für viele Jagden? Und wieviel ist ihnen die Beteiligung des Jägers wert? Wenn sie den Jäger nur für eine einzige Jagd brauchen, können sie ihm das Blaue vom Himmel versprechen, weil sie sich leisten können, das Versprechen nicht einzuhalten. Aber gerade, daß sie so großzügig sein können, spricht dagegen, daß sie es sein sollten: Wenn sie zuviel versprechen, wächst die Gefahr, daß der Jäger den Trick durchschaut.

Überhaupt ist es besonders schwierig, im Zusammenhang mit einmaligen Unternehmungen Versprechungen zu machen, die einem abgenommen werden. Selbst primitive Kleinweltler sind nicht so ohne Harm, daß sie nicht auf den Gedanken kämen, Versprechen auch einmal nicht einzuhalten oder Versprechen für unaufrichtig zu halten. Wo mehrere Parteien eines Spiels gespielt werden, gewinnen Versprechen dadurch eine gewisse Glaubwürdigkeit, daß man sich für ein nicht eingehaltenes Versprechen bei der nächsten

Runde revanchieren kann.³⁰⁴ Wird nur eine Partie gespielt, müssen Sicherheiten gestellt werden, wenn man jemand davon überzeugen will, daß man das Versprechen ernst meint. So ist das bei uns, und darauf dürften auch bald schon die Kleinweltler kommen.

Sicherheiten bieten ist ein ebenso großes wie notorisches Problem im gesamten Bereich des Verhandelns. Da Verhandlungen eine Form sind, Konflikte - und das sind immer Interessenkonflikte - auszutragen, ergeben sich dabei immer wieder Probleme mit der Ernsthaftigkeit bzw. Glaubwürdigkeit dessen, was vorgebracht wird: bei Versprechungen ebenso wie bei Drohungen. Und hat sich dieses Problem erst einmal ergeben, hängt das weitere Schicksal der Verhandlungen daran, daß es gelöst wird.

Um nicht annehmen zu müssen, daß die Verhandlungen zwischen den Jagdfreunden und dem Jäger scheitern, bevor sie überhaupt in Gang gekommen sind, gehe ich davon aus, daß es den Jagdfreunden möglich ist, Sicherheiten zu stellen, wenn sie dem Jäger etwas für seine Beteiligung an der Jagd versprechen. Sie könnten z.B. etwas bei Freunden des Jägers hinterlegen, dessen Verlust über das hinausgehen würde, was sie durch den Betrug an dem Jäger profitieren könnten.³⁰⁵ Daß sie ihn auch dabei noch betrügen könnten und daß eventuell auch er sie betrügen könnte, werden sie sicher bald herausfinden, aber für den Anfang könnte das eine Lösung sein.

Bevor es dazu kommt, daß die Jagdfreunde Sicherheiten stellen müssen, haben sie noch ein anderes Problem: Wenn sie versprechen, was sie aller Wahrscheinlichkeit nach halten müssen, wird das den Gewinn schmälern, den sie sich von einer Beteiligung des Jägers versprechen. Unter Umständen scheint ihnen die ganze Angelegenheit dann schon gar nicht mehr interessant. Um des Beispiels willen nehme ich an, daß sie sich dazu durchringen können, dem Jäger etwas zu versprechen, und auch davon ausgehen, das Versprechen halten zu müssen. Sie wollen ihn unbedingt "unter Vertrag" bekommen.

Das Versprechen der Jagdfreunde ist für den Jäger erst einmal ein Angebot. Man braucht Kleinweltlern kein besonderes tarifpolitisches Geschick zu unterstellen, um davon ausgehen zu können,

daß die Jagdfreunde das Angebot nicht gleich so groß machen werden, wie sie es machen könnten, ohne daß die Sache für sie unrentabel wird. Umgekehrt wird der Jäger das Angebot nicht unbedingt gleich auf Anhieb annehmen. Schon die Tatsache, daß die Jagdfreunde ihm ein Angebot machen - in der Skatsprache würde man sagen: daß sie auf die Dörfer gehen -, kann für ihn ein Hinweis darauf sein, daß mehr zu holen sein könnte.

Bevor ich darauf eingehe, wie der Jäger sich zu dem Angebot verhalten kann, noch eine Bemerkung zu dem Angebot selbst: Die Jagdfreunde können grundsätzlich zweierlei anbieten: Teilhabe am Ertrag der Jagd oder eine Art von Bezahlung bzw. Entlohnung, etwa Schonung für seine Freunde in Auseinandersetzungen oder Schutz vor Feinden oder ein wie auch immer geartetes Prestigeobjekt. Um aber nicht auch noch die sozialen Konflikte berücksichtigen zu müssen, die sich hier in nuce abzeichnen, gehe ich davon aus, daß sie ihm einen Anteil an der Beute bzw. einen Vorsprung bei ihrer Verteilung zusichern.

Der Jäger kann das Angebot annehmen - was die Angelegenheit schnell zu Ende brächte - oder ablehnen. Im Fall einer Ablehnung könnte er entweder abwarten, daß sie ihm ein besseres Angebot machen, oder selbst Forderungen stellen. Das ist rein technisch kein Problem. Die Mittel dazu sind vorhanden. Es dürfte ihm auch keine Schwierigkeiten bereiten herauszufinden, was er will. Schwierig wird erst die Bestimmung der Höhe der Forderung, aber das ist ein Problem, das nicht direkt mit kommunikativem Handeln und Sprache zu tun hat.

Wenn der Jäger etwas fordert, wird er mehr fordern, als angeboten wurde, und damit ergibt sich das Problem, ob und wie die beiden Parteien zueinander finden können. Wenn jeder auf seiner Position beharrt, sind sie nicht weiter als zuvor. Es gibt aber eine Reihe von Mitteln und Wegen, Bewegung in die Verhandlungen zu bringen. Wenn die Beteiligten nach wie vor an einer Übereinkunft interessiert sind, werden sie diese Wege bald erkunden:

- (a) Die Jagdfreunde könnten dem Jäger entgegenkommen, indem sie ihm ein höheres Angebot machen. Dieses neue Angebot kann er annehmen oder ablehnen, um dann selbst eine neue

Forderung zu stellen. Er kann dabei seine ursprüngliche Forderung aufrechterhalten oder etwas nach unten korrigieren. Erhöhen kann er sie nur um den Preis, die Verhandlungen zum Platzen zu bringen, denn eine Erhöhung würde die Jagdfreunde davon überzeugen, daß er an keiner Übereinkunft interessiert ist.

Wenn er selbst etwas nachgibt, deutet er an, "daß man mit ihm reden kann". In diesem Fall wird es bald zu einer Einigung kommen, die auf einer mittleren Linie zwischen Angebot und Forderung liegen kann, aber nicht muß. Bleibt er bei seiner alten Forderung, ergibt sich ein interessantes Problem: Während die Jagdfreunde sich flexibel gezeigt haben, bleibt er fest. Das allein schon kann dazu führen, daß er am Ende erhält, was er fordert, vorausgesetzt, die Erfüllung seiner Forderung macht die Sache für die Jagdfreunde nicht uninteressant.³⁰⁶

Die Jagdfreunde haben, nachdem sie sich einmal flexibel gezeigt haben, größere Schwierigkeiten, glaubhaft zu machen, daß sie nicht noch ein besseres Angebot machen werden. Sie können natürlich sagen, daß das ihr l e t z t e s Angebot ist, aber geglaubt werden muß das noch lang nicht. Die große Zahl einschlägiger Beteuerungsformeln in unserer Sprache bezeugt, daß in solchen Angelegenheiten immer wieder neue Dämme errichtet werden, um dann doch gebrochen zu werden: Die Skala reicht von simplen Feststellungen bis zu so abenteuerlichen Wendungen wie *jetzt ist aber wirklich ganz bestimmt absolut Schluß*.³⁰⁷

Die Kleinweltler stehen in diesen Dingen erst am Beginn, aber ich nehme an, daß sie bereits ansehnliche Leistungen dabei erbringen. Wirkliche Festigkeit verleiht das den von ihnen vertretenen Positionen freilich nicht: Wieso sollten sie solcher Wortakrobatik mehr Glauben schenken als einfachen Feststellungen, solange sie von denselben Menschen kommen?³⁰⁸

Wenn die Jagdfreunde glaubhaft machen wollen, daß sie "bis hierher und nicht weiter" gehen werden, müssen sie eine der Strategien spielen, die gleich angesprochen werden.

- (b) Um deutlich zu machen, daß eine Übereinkunft nur so und nicht anders aussehen darf, können die Jagdfreunde - und dasselbe gilt natürlich auch für den Jäger - sich unwiderruflich oder nur schwer widerruflich verpflichten, von ihrem Angebot nicht abzuweichen. Sie können das etwa, indem sie sich öffentlich dazu verpflichten, wodurch ein Abrücken von der Verpflichtung einen enormen Prestigeverlust mit sich bringen könnte.
- (c) Ein anderer Weg, ein Angebot unflexibel zu machen, ist, die Verhandlungen über einen weisungsgebundenen Mittelsmann zu führen. Da dieser Mittelsmann nicht in eigener Sache auftritt und keinen Spielraum zum Verhandeln hat, kann sein Angebot nur angenommen oder eben um den Preis des Scheiterns der Verhandlungen abgelehnt werden. Die Jagdfreunde könnten das so bewerkstelligen, daß sie einen der ihren "delegieren" - mit imperativem Mandat! Sie hätten dann noch den zusätzlichen Vorteil, daß der Delegierte sich auf einen Beschluß berufen könnte, der sehr viel schwieriger zu revidieren wäre als der einsame Entschluß des Jägers.³⁰⁹
- (d) Eine weitere Möglichkeit, die auch Kleinweltler unschwer entdecken können, ist, nach Abgabe des Angebots bzw. der Forderung zu verschwinden und unerreichbar zu bleiben, nachdem man noch einmal deutlich gemacht hat, daß man nicht weiter von seiner Position abrücken wird. Über Mittelsmänner kann man dann berichten lassen, daß man erst wieder zu erreichen sein wird, wenn ein befriedigendes Angebot vorliegt. Ist das Interesse der andern groß genug, kann man damit Erfolg haben. Man kann dabei allerdings auch zu hoch gepokert haben. Das gilt vor allem, wo die folgende Möglichkeit im Spiel ist.

- (e) Der Jäger ist sicher nicht der einzige gute Jäger und die Jagdgesellschaft nicht die einzige Jagdgesellschaft. Das bedeutet: Die Jagdfreunde könnten sich parallel auch um die "Verpflichtung" eines anderen Jägers bemühen, und der Jäger könnte auch noch andere Vertragsverhandlungen führen. Tun sie das jeweils heimlich, stärkt es ihre innere Position. Sie können es aber auch offen tun, um dem Verhandlungspartner zu verstehen zu geben, daß sie auch noch "andere Eisen im Feuer" haben. Ihre Handlungen gewinnen dabei einen besonderen Charakter: Sie sind zwei in einem, etwa ein Angebot an den Partner, mit dem man direkt spricht, und eine Warnung an denjenigen, der diese Verhandlung mit Mißtrauen verfolgt.

Diese Strategie ist einigermaßen raffiniert, aber mit der Zeit könnten Kleinweltler sie doch entwickeln, weil sich diese Strategie fast nebenbei ergeben kann: Man kommt ganz zufällig in die Lage, parallel zu verhandeln, und zufällig entdeckt das einer der Verhandlungspartner, der sich dann auf einmal überraschend konziliant zeigt.

- (f) Die Warnung, die in (e) von Bedeutung ist, leitet über zu der letzten Strategie, die ich hier betrachten will: Wo gute Worte und freundliche Angebote nicht helfen, kann u.U. eine mehr oder weniger offene Drohung helfen. Offene Drohung ist die große Alternative zum Versprechen, aber Drohung kann auch dazu beitragen, daß jemand für die Angebote empfänglicher wird, die man ihm macht. "Du nimmst jetzt dieses Stück Kuchen, oder du kriegst gar nichts und wirst in den Keller gesperrt!"³¹⁰ Wer könnte da widerstehen? Einer, der nicht glaubt, daß die Drohung wahrgemacht wird, was uns wieder zur Frage der Glaubwürdigkeit zurückbringt. Um die Drohung glaubwürdig zu machen, muß hin und wieder eine Drohung exemplarisch wahrgemacht werden.

Die Jagdfreunde könnten etwa Freunde des Jägers verprügeln mit der Maßgabe, daß sich das wiederholen wird, wenn der Jäger nicht bald klein beigt. Der Jäger ist hier in einer schlechten Position. Er hat nur so extravagante und

für ihn selbst unerfreuliche Möglichkeiten wie mit Selbstverstümmelung zu drohen, wobei er natürlich größte Schwierigkeiten haben wird, glaubwürdig zu erscheinen.³¹¹

Auf eine dieser Weisen könnte es den Jagdfreunden oder dem Jäger gelingen, die Verhandlungen im gewünschten Sinn zu einem Abschluß zu bringen. Eine Erfolgsgarantie gibt es natürlich nicht. Besonders pikant wird die Lage dann, wenn beide Parteien sich auf unwiderrufbare Weise darauf festgelegt haben, von ihrer Position nicht abzugehen.

Die vorgestellten Strategien erschöpfen bei weitem nicht das Repertoire an Möglichkeiten, Verhandlungen zu führen. Um die Betrachtung wenigstens einigermaßen abzurunden, betrachte ich jetzt noch die große Alternative zum Versprechen: das Drohen. Statt die Verhandlungen mit einem Angebot zu beginnen, das den Jäger darauf aufmerksam macht, für ihn könnte etwas zu holen sein, hätten die Jagdfreunde ihm auch eine Forderung präsentieren und Drohungen aussprechen können für den Fall, daß er sich nicht bereitfände, darauf einzugehen.

Diese Strategie ist - abgesehen davon, daß sie weniger menschenfreundlich scheint - vom Versprechen und Anbieten gar nicht so verschieden. Drohungen und Versprechungen haben viel gemeinsam, was sich nicht zuletzt darin zeigt, daß Versprechungen Drohungen sein können und Drohungen Versprechen.³¹² Verschieden ist an beiden Handlungsweisen vor allem das Vorzeichen: Drohungen kündigen Verluste an, Versprechungen Gewinne. Aber das hat, wer droht oder verspricht, nicht völlig in der Hand. Er kann nicht immer sicher sein, daß für den anderen ein Verlust ist, was er dafür hält.

Im Übrigen sind die Probleme weitgehend analog: Man kann nur androhen, was man wahrmachen kann, und, was man androhen kann, wirkt nur als Drohung, wenn glaubhaft ist, daß man es gegebenenfalls wirklich wahrmacht. Wenn deshalb die Jagdfreunde dem Jäger androhen wollten, alle Flüsse zum Austrocknen zu bringen, wenn er nicht auf ihre Forderung eingeht, würde ihn das vermutlich nur erheitern. Umgekehrt wäre für die Jagdfreunde seine Drohung, sich mit ihnen zu prügeln, wenn sie ihn betrügen sollten, wenig glaubhaft und mithin keine ernste Drohung.

Die Jagdfreunde haben, da sie die Stärkeren sind, viele Möglichkeiten, dem Jäger zu drohen und ihrer Drohung Wirkung zu verschaffen. Weil das so ist und der Jäger das weiß, können sie sich sogar erlauben, ihre Drohung nur anzudeuten, indem sie etwa in Hörweite von ihm darüber beratschlagen, wie sie ihn "packen" wollen. Wenn er so bedroht wird, ist die Lage des Jägers weniger erfreulich, als wenn er sich mit einem Angebot auseinanderzusetzen hat. Aber ohne Chancen ist er deshalb nicht.

Um sich angesichts der Drohung nicht fügen zu müssen, muß der Jäger seine Verhandlungsposition verbessern:

- (g) Er kann sich außer "Schußweite" begeben und die Drohung so leerlaufen lassen.
- (h) Wo dies nicht möglich ist, kann er seine Bereitschaft anzeigen, die Sanktionen über sich ergehen zu lassen, nach dem Motto: "Lieber tot als rot". Er riskiert dabei alles, aber er könnte Erfolg haben, weil der Sinn der Drohung ja nicht ist, ihn zu martern, sondern ihn zur Mitarbeit zu bewegen.
- (i) Er könnte den Rest der Horde oder eine bedeutende Fraktion gegen die Jagdfreunde aufbringen, um ihnen nicht mehr allein gegenüber zu stehen. Hier sind zwei Varianten möglich: Er könnte die Jagdfreunde in zahlreiche Streitereien verwickeln, um sie zu schwächen, und er könnte versuchen, eine Fronde gegen sie zu bilden.
- (j) Er könnte versuchen, einen Keil zwischen die Mitglieder der Jagdgesellschaft zu treiben, sie gegeneinander aufzuhetzen, um sie so als Gruppe handlungsunfähig zu machen. Eine Strategie dazu ist nicht allzu schwer zu finden: Er könnte etwa mit einigen Mitgliedern der Gesellschaft separat verhandeln und ihnen anbieten, mit ihnen allein eine Gesellschaft zu bilden, die dank seiner Fähigkeiten allemal so erfolgreich wäre wie die bisherige Gesellschaft und ihnen sogar mehr Beute brächte, auch wenn er sein Teil erhält. Wenn die Gesellschaft nicht einen sehr guten Zusammenhalt hat, ist sie gegen diese Strategie praktisch

wehrlos, weil die einzig wirksame Gegenmaßnahme jenseits der Möglichkeiten der Kleinweltler liegt: Die Gesellschaft müßte dafür sorgen, daß ihre Mitglieder unter keinen Umständen allein oder auch nur in Abwesenheit eines Mitglieds mit dem Jäger Kontakt aufnehmen.

- (k) Der Jäger könnte sich überlegen bewaffnen. Die Voraussetzungen dafür müssen allerdings gegeben sein, es sei denn, er ist - wie Archimedes - in der Lage, ad hoc neue Waffen zu entwickeln. Ganz unrealistisch ist das nicht, weil er als guter Jäger in diesen Dingen auf dem qui vive sein wird.
- (l) Er könnte - so unfein das ist - durch eine Geiselnahme versuchen, sie zur Zurücknahme ihrer Drohung zu zwingen. In der "Kleinen Welt" ist dieses Vorgehen allerdings weniger aus moralischen wie aus technischen Gründen schwer durchführbar und vor allem langfristig gesehen problematisch, weil der Jäger, sobald er seine Geisel freigegeben hätte, den andern in die Hände fallen würde.

Wenn es dem Jäger gelingt, die Drohung zu konterkarieren, hat er eine Situation geschaffen, in der die Jagdfreunde ihre Vorgehensweise überdenken müssen. Was sie weiter tun können, ist davon abhängig, ob sie in der Lage sind, noch auf andere Weise Druck auf ihn auszuüben. Sind sie das nicht, werden sie vielleicht bereit sein, ihm ein Angebot zu machen.

Punkt (xix): Ansatzpunkte für eine grundsätzliche Reflexion auf die Gegebenheiten und Bedingungen kleinweltlichen Lebens haben sich im Verlauf der bisherigen Ausführungen verschiedentlich gezeigt. So könnten etwa besonders besinnliche Kleinweltler über dem Begründen, dem Beweisen, dem Rechtfertigen oder dem Planen eine erste dumpfe Ahnung davon bekommen, daß da noch mehr zu begreifen sein könnte, daß ihre Gründe keine letzten Gründe, ihre Beweise keine letzten Beweise sind. Über solche Ahnungen finden sie aber nicht hinaus. Sie kommen nicht einmal soweit, die Fragen zu stellen, mit denen eine philosophische, das soll heißen, praktische Probleme übersteigende Reflexion einsetzen kann.

Die dumpfen Ahnungen, die sie - manche mehr, manche weniger, andere nie - umtreiben, bringen die Kleinweltler noch nicht zu einer echten Reflexion, aber sie versetzen sie manchmal in eine "philosophische" Stimmung, in der sie sensibilisiert werden für künftige grundsätzliche Fragen.

3. Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation

Teil II: Ein Ausblick auf die "Große Welt"

3.1. Von der "Kleinen Welt" zur "Großen Welt"

Die "Kleine Welt", ursprünglich konzipiert als naturhafte Welt einer affenähnlichen Horde, droht mit Ende von Phase iv ihrer Entwicklung aus allen Nähten zu platzen. Tatsache ist, daß sie so, wie sie sich zuletzt präsentiert, strenggenommen schon gar nicht mehr möglich ist: Aus methodischen bzw. darstellungstechnischen Gründen habe ich sie überfrachtet mit pragmatischen Strategien kommunikativen Handelns und habe zudem außer acht gelassen, welche biologischen, sozialen und technologischen Entwicklungen sich parallel zu der Entwicklung kleinweltlicher Kommunikation vollziehen.

Die kommunikativen Handlungsmöglichkeiten der Kleinweltler verdanken sich unausweichlich Entwicklungen, wie sie in Phase ii bis Phase iv beschrieben werden. Das Problem ist aber, daß nicht alle diese Möglichkeiten in der beschriebenen Form koexistieren können. Damit die Kleinweltler wirklich all das, und nicht nur dies und das, beherrschen können, müssen Entwicklungen, die der "Großen Welt" zugerechnet werden, bereits zu Zeiten der "Kleinen Welt" stattgehabt haben. Was also hier als einmaliger Übergang von der "Kleinen Welt" zur "Großen Welt" dargestellt wird, hat man sich eigentlich als einen langwierigen Prozeß vorzustellen, in dessen Verlauf nach und nach pragmatische Handlungsmöglichkeiten syntaktifiziert werden.

Grund dafür, daß ich den Übergang von "Kleiner Welt" zu "Großer Welt" als qualitativen Sprung darstelle, ist, daß ich einen umfassenden Eindruck vom pragmatisch-funktionalen - und damit eben nicht normativen¹ - Fundament natürlicher Sprachen vermitteln möchte. Historische Realität kommt diesem Fundament in seiner ganzen Breite sicher nicht zu: Eine rein pragmatisch-funktionale und zugleich so reiche Sprache, wie ich sie den Kleinweltlern am Ende zugeschrieben habe, wäre nicht tragfähig. Sie müßte an ihrem eigenen Reichtum zerbrechen. Das pragmatisch-funktionale

Fundament der Sprache ist eine theoretische Konstruktion, die dem Umstand Rechnung zu tragen sucht, daß nahezu alles in einer natürlichen Sprache sich ursprünglich pragmatischen Problemlösungen verdankt.²

Nachdem ich im Rahmen des Spiels "Kleine Welt" eine pragmatische Basis für die weitere Entwicklung einer quasi natürlichen Sprache entworfen habe und mich dabei allein von meiner Leitidee habe führen lassen, unternehme ich jetzt die überfällige Bestandsaufnahme, die meine theoretischen Konstruktionen mit den Bedingungen verrechnen soll, die sich durch sie in der "Kleinen Welt" ergeben haben dürften. Resultat dieser Bestandsaufnahme ist eine Revision verschiedener Annahmen über die Verhältnisse in der "Kleinen Welt" und der Aufbau eines neuen Bezugsrahmens für die weitere Konstruktion in Form des Spiels "Große Welt".

Die Schwierigkeiten, die sich kleinweltlicher Kommunikation in fortgeschrittenem Stadium ergeben, habe ich verschiedentlich schon angesprochen. Man kann annehmen, daß die Kleinweltler all das im einzelnen können, was in Phase iv an pragmatischen Strategien entwickelt wurde, aber die pragmatische Natur dieser Strategie läßt nicht zu, daß sie diese Strategien in einer vernünftigen und an sich naheliegenden Weise kombinieren können. So können sie etwa unmöglich all das in einem Zug erledigen:

- (1) ein Gespräch initiieren
- (2) den Gesprächsgegenstand grob formulieren
- (3) die grobe Formulierung feiner abstimmen
- (4) die schon feinere Formulierung weiter verfeinern
- (5) etwas über den so formulierten Gegenstand sagen
- (6) was über den Gegenstand gesagt wird, feiner abstimmen
- (7) den Ort des Geschehens angeben, von dem die Rede ist
- (8) die Dauer des Geschehens angeben
- (9) den Zeitpunkt des Geschehens angeben
- (10) zu dem Gesagten insgesamt Stellung nehmen

Was Kleinweltlern nicht möglich ist, bereitet u n s keine besonderen Schwierigkeiten, wie (11) zeigen kann:

(11) Darf ich Sie darauf hinweisen, daß der bekanntlich magen-
kranke Kaiser im Jahre 1814 in diesem alten Haus fünf
Stunden lang opulent gespeist haben soll?

Für Kleinweltler werden Gesprächsbeiträge, die all das in einem
Zug erledigen wollen, unauflösbar, weil sie in ihrer pragmati-
schen Kommunikationsform nicht genügend Hilfestellung bei der
Aufarbeitung solcher Beiträge bekommen. Sie können zwar aus der
Situation heraus und aufgrund ihres großen Hintergrundwissens
viel rekonstruieren, was einem Außenstehenden bereits enorme
Probleme aufgeben müßte, aber dieses pragmatische Verstehen hat
Grenzen. Man kann diese Grenzen nicht exakt bestimmen, weil zu
viele Faktoren dabei mitwirken, aber sicher ist, daß selbst
unter idealen Bedingungen für die einfallsreichsten Kleinweltler
irgendwann und irgendwo der Punkt kommt, an dem ihnen die Sache
über den Kopf wächst.

Lang bevor die Grenze der Belastbarkeit der Verstehensmöglich-
keiten erreicht ist, wird das Verstehen zur Interpretationsar-
beit, die ihre Zeit beansprucht und selten mehr als tentative
Ergebnisse bringt. Beides wirkt sich belastend auf die Effizienz
des Handelns aus, da es oft nicht genügt, überhaupt zu verste-
hen, sondern wichtig ist, schnell und sicher zu verstehen. Man
wird deshalb davon ausgehen können, daß Kleinweltler - die von
jetzt an Großweltler heißen sollen - in ihrem Bemühen um effi-
ziente Kommunikation Mittel und Wege finden müssen, die Be-
schränkungen zu überwinden, die ihnen ein pragmatischer Kommuni-
kationsmodus auferlegt.

Verständlichkeit und "Bearbeitungsgeschwindigkeit" - Givón
spricht in ähnlichem Zusammenhang von "processing speed"³ - sind
nicht die einzigen und vielleicht auch nicht die entscheidenden
Anstöße für die Entwicklung eines stärker syntaktischen Kommuni-
kationsmodus, wie ihn die "Große Welt" bringt. Die Kleinweltler-
horde könnte sich u.U. mit einer simpleren Kommunikation zufrie-
dengeben. Sie könnte in gewissem Sinn stagnieren, und es ist
nicht einmal ausgemacht, ob ihr dadurch mehr entginge, als ihr
erspart bliebe. Aber aus dieser Horde ist - bedingt durch die
Selektionsvorteile, die Verfügung über Kommunikation, Werkzeuge

und Waffen mit sich brachte - der Stamm der Großweltler geworden. Dieser Stamm ist sehr viel zahlreicher als die Kleinweltlerhorde, und er lebt verstreut über ein weites Land. Beides trägt dazu bei, daß seine Mitglieder nicht mehr so vertraut miteinander umgehen können wie die Kleinweltler und daß sie kein weitgehend identisches Wissen mehr haben können. Damit entfallen aber wesentliche Voraussetzungen kleinweltlicher Kommunikation. Dem Stamm der Großweltler droht nicht nur Stagnation in Sachen Kommunikation, sondern eine Regression, die ihn zu vernichten imstand wäre, wenn die Schwierigkeiten nicht durch eine Syntaktifizierung der Kommunikation aufgefangen werden könnten.

Auf den ersten Blick mag das etwas verwirren: Wie kann sich ein Stamm von Großweltlern entwickelt haben, wenn er sich gewissermaßen selbst eine seiner Existenzgrundlagen entzieht - denn er ist sehr viel stärker auf Kommunikation angewiesen als die Kleinweltlerhorde? Der Vorgang ist aber gar nicht so ungewöhnlich, wie das folgende Beispiel zeigen kann:

Herr Krause ist ein ebenso fleißiger wie geschäftstüchtiger Mann. Gemeinsam mit seinen Söhnen bringt er den vom Vater ererbten Ein-Mann-Handwerksbetrieb auf Vordermann. Sein Vater hat Schuhe gesohlt. Er fabriziert Schuhe, erst mit primitiven Mitteln, dann schafft er eine kleine Maschine nach der andern an. Die ganze Familie rackert, und da die Zeiten gut sind, läuft das Geschäft. Aus der Werkstatt wird eine regelrechte kleine Fabrik. Leute werden eingestellt. Das Unternehmen wächst. Filialen werden eröffnet. Firma Krause ist auf dem Sprung ins große Geschäft. Sie investiert in große Fabrikationsanlagen. Plötzlich und unaßlich kommt es zum Zusammenbruch der Firma: Die Schaffenskraft der Familie Krause hatte sie zu einer Größe getrieben, die höhere Anforderungen an unternehmerische Fähigkeiten stellte, als Familie Krause aufzubringen imstande war.

Der Stamm der Großweltler ist eine "Errungenschaft" der Kleinweltler. Auch in früheren Zeiten war es vorgekommen, daß eine Horde übergroß wurde. Unweigerlich spaltete sie sich dann auf in zwei oder mehr kleinere Horden, die jede ihres Wegs ging, ohne weiter in Kontakt zu den anderen Horden zu bleiben. Die Kleinweltlerhorde - im Grund e i n e Horde unter anderen, die sich unabhängig von ihr entwickelt haben - hat mit ihrer Kommunikation und ihrer verbesserten Kontrolle über die Natur die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Horde beieinanderbleiben konnte. Es bilden sich zwar Untergruppierungen in alter

Hordengröße aus, und es spalten sich auch kleine Horden ab, aber das Gros der Kleinweltler bleibt als Großweltler in Kontakt zueinander.

Bevor ich in 3.2. noch eine Skizze der Entwicklungen gebe, die in der "Großen Welt" zu erwarten sind, möchte ich kurz darauf eingehen, wie man sich die "Große Welt" ganz allgemein vorzustellen hat: Die "Große Welt" ist in verschiedener Hinsicht der Enge der "Kleinen Welt" entwachsen. Ihr Zuschnitt bleibt bei alledem eher bescheiden. Sie hat nichts von dem mondänen Charakter der Großen Welt, von deren Duft nach Freiheit und Abenteuer. Ein passendes Bild von den Verhältnissen der "Großen Welt" liefert da schon das Leben in der tiefen Provinz.

Die "Große Welt" verdankt ihren Namen dem Umstand, daß mit ihr Rahmenbedingungen für die weitere Rekonstruktion kommunikativen Handelns eingeführt werden, die charakteristisch sind für menschliche Gemeinschaften, die zu groß sind, um allen ihren Mitgliedern einen vertrauten Umgang miteinander zu ermöglichen, und so durch ihre schiere Größe zu einem Problem für ihre Mitglieder werden können.

Der Unterschied zwischen "Kleiner Welt" und "Großer Welt" läßt sich auch so beschreiben: Während in der "Kleinen Welt" der Kampf gegen eine feindliche Natur das zentrale Problem war, treten in der "Großen Welt" die Schwierigkeiten der Bewohner miteinander und - was nicht unbedingt dasselbe ist - mit dem Ganzen ihrer Gemeinschaft in den Vordergrund. Der Kampf gegen die Natur wird fast schon eine *quantité négligeable*, weil die Bewaffnung der Großweltler, ihre Jagdtechniken, ihre Schutzeinrichtungen und vor allem der sich entwickelnde Ackerbau und die Viehzucht ihnen entscheidende Vorteile in diesem Kampf gebracht haben.⁴

Nachdem die Kleinweltler zu Großweltlern geworden sind, präsentieren sie sich in vielen Dingen entscheidend verändert: Sie sind sesshafter geworden. Sie bauen sich Behausungen. Und sie haben damit begonnen, Güter zu produzieren. Zwar gibt es noch umherstreifende Jäger, aber sie sind eine archaische Randerscheinung geworden. Jagden werden jetzt zu bestimmten Zeiten in

großem Stil und regelrecht durchorganisiert abgehalten. Im übrigen geht die Haupttendenz der Entwicklung dahin, die alte extensive "Abgrasung" durch eine intensivere Bewirtschaftung der Region zu ersetzen, in der sich die Großweltler niedergelassen haben. Aus ehemals Sammlern und Jägern werden überwiegend viehzüchtende und ackerbauende Halbnomaden.

Die technische Evolution, über der sich die "Kleine Welt" zur "Großen Welt" wandelt, verursacht auch tiefgreifende soziale Veränderungen: Jagd und Früchtesammeln brachte den Kleinweltlern unmittelbar den mehr oder weniger bescheidenen Ertrag ihrer Mühen. Und, wenn einem Kleinweltler von räuberischen Artgenossen seine Beute abgejagt wurde, war das zwar momentan sehr ärgerlich, aber im allgemeinen reparabel. Dies ändert sich gründlich, nachdem Ackerbau und Viehzucht begonnen wurden.

Die viehzüchtenden und ackerbauenden Großweltler mühen sich in der Hoffnung auf späteren Lohn. Der Ertrag ist die Mühe wert, vorausgesetzt, es gelingt, die "Ernte einzufahren". Würden alle Großweltler sich so ernähren, wäre die neue Lebensform geradezu ideal: Die natürlichen Feinde sind unter Kontrolle, Werkzeuge erleichtern die Arbeit, alle werden mehr als satt. Dem Anbruch eines goldenen Zeitalters steht aber die alte Unsitte entgegen, sich das Leben so leicht wie möglich zu machen und nichts selbst zu schaffen, was man sich durch Raub einfacher aneignen kann. Das Aufkommen von Ackerbau und Viehzucht fordert diese Art von "Trittbrettfahren" geradezu heraus.

Als intelligente Wesen werden die Großweltler dieses Spiel nicht lang mitspielen. Sie werden entweder als Ackerbauer und Viehzüchter resignieren, oder aber auf Mittel und Wege sinnen, den Raub zu unterbinden, der ihre Existenz ernsthaft bedroht, weil sie sich eine verlorene Ernte natürlich nicht so leicht wiederbeschaffen können wie eine geraubte Beute.⁵ Sie werden sich vielleicht zu Schutz- und Trutzbündnissen zusammenschließen, ihren Besitz befestigen und haltbar machen, oder sie werden sich Schutz "kaufen", indem sie bestimmten Räubern eine Abgabe dafür zahlen, daß sie von ihnen in Ruhe gelassen und eventuell sogar - als die Kuh, die sie melken wollen - geschützt werden.⁶

Wie immer Großweltler sich in diesen Dingen aus der Affaire ziehen, in jedem Fall müssen sie viele Abmachungen treffen, Versprechen abgeben, Drohungen aussprechen u.dgl. Ihre Abmachungen werden zunächst den Charakter von Privatverträgen haben, aber in dem Maß, in dem sich Interessengruppen zusammenschließen, werden die Verträge zu einer öffentlichen Angelegenheit. Das bedeutet: Ob ein bestimmter Vertrag eingehalten wird oder nicht, ist nicht mehr nur Sache der unmittelbar Beteiligten, sondern wird von größeren Gruppierungen der Gemeinschaft auch als ihre Sache betrachtet: Wenn etwas ein "Bauer" die vereinbarten Abgaben nicht zahlen will, weil er sich stark genug fühlt, mit seinem "Beschützer" fertig zu werden, bekommt er es mit der ganzen Gilde der "Beschützer" zu tun, die sich sorgen, sein Verhalten könnte Schule machen und sie um ihr Brot bringen.⁷

Die Abmachung zwischen "Bauern" und "Beschützer" - und der *modus vivendi*, der sich stillschweigend zwischen ihnen eingespielt hat - sind anfänglich nur Ausdruck momentaner Kräfteverhältnisse zwischen diesen beiden Interessengruppen und deshalb ebenso instabil wie diese Kräfteverhältnisse. Auf beiden Seiten wird daran gearbeitet, dieses Kräfteverhältnis zu eigenen Gunsten zu verschieben. Zugleich haben aber beide Seiten auch ein starkes Interesse an stabilen Verhältnissen: Die "Bauern" brauchen Ruhe und Frieden für ihre Arbeit, die "Beschützer" brauchen produktive "Bauern", um möglichst gut von deren Abgaben leben zu können. Dieses gemeinsame Interesse an Stabilität kann dazu führen, daß trotz des fortbestehenden Interessenkonflikts Phasen relativer Stabilität in der "Großen Welt" auftreten. Die Abmachungen, die in solchen stabilen Phasen gelten, können dann den Charakter intersubjektiv gültiger Normen gewinnen und den Grundstock zu einer großweltlichen Moral legen.

Die nachwachsenden Generationen lernen die bestehenden "sozio-ökonomischen" Verhältnisse als *d i e* Ordnung ihrer Welt kennen, d.h., was ursprünglich ein künstliches Arrangement war, wird für sie gleichsam natürlich. Das führt zu weiterer Stabilisierung der Verhältnisse und vor allem zur Fixierung auf diese Verhältnisse. Noch gibt es keine großweltliche Ideologie, die

diese Ordnung mit Gründen untermauert und durch Mystifikation über Zweifel erhaben zu machen sucht. Aber das ist nurmehr eine Frage der Zeit.

Die Einübung in die überkommenen Verhältnisse ist auf beiden Seiten nicht so perfekt, daß es nicht immer wieder dazu kommen könnte, daß Nachgeborene damit ernsthaft unzufrieden sind und sich anschicken, dagegen zu rebellieren. Wenn die Älteren ihres Standes sich der Rebellion entgegenstellen aus Furcht vor einer Destabilisierung der Verhältnisse, kommen sie fast unvermeidlich in Rechtfertigungszwang. Das bringt sie in arge Bedrängnis, weil sie keine Rechenschaft davon geben können, wieso sie Verhältnisse haben wollen, wie sie nun einmal sind. Die Erklärungen, die von ihnen gefordert werden, dürften anfänglich noch eher punktuell sein: Warum nicht dies oder das? Die Armseligkeit ihrer Antworten führt aber unausweichlich dazu, daß die Fragen immer grundsätzlicher werden, bis irgendwann ihr praktischer Anlaß aus den Augen verloren wird. Das ist dann die Geburtsstunde großweltlicher Gesellschaftstheorie.

Man kann mit einiger Sicherheit davon ausgehen, daß die ersten "Theorien", die auf diese Weise entwickelt werden, keine "kritischen Theorien" sein werden, sondern immer phantastischere, ausgreifendere Legitimationsversuche, in denen die sozialen und die natürlichen Verhältnisse letztlich in kosmische Zusammenhänge gestellt und irdischer Kritik enthoben werden.

Beim Zustandekommen einer großweltlichen Sozialstruktur - wie immer sie ausfallen mag - werden kommunikative Strategien wie Rechtfertigung, Begründung, Rechenschaftsforderung, Beweisen und Verhandeln bis zur Meisterschaft entwickelt. Diese Strategien wurden bereits in der "Kleinen Welt" angelegt und wirkten dort noch etwas überdimensioniert. In der "Großen Welt" zeigt sich ihre volle Bedeutung: Sie erst schaffen die "Große Welt", und vor allem: Sie erhalten sie. Durch die wachsende Situationsentbindung, die sie unvermeidlich mit sich bringen, fördern diese Strategien zugleich eine fortschreitende Syntaktifizierung und Konventionalisierung der Ausdrucksmittel, die Großweltler dabei zum Einsatz bringen.

Noch eine wichtige Tendenz bei der Entfaltung der "Großen Welt" ist anzusprechen: Die großweltlichen Bauern leben über ein relativ großes Gebiet verstreut, das signifikante landschaftliche Verschiedenheiten aufweist. Sie wohnen in sonnigen Tälern, in Waldgebieten, in steinigem Bergland. Sie passen sich, so gut ihnen das möglich ist, den örtlichen Gegebenheiten an, indem sie anbauen und züchten, was am Ort besonders gut gedeiht. Obwohl sie alle im wesentlichen autark sind, kommt es vor, daß sie etwas brauchen können und haben wollen, das in ihrer Gegend rar ist. Das Wissen davon verbreitet sich über umherziehende, "vagabundierende" Großweltler. Über sie entwickeln sich auch erste Tauschgeschäfte und bald ein regelrechter Handel, der in der Folge die durch örtliche Gegebenheiten bedingten Ansätze zur Spezialisierung verstärkt und damit die Gemeinschaft der Großweltler als ökonomische Einheit zusammenhält.

Handel ist ein Geschäft, das ausgesprochen kommunikationsintensiv ist und sicher großen Einfluß auf die weitere Entwicklung verschiedener pragmatischer Strategien gewinnt. So müssen insbesondere ausgefeilte Bewertungsstrategien, Mengenangaben und Verhandlungsstrategien entwickelt werden. Aber das ist es nicht, was mir im Augenblick vorrangig daran wichtig scheint. Entscheidend im Zusammenhang meiner Rekonstruktion ist hier, daß der Handel die Großweltler u n t e r e i n a n d e r und über weite Entfernung z u e i n a n d e r bringt. Wäre nicht der Handel, würden sich nur regionale kleinweltliche Dialekte ausbilden, die im wesentlichen recht pragmatisch aufgebaut sein könnten. So muß sich, neben lokalen kleinweltlichen Dialekten, e i n e Großweltlersprache ausbilden, eine Art Hochsprache, die wirklich den veränderten Anforderungen der "Großen Welt" genügen kann.

3.2. Sprache und Kommunikation in der "Großen Welt"

Die Betrachtung großweltlicher Kommunikation bringt meine Rekonstruktion auf ihren sprachtheoretisch zentralen Punkt: Hier muß sich die ganze Leistungsfähigkeit einer funktionalistischen Alternative zu den gängigen Syntaxtheorien, insbesondere zur GENERATIVEN TRANSFORMATIONSGRAMMATIK erweisen.⁸ Die "Große Welt"

bringt den Durchbruch zu einer Sprache modernen Zuschnitts. Auch wenn diese Sprache in vieler Hinsicht noch immer ärmer ist als eine gewachsene Sprache wie etwa das Deutsche, kann sie ernsthaft als ein Modell solcher Sprachen betrachtet werden, weil sie in der Verwendung grundsätzlich dieselbe Charakteristik hat wie diese Sprachen. Das beweist zwar nicht, daß sich die gewachsenen Sprachen einem ähnlichen oder gar dem gleichen Entstehungsprozeß verdanken müssen wie die Sprache der Großweltler, aber es zeigt, daß es immerhin möglich sein müßte, daß sich solche Sprachen als Menschenwerk ergeben haben.

Von Transformationalisten werden Versuche, sprachliche Phänomene funktional zu erklären, immer wieder mit dem Hinweis abgetan, daß die sprachlichen Daten sich einer solchen Erklärung entziehen, daß zahlreiche Phänomene gerade nicht so beschaffen seien, wie man sie nach funktionalen Erwägungen erwarten würde.⁹ Meiner Ansicht nach wurde den Transformalisten diese Kritik allzu leicht gemacht, weil man funktionale Erklärungen direkt bei den Daten ansetzen wollte, die uns in hochentwickelten Sprachen aus geschichtlicher Zeit vorliegen.¹⁰ In diesen Sprachen zeigen sich zwar - mit Händen greifbare - Spuren einer Genese auf dem Weg über funktionale Problemlösungen, aber seit ihrer pragmatischen Grundlegung in prähistorischer Zeit sind die Elemente dieser Sprachen Syntaktifizierungen, Ausgleichungen und lautlicher Erosion ausgesetzt gewesen, so daß es fast schon ein Wunder wäre, wenn sich die funktionalen Elemente in reiner Form erhalten hätten.

Um den grundlegend funktionalen Charakter sprachlicher Phänomene zu erkennen, muß man sich erst einmal alles wegdenken, was diesen Charakter "entstellt" haben könnte. Wenn dann noch genügend bleibt, was den Eindruck einer Kommunikationsform macht, hat sich m.E. erwiesen, daß die Annahme eines funktionalen Fundaments berechtigt war.¹¹ Um beim "Wegdenken" kontrolliert und nicht völlig planlos vorzugehen, habe ich versucht, mit der kleinweltlichen Kommunikation ein Modell eines rein pragmatischen Kommunikationsmodus zu schaffen. Daß dieses Modell an Grenzen stößt, an denen deutlich wird, daß ein solcher Modus nur beschränkt entwicklungsfähig ist, mindert in keiner Weise seinen

Wert: Dadurch, daß das Modell seine Grenzen zeigt, versetzt es uns in die Lage zu erkennen, was weiter not tut, nämlich ein gewisses Maß an Syntaktifizierung, und damit zeigt sich hier auch nicht die Bedeutung von Syntax - etwas, das Syntaxtheorien bei all ihrer Raffinesse meist entgeht.

Syntaxtheorien zeichnen im allgemeinen nur auf, ohne zu erklären, was es mit den aufgezeichneten Phänomenen auf sich hat. Auch die TRANSFORMATIONSGRAMMATIK erklärt nichts in dieser Sache: Sie behauptet lediglich, daß da nichts zu erklären sei, weil alles in der menschlichen Natur begründet sei, in universalen mentalen Strukturen.¹² Um ihre These von der weitgehenden Autonomie der Syntax aufrechtzuerhalten, schlägt sie einen Weg ein, der ihr jeden Blick für Funktionales im sprachlichen Ausdruck verstellt. Dabei verkennt sie die einmalige Chance, die sich ihr mit der Einbeziehung funktionaler Erwägungen bieten könnte: Wenn sie anstelle einer universalen Basis eine funktionale Basis ansetzen könnte, wäre sie in der Lage - besser als nicht-transformationelle Grammatiken - die funktionale und die syntaktische Perspektive zu versöhnen.

Der pragmatische Kommunikationsmodus der Kleinweltler kann als Vorschlag für eine solche Basis verstanden werden. Die Syntaktifizierungen, die im folgenden skizziert werden sollen, haben ähnliche Wirkungen auf die Form sprachlicher Mittel wie die Transformationen der TRANSFORMATIONSGRAMMATIK auf ihre Basisstrukturen:¹³ Sie machen aus lockeren, pragmatischen Strukturen relativ festgefügte syntaktische Strukturen. Im Unterschied zu den Verhältnissen, die von der TRANSFORMATIONSGRAMMATIK angenommen werden, liegt hier aber alles offen zutage. Die Syntaktifizierung ist kein wie immer gearteter mentaler Prozeß, sondern eine geschichtliche Folge menschlichen Handelns, wenn auch nicht eigentlich Menschenwerk.

Folge menschlichen Handelns und doch nicht Menschenwerk: Das ist charakteristisch für die weitere Entwicklung von Sprache und Kommunikation in der "Großen Welt". Nicht alles ist so zu fassen. Über dem Invisible-hand-Prozeß der Syntaktifizierung versiegt nicht die Kreativität der großweltlichen Sprachteilhaber.

Sie arbeiten weiter am Ausbau und der Verfeinerung ihrer kommunikativen Strategien, und sie stocken ihren Wortschatz auf, indem sie teils völlig neue Ausdrücke erfinden, teils bekannte Ausdrücke in neue Zusammenhänge bringen. Aber sie sind nicht soweit, bewußt ihre Sprache zu syntaktifizieren. Sie erkennen nicht einmal das Problem, das damit zu lösen ist.

Die auslösenden Momente für die Syntaktifizierung sind genannt, auch die Schwierigkeiten, die Syntaktifizierung unausweichlich machen. Bleibt anzugeben, wo sie ansetzen kann, was sie bewirkt und wie sie möglich wird. Umfassend sind diese Fragen hier nicht mehr zu beantworten. Die Antworten dürften Bände füllen. Die große Darstellung großweltlicher Kommunikation bleibt deshalb ein Programm für weitere Forschung, das ich anhand einer Reihe typischer Beispiele nur kurz vorstellen kann, bevor ich abschließend noch auf die Frage zu sprechen komme, wie sich Sprache und Kommunikation präsentieren, nachdem ein Prozeß der Syntaktifizierung über sie ergangen ist.

Syntaktifizierung ist ein Prozeß, bei dem in gewisser Weise das Innere nach außen gekehrt wird: Was ursprünglich ganz zur Sache und ganz aus dem historischen Zusammenhang heraus zu sagen war, wird dabei mit formalen Marken versehen, die bei der Erschließung des Sinns eines Gesprächsbeitrags Hilfestellung leisten. Solche Marken können bewußt eingeführt werden, wie man etwa bewußt die Konvention einführen kann, daß Erdungskabel grün/gelb sein sollen. Die Marken können sich aber auch - wie das bei den Großweltlern der Fall ist - gleichsam unter der Hand einstellen: Wenn eine pragmatische kommunikative Handlung häufig in einer an sich arbiträren, aber doch immer recht ähnlichen Weise durchgeführt wird, dann wird diese Weise bald zusehends zum Symptom für die Handlung und, wer es kennt, sieht der Handlung schon an, auf was sie aus ist, wenn er nur dieses Symptom erkannt hat.

Ein erstes Beispiel aus dem Bereich großweltlicher Kommunikation: Angenommen, es zeigt sich, etwa weil das so funktional ist, eine unverkennbare Tendenz, die Bestimmung des Gesprächsgegenstands an den Anfang eines Gesprächsbeitrags zu stellen. Über kurz oder lang führt das dazu, daß die Frontstellung eines Aus-

drucks als Indiz dafür gewertet werden wird, daß mit ihm der Gesprächsgegenstand bestimmt werden soll. Ist es dann erst einmal soweit, daß Hörer durch Abweichung von der erwarteten Stellung ernstlich irritiert werden und die Sprecher sich deshalb veranlaßt sehen, diese Stellung zu bevorzugen, dann ist aus der reinen Gewohnheit vollends die Konvention geworden, das Thema in Frontstellung zu formulieren.

Der Prozeß, der zu einer formalen Markierung des Themas durch Standardisierung seiner Stellung im Gesprächsbeitrag führt, wiederholt sich auf allen Ebenen des Ausbaus von Gesprächsbeiträgen.¹⁴ So werden etwa bei Feinabstimmungen, wie im Fall von Thema und Rhema, ursprünglich einfach zwei Ausdrücke nebeneinandergestellt, die der Hörer ohne jede weitere Anleitung miteinander zu verrechnen hat. Die Determination erfolgt ad hoc auf der Grundlage der Bedeutungen. Da diese Bedeutungen von Fall zu Fall verschieden sind, besteht von daher kein Anlaß, die Ausdrücke in irgendeiner Weise zu markieren. Es zeigt sich aber, daß die Determination unvermeidlich eine von zwei möglichen Richtungen hat, unabhängig davon, was die betroffenen Ausdrücke im einzelnen bedeuten. Die Linearität der *chaine parlée* bringt es mit sich, daß ein Ausdruck auf den andern folgt. Sie etabliert damit eine einfache, aber zunächst brachliegende, noch sinnlose Ordnung. Was liegt näher, als daß die Großweltler dieses Angebot an Ordnung nützen, um die Richtung der Determination damit zu markieren?¹⁵

Da jede Ordnung hier gleich gut ist, ergibt sich den Großweltlern lediglich ein Koordinationsproblem, das sich aber in der hier schon wiederholt beschriebenen Weise lösen läßt.¹⁶ Sind alle binär angelegten Beziehungen, die in Gesprächsbeiträgen auftreten können, auf diese Weise durch eine bestimmte Form der Stellung formal markiert, dann löst das zwar beileibe nicht alle Probleme, aber die Bedeutungsbeziehungen in einem längeren Gesprächsbeitrag werden bereits wesentlich transparenter. Die Probleme, die bleiben, gefährden keineswegs die Möglichkeit großweltlicher Kommunikation: Die Syntaktifizierung begründet ja nicht die Möglichkeit des Verstehens. Sie verbessert sie nur in

Fällen, in denen traditionelle Formen problematisch werden, weil die Gesprächsbeiträge unüberschaubar werden. In jedem Fall bleiben aber pragmatische Verstehensmöglichkeiten erhalten als etwas, auf das man zurückkommen kann, wenn die Markierungen keine Klarheit schaffen.

Was hier für großweltliches Reden angenommen wird, gilt gleichermaßen für unsere viel weiter entwickelte Sprache, wie die folgenden Ausdrücke exemplarisch belegen können:

- (a) Nach Anbruch höchstens einen Monat verwenden.
(Hinweis auf einer Packung Augentropfen)
- (b) Nach Anbruch höchstens eine Hälfte verwenden.
- (c) Nach Dr. Mabuse höchstens eine Löffel verwenden.
- (d) Nach Anleitung stets einen Plastiklöffel verwenden.
- (e) Nach Bremen nur einen Kleinbus verwenden.
- (f) Die Leute kamen in Scharen aus allen Teilen des Landes.
- (g) Die Leute kamen in Bussen aus allen Teilen des Landes.
- (h) Die Leute kamen in Bussen aus Leichtmetall.
- (i) Kind(d)er Schwester entführt.
- (j) Fahren wir über Nacht oder über Kassel oder überhaupt nicht ?
- (k) Herr Ober, bitte ein Schweineschnitzel, ein Zigeunerschnitzel, ein Käseschnitzel und zwei Kinderschnitzel.
- (l) Kanzler lädt die Spitze der Gewerkschaft zum Gespräch ein.

(Spitze dialektal etwa Dummköpfe)

Man könnte diese Liste nahezu beliebig verlängern. Es dürfte sich wohl erübrigen, die Ausdrücke ausführlich zu interpretieren. Worauf es ankommt sollte klar genug sein: Die syntaktisch-morphologische Form dieser Ausdrücke bringt die Interpretation zwar auf den Weg, aber wir müssen unbedingt Weltwissen und Kontextkenntnisse heranziehen, um herauszufinden, wie die einzelnen Bedeutungsträger aufeinander zu beziehen sind, um den gemeinten Sinn zu ergeben.

Zurück zu den Großweltlern:

Hinsichtlich der pragmatischen Möglichkeiten ist allerdings dies festzustellen: In dem Maß, in dem die Großweltler feste Konven-

tionen ausgebildet haben, kann es schwieriger werden, rein pragmatisch zu verstehen. Die größere Transparenz, die durch die Konventionalisierung erreicht wird, erlaubt, mehr in einen Beitrag "hineinzupacken".¹⁷ Ich werde darauf noch zurückkommen. Die Beiträge werden damit aber für jemand, der die Konventionen nicht kennt, kaum noch nachvollziehbar. Das bedeutet auch, daß die Sprache zunehmend schwerer zu erlernen ist.

Die Verbesserungen, die durch die Konventionalisierung erreicht werden, müssen erkaufte werden durch größere Mühen bei der Erlernung. Die Nachgeborenen treffen jetzt auf eine Sprache, die sie nicht mehr gleichsam aus dem Stand mitmachen läßt, sondern die ihnen eine längere Erlernungsphase abverlangt. Sie müssen den historischen Prozeß der Konventionalisierung und Syntaktisierung bei der Spracherlernung rekapitulieren.¹⁸

Durch Wortstellungskonventionen¹⁹ können nicht nur binäre Beziehungen transparenter gemacht werden. Wenn etwa wie im Fall von Angaben verschiedener Art gleich mehrere Ausdrücke - auch komplexe Ausdrücke - zu ein und demselben Ausdruck in Beziehung stehen, dann kann es wichtig werden, auch die Abfolge dieser Ausdrücke zu konventionalisieren, um ihre spezielle Funktion zu indizieren. Solche Konventionen verbessern weiter die Transparenz und können im wesentlichen auf dieselbe Weise ausgebildet werden wie Konventionen bei binären Beziehungen. An dieser Stelle ist allerdings bereits auf eine Gefahr hinzuweisen, die sich bei übermäßiger Konventionalisierung ergeben könnte: Da Konventionen erlernt werden müssen, könnte sich, was Verstehen erleichtern soll, ins Gegenteil verkehren. Aber diese Gefahr existiert ernstlich nur in der Phantasie von Theoretikern. Die Großweltler sind pragmatisch genug, gerade soviel Konventionen auszubilden, wie ihnen nützlich und hilfreich ist.

Im Zusammenhang mit den Fragestrategien der Kleinweltler wurde bereits angesprochen, daß sich so etwas wie eine Fragewortstellung entwickeln kann, in der, was erfragt werden soll, gewissermaßen in pole-position gebracht wird. Diese Stellung bietet sich für eine Konventionalisierung an, die dann erlaubt, Fragen auch in pragmatisch weniger eindeutigen Situationen zu stellen, weil

sie schon durch ihre Stellung angezeigt werden. Auf ähnliche Weise können auch weitere Handlungen durch eine bestimmte Wortstellung formal markiert werden, was Kommunikation in Grenzbereichen, in denen die Verhältnisse nicht so recht klar sind, erleichtern kann.

Die Großweltler müssen dabei keineswegs die klassischen Satzformen - Fragesatz, Befehlsatz, Aussagesatz - entwickeln, aber viel mehr als drei markierte Satzformen - wobei ich Satz als kleinste autonome Gesprächseinheit verstehe - werden sie kaum entwickeln können: Mehr würde die Effizienz des Vorgehens gefährden, auch sind ihre Gesprächsbeiträge im allgemeinen gar nicht so lang, als daß übermäßig viele Inversionen vorgenommen werden könnten.

Wortstellungskonventionen sind nicht das einzige Mittel zur Syntaktifizierung. Ein ebenso effizientes und in letzter Konsequenz fruchtbareres Mittel ist die Übernahme wichtiger, immer wiederkehrender Ausdrucksfunktionen durch bestimmte Ausdrücke, die dafür gar nicht entwickelt wurden. In kleinweltlichen Gesprächsbeiträgen bleibt noch vieles den Hörern überlassen: Zeitangaben sind spärlich, Besitzverhältnisse - die natürlich auch noch weit weniger wichtig sind - bleiben ebenso unausgesprochen wie logische und kausale Beziehungen. Das geht aus der Situation heraus einigermaßen gut, wird aber zum Problem, wenn weder situatives, noch historisches Wissen in ausreichendem Maß vorauszusetzen ist. In dieser Lage greifen die zu Großweltlern werdenden Kleinweltler auf sprachliche Mittel zurück, die als eine Art Nothelfer fungieren können, weil sie wenigstens eine ungefähre Idee davon vermitteln können, was hier noch zu sagen wäre.

Aus solchen Notbehelfen können - faute de mieux - Dauerlösungen werden. Die Ausdrücke, die in solche Funktionen hineinwachsen, machen in der Folge in dieser Funktion eine Art "semantische Ausbleichung" durch²⁰, bei der sie den Anschluß an ihre frühere Gebrauchsgeschichte zunehmend verlieren und immer stärker von ihrer neuen Hilfsfunktion geprägt werden. Aus ursprünglich autonomen Ausdrücken, die gleichberechtigt neben allen andern Ausdrücken standen, werden so eine Art Operatoren, die autonomen Konzepten systematisch eine etwas veränderte Bedeutung verschaf-

fen, wenn sie mit ihnen zusammengebracht werden, oder die logische, kausale oder finale Beziehungen zwischen Gesprächseinheiten artikulieren. Man darf sich das allerdings nicht so vorstellen, wie es im nachhinein aussehen mag: Die Entstehung dieser "Hilfswörter", die für die Hörer weitere Entlastung bringen, steht nicht unter dem Eindruck an sich ausgebildeter Konzepte, die lediglich bislang nicht "zur Sprache" gebracht werden konnten. Es gibt diese Konzepte sowenig wie die Ausdrücke dafür: Sie werden gewissermaßen im Gleichschritt mit der Entwicklung ihrer sprachlichen Formen erarbeitet.

Die Entwicklung solcher "Hilfswörter" ist keine Spezialität großweltlicher Kommunikation. Alle mir bekannten Sprachen²¹ machen davon mehr oder weniger kräftig Gebrauch, und das, obwohl sie längst auch über andere, nämlich morphologische Mittel wie Flexion, Präfixe, Suffixe verfügen. Den Großweltlern stehen diese Mittel anfänglich noch nicht zur Verfügung. Die Hilfswörter sind für sie ein Allround-Mittel, mit dem sie all das ausdrücken:²²

- (1) Modus
- (2) Tempus
- (3) Numerus
- (4) lokale Beziehungen
- (5) Genus
- (6) Besitzverhältnis
- (7) logische Beziehungen
- (8) kausale Beziehung
- (9) finale Beziehung
- (10) Grad

Hier einige Beispiele in der üblichen "Wort-für-Wort" Übersetzung.²³

- (a) *pick komm ess | geh schlaf*
- (b) *tack fang mann affe*
- (c) *fehl wasser trink | morgen mann durst*
- (d) *tick schlag frau komm berg | selbe zeit frau ess fleisch*
 gehör tick fleisch

- (e) *lem zusammen klem jag | find reh essen*
- (f) *trotz karo bös | kross geh weg*
- (g) *track dach haus steig*

Die kursiven Ausdrücke sind hier als "Hilfswörter" zu verstehen.
Eine kurze Erläuterung:

Zu (a): *komm* drückt Vergangenheit aus, *geh* - wie manchmal im Deutschen und wie *aller* im Französischen - Zukunft.

Zu (b): *mann* ist hier Genus-Angabe.

Zu (c): *fehl* heißt soviel wie *nicht* oder *kein*, *morgen* gibt an, daß der Mann *d a n n* Durst haben wird, wobei *dann* temporal oder konsekutiv verstanden werden kann.

Zu (d): *komm* heißt hier soviel wie *von* bzw. *vom*, *selbe zeit* kann soviel heißen wie *derweil*, aber auch wie *weil*. Es kann temporal, aber auch kausal zu verstehen sein.

Zu (e): *zusammen* soll soviel heißen wie *mit* oder *und*.

Zu (f): *trotz*, an sich Bezeichnung des Trotzens, Sichwehrens, wird hier im Sinn von *obwohl* verwendet. *weg*, ursprünglich Weg, ist zu verstehen wie unser *weg*.

Zu (g): *dach* heißt hier in etwa wie *auf* oder *hinauf*.

Die Beispiele sind - zugegebenermaßen - etwas gesucht, aber sie sollten doch eine ungefähre Vorstellung davon geben, wie man sich den Vorgang der Ausbildung von "Hilfswörtern" zu denken hat. Diese Beispiele sind - wie unschwer zu erkennen ist - keine Versuche über die Etymologie der in den Erläuterungen aufgeführten "Übersetzungen". Ich spreche das an, weil es fraglos interessant gewesen wäre, dem Ursprung unserer "Hilfswörter" auf die Spur zu kommen. Aber abgesehen davon, daß dabei viel Lautgeschichtliches mitberücksichtigt werden müßte, was hier weniger wichtig ist, fehlen mir offengestanden augenblicklich dazu die Zeit und auch sonst noch einige Voraussetzungen.²⁴ Festzuhalten ist, daß sich hier in einem für manche vielleicht etwas überraschenden Zusammenhang ein neuer Ansatz für fast aus der Mode gekommene Forschungen zeigen kann.

Auf einer Liste mit der Entwicklung von "Hilfswörtern" liegt der Prozeß, der zur Ausbildung mehrstelliger und komplexer Prädikate, sowie von Infinitivkonstruktionen führt. Die pragmatische Sprache der Kleinweltler kennt überwiegend nur einstellige Prädikate, zu denen einige wenige zweistellige kommen, die ursprünglich zwei t e i l i g e Prädikate sind, deren einer Teil eine Feinabstimmung des andern bringt.²⁵ Das bedingt eine gewisse - von Kleinweltlern natürlich nicht empfundene - Schwerfälligkeit und Kleinschrittigkeit in der Abwicklung komplexer Gesprächsbeiträge. Zu erklären ist diese Kleinschrittigkeit aus der Entstehungsgeschichte solcher Gesprächsbeiträge: Sie sind gleichsam das Spiegelbild eines Gesprächs, das mit einer pauschalen Anspielung beginnt und in dem die Hörer dem Sprecher nach und nach weitere Angaben abverlangen. Langsam gibt der Sprecher dann preis, worüber er spricht, wem was getan wurde, was affiziert oder effiziert wurde, u.dgl. In komplexen Gesprächsbeiträgen antizipieren die Kleinweltler eine solche Prozedur und rücken gewissermaßen gleich von selbst mit dem heraus, was mutmaßlich anzugeben sein wird.²⁶

Der Weg von zähflüssigen, vierteiligen Gesprächsbeiträgen, wie sie eben beschrieben wurden, zu kompakten, sehr viel schneller abzuwickelnden Beiträgen, führt über die pragmatisch-funktionale Ökonomie, mit der Kleinweltler ihre Gesprächsbeiträge formulieren: Sie reden keineswegs in sog. vollständigen Sätzen, sondern - nicht anders als wir im informellen, spontanen Gespräch - in Einheiten, in denen gerade soviel expliziert wird, wie ihnen für das Verstehen erforderlich scheint. Ein Beispiel: Ein Kleinweltler will sagen, daß Tick dem Tack eine Banane gegeben hat. Er sagt das nicht so:

(h)* tick geb | geb tack | geb banane

Er sagt es so, wie er geantwortet hätte, wenn er gefragt worden wäre:

(i) tick geb | tack | banane

Durch die großweltliche Syntaktifizierung werden dreiteilige Gesprächsbeiträge wie (i) vollends zu einer Einheit verdichtet, indem alles unter einem Intonationsbogen zusammengefaßt wird. Aus (i) wird

(j) tick geb tack banane

Ein ähnlicher Prozeß führt zur Ausbildung komplexer Prädikate. Hier ein Beispiel einer Kausativierung:²⁷ Ein Kleinweltler will berichten, daß Pick den Karo Feigen holen läßt. Dazu muß er zunächst einmal feststellen, daß Pick den Karo zu etwas bewegt, dann muß er angeben, wozu er ihn bewegt. In einem (h)* entsprechenden theoretischen Beitrag könnte das so aussehen:

(k)* pick karo veranlaßt | feige hol veranlaß

Tatsächlich sagt der Kleinweltler:

(l) pick karo veranlaß | feige hol

Die großweltliche Syntaktifizierung zieht - in einer Art predicate raising - die beiden Prädikate in (l) zu einem komplexen Prädikat zusammen:

(m) pick karo veranlaß-hol feige

oder auch auf die Form

(n) pick karo veranlaß feige hol²⁸

Erkauft wird die größere Dichte durch eine festere Wortstellung: Nachdem einmal alles in einen Zusammenhang gebracht ist, steigt die Gefahr durch Mißverständnisse aufgrund ungewöhnlicher Wortstellung enorm an. Aber das ist ein Preis, der den Großweltlern keine Probleme schafft, sondern ihnen im Gegenteil noch als Beigabe Hilfe bei der Aufarbeitung der Gesprächsbeiträge bringt. Eines freilich wird ihnen künftig nicht erspart bleiben: Diesen syntaktifizierten Aufbau müssen sie regelrecht erlernen, während sie die frühere pragmatische Struktur fast aus dem Stand verstehen konnten.

Als letztes und vielleicht wichtigstes Beispiel großweltlicher Syntaktifizierung möchte ich noch die Entstehung einer ersten grammatischen Morphologie betrachten. Die Entwicklung einer grammatischen Morphologie bringt eine Syntaktifizierung zweiten

Grades - jedenfalls in meinem Modell: Der Prozeß, der zur Ausbildung von "Hilfswörtern" geführt hat, bleibt nicht immer und überall bei diesen stehen. Die "Hilfswörter" gehen in bestimmten Fällen eine engere Verbindung mit den Wörtern ein, auf die sie operieren. Ihre allgemeine Bedeutung und ihre Verbreitung bringt es mit sich, daß sie nach einer semantischen Ausbleichung einer lautlichen Erosion unterliegen und dem Wort, auf das sie operieren, "angebildet" werden können - um mit Humboldt zu sprechen.²⁹

Der Verlust an Eigenständigkeit kann dabei verschieden weit gehen: Bestimmte "Hilfswörter" können sich auch in der Verbindung mit einem "Hauptwort" noch formal einigermaßen oder sogar ganz intakt erhalten, andere entwickeln sich zu minimalen Markierungen, die unter dem Eindruck lautlicher Veränderungen irgendwann nur noch als Reflexe zu erkennen sind, die ihre frühere Existenz am Lautkörper des "Hauptworts" hinterlassen haben und mithin für Sprachteilhaber ohne sprachwissenschaftliche Ausbildung völlig verschwunden sind. Dieses totale "Wegtauchen" ist möglich, weil die Markierungen in manchen Fällen nur eine historische Mission zu erfüllen haben wie eine Leiter, die man nicht mehr braucht, wenn man dort angelangt ist, wohin nur sie einen bringen konnte.

Durch Anbildung und lautliche Erosion von "Hilfswörtern" erreichen die großweltlichen Gesprächsbeiträge eine höhere Dichte und werden vor allem auch im Hinblick auf die Wortstellung überschaubarer. Kandidaten für eine Anbildung sind "Hilfswörter", die gleichsam notorisch gebraucht werden und die auf einen klar abgegrenzten Ausdruck operieren. Im einzelnen sind das "Hilfswörter", die Numerus, Tempus, Genus, Person und Kasus ausdrücken.³⁰ Wortklasse verändernde Morpheme nehme ich hier noch nicht an.

Die "Hauptwörter", denen solche "Hilfswörter" angebildet werden, sind bislang nur sehr vage durch eine Ahnung von den syntagmatischen und paradigmatischen Verhältnissen, in denen sie stehen, als Wörter einer bestimmten Kategorie zu verstehen. Das heißt: Es gibt noch keine wirklichen Nomina, Verba, Adjektiva o.dgl. Durch die Anbildung der "Hilfswörter" werden sie jetzt - ohne jede dahingehende Absicht - regelrecht markiert, weil bestimmte Wörter nur bestimmte Morpheme angebildet erhalten.

Durch diese Markierung - und das erst ist eigentlich die Syntaktifizierung, die wir hier verzeichnen - wird die semantische Funktion der Wörter im Redezusammenhang partiell an einem äußerlichen Merkmal sichtbar, und das bringt für die Großweltler eine enorme Entlastung ihrer Verstehensarbeit: Schon bevor sie im einzelnen verstehen, was gemeint ist, haben sie ein ungefähres Gerüst des Aufbaus der Bedeutung des Gesprächsbeitrags. Allerdings gilt auch hier, daß die Syntaktifizierung kein perfektes System von Interpretationsanweisungen etabliert. Sie ist eine ihrerseits pragmatische Hilfe mit einer deutlichen Tendenz, systematischer zu werden. Und damit ist das Stichwort für meine letzte Überlegung in dieser Arbeit gefallen.

Syntaktifizierung bringt unverkennbar eine Optimierung der Verständlichkeit großweltlicher Kommunikation. Sie führt zu mehr Sicherheit im Gebrauch und beim Verstehen sprachlicher Ausdrücke. Sie sorgt so dafür, daß Kommunikation im Rahmen der "Großen Welt" überhaupt aufrechterhalten werden kann. Unter dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit scheint deshalb alles dafür zu sprechen, daß die großweltliche Kommunikation über kurz oder lang durch und durch syntaktifiziert, d.h. von "inhaltlicher Redeweise" auf "formale Redeweise" umgestellt wird.³¹ Wäre das tatsächlich der Fall, würde sich die großweltliche Sprache nach vollendeter Syntaktifizierung als formales, i.e. syntaktisches System präsentieren, das zwar nicht "von Haus aus" eine autonome Syntax hätte, aber durchaus so betrachtet werden könnte, als wäre das der Fall.

Die Syntaktifizierung nabelt die Sprache gewissermaßen ab von ihren pragmatisch-funktionalen Anfängen. Wer die voll syntaktifizierte Sprache zu erlernen hätte, müßte vor allem ein System syntaktischer Konventionen erlernen, und der Hinweis auf pragmatische Ursprünge wäre dabei nicht sonderlich hilfreich. Tatsächlich sind aber natürliche Sprachen, die Kommunikation und Bedingungen zu gewährleisten haben, die denen großweltlicher Kommunikation in wesentlicher Hinsicht gleichen, durch die Bank nicht voll syntaktifiziert. Die Syntaktifizierung geht in diesen Sprachen zwar sehr weit, aber sie hat die Sprachen nie ganz unter

Kontrolle gebracht, nie ganz in syntaktischen Strukturen erstarren lassen.

Um zu verstehen, was einer völligen Syntaktifizierung der Sprache der Großweltler - und mithin aller vergleichbaren Sprachen - entgegenstehen könnte, muß man sich noch einmal auf die Bedingungen kommunikativen Handelns in der "Großen Welt" besinnen. Elementar ist die Bedingung der Verständlichkeit, und diese Bedingung scheint unter den besonderen Bedingungen der "Großen Welt" Syntaktifizierung unausweichlich zu machen. Dieser Eindruck rührt daher, daß wir geneigt sind, die Rahmenbedingungen kommunikativen Handelns als statisch zu betrachten: Da ist der andere, der nur das nötigste, allgemeinste Wissen mit einem gemeinsam hat und dem man deshalb durch Normierung der Sprache so weit wie möglich entgegenkommen muß. Dieser andere erscheint auf ewige Zeiten als der, der er ursprünglich ist. Aber diese Betrachtungsweise geht weit an den tatsächlichen Verhältnissen vorbei, und sie verkennt insbesondere den Sinn kommunikativen Handelns.

Die Rahmenbedingungen der "Großen Welt", die Syntaktifizierung erforderlich machen, sind nicht wirklich statisch. Sie sind Anfangsbedingungen unter denkbar schlechten Voraussetzungen. Diese Anfangsbedingungen werden aber gerade durch kommunikatives Handeln verändert: Das gemeinsame Wissen, das für einen pragmatischeren Umgang in der Kommunikation gebraucht wird, kann durch Gespräche aufgebaut werden. Nach und nach wird aus dem fremden anderen ein Vertrauter, der schon auf die leiseste Anspielungen hin verstehen kann, was man ihm sagen möchte.

Durch Kommunikation werden nicht zuletzt die Bedingungen verändert, unter denen zu kommunizieren ist. Die Normierung, die anfänglich unausweichlich scheint, kann in dem Maß wieder aufgehoben werden, in dem durch kommunikatives Handeln die Voraussetzungen für eine mehr pragmatische, und damit auch schöpferische Kommunikation geschaffen worden sind. Was nicht heißt, daß die Normierung deshalb vergessen wird. Man kehrt nicht zurück zum status quo ante. Die Normierungen werden zur Voraussetzung neuer

Freiheit. Die alte Freiheit war an Grenzen gestoßen, als die Orientierung verloren zu gehen drohte. Durch die Normierungen werden Orientierungspunkte geschaffen für eine weitere Entfaltung der Kreativität.³²

Und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine anderen Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch G e s e t z m ä ß i g k e i t zu verbinden, d.h. der Freiheit durch Schranken ihr eigenes Dasein zu sichern.³³

Anmerkungen

0. Problemverlust und Neuorientierung. Eine wissenschaftstheoretische Vorbemerkung

- 1 Ein Beispiel dafür, das noch gut in Erinnerung sein dürfte, ist die sog. Chomsky'sche Revolutionierung der Linguistik. Von Lyons (1970) noch gefeiert, sehen sie heute wohl schon die meisten eher als eine Revolution in Anführungszeichen.
- 2 Mir klingen noch die vernichtenden Urteile im Ohr, die jeder, der sich als fortschrittlicher Linguist verstand, Ende der sechziger Jahre über die sog. traditionelle Sprachwissenschaft glaubte abgeben zu können und zu müssen. Unter dem Eindruck dieser Urteile bin ich selbst erst spät dazu gekommen, mich mit der Tradition der Linguistik zu befassen.
- 3 Diese etwas nonchalante Behauptung wäre sicher ausführlicher zu diskutieren, als das hier möglich ist. Für meine diesbezüglichen Überlegungen verweise ich auf Strecker (1977), (1979). Siehe auch Lakatos (1979), Feyerabend (1965), (1975).
- 4 Freie Wissenschaft im Gegensatz zu Auftragsforschung, deren Sinn durch explizite Anträge von außen bestimmt wird.
- 5 Neben der Dynamik der Wissenschaft gibt es einen weiteren Grund für Problemverluste, der dem eben genannten zuwider zu laufen scheint, ihn aber in der Praxis eher ergänzt: Die Mechanik - nicht die Logik! - des Wissenschaftsbetriebs führt dazu, daß man sich an den Altvorderen orientiert, weil man fürchtet, etwas als eigenen Gedanken auszugeben, das schon früher festgestellt wurde.

"Die Deutschen lesen zu viel. Darüber, daß sie nichts zum zweitenmal erfinden wollen, lernen sie alles so anzusehen, wie es ihre Vorfahren angesehen haben..." Lichtenberg, Sudelbücher II, Heft G (202).
- Abgesehen davon, daß damit genau das erreicht wird, was vermieden werden soll, führt dies zu einer Tradierung von Problemen, die man nicht eigentlich hat, sondern sich angelesen hat. Dabei ist es dann nur noch eine Frage der Zeit, bis der Sinn der Probleme vollends verloren geht.
- 6 Unter diesem Gesichtspunkt ist es ausgesprochen lobenswert, wenn etwa Chomsky wieder und wieder in seinen Schriften darauf hinweist, welche Bedeutung seine linguistischen Studien für die Erforschung mentaler Strukturen haben könnten. Sieh hierzu etwa Chomsky (1968), (1977), (1981). Bei aller Anerkennung dieser Bemühungen ist aber doch zu bemerken, daß dabei die globalen Ziele und die Feinheiten der aktuellen Theorie oft nur mühsam vermittelt sind.
- 7 Was bekanntlich nicht ganz unüblich ist. Hier zeigt sich übrigens, daß durchaus auch ein Generationenkonflikt im Spiel ist.
- 8 Eine Unterbrechung der Überlieferung des Sinns muß nicht auch Unterbrechung der Forschungstradition sein: Die Mechanismen des akademischen Betriebs können eine Tradition künstlich am Leben erhalten, wenn ihr Sinn längst vergessen ist.

- 9 Es ist schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, so etwas wie das Niveau einer Wissenschaft zu bestimmen, weil eine Wissenschaft meist heterogen ist. Dennoch kann man einen allgemeinen Eindruck - eine Art Gestalt - von Niveauunterschieden gewinnen, die nicht auf das Konto der schieren Intelligenz der Forscher gehen. So scheint mir etwa ein eklatanter Niveauverlust feststellbar, wenn man die linguistische Forschung in Deutschland um die Jahrhundertwende vergleicht mit der Forschung der sechziger Jahre, die dann auch eine gewisse Neuorientierung gebracht haben. Daß ich das nicht als eine negative Bewertung der letzteren Zeit meine, hoffe ich klar genug zu machen. Ich sehe darin einfach eine der Phasen im Rhythmus dieser Wissenschaft.
- 10 Zum Begriff der "normalen Forschung" siehe Kuhn (1967) Kap.II und III.
- 11 *Inspektion* ganz in Sinne von *Autoinspektion*.
- 12 Alt in dem Sinn, daß sie vor der Idee einer GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION da waren. In einigen Fällen auch wirklich alt, älter als die aktuelle Forschung. Hier sind besonders Wilhelm von Humboldt und Hermann Paul zu nennen.
- 13 Überwiegend und nicht etwa durchweg, weil besonders in sog. traditionellen Grammatiken auch semantische und pragmatische Gesichtspunkte eine Rolle spielen. Die "Vermischung" der hier auseinandergehaltenen Gesichtspunkte war bis in die neueste Zeit nicht ungewöhnlich und wurde eigentlich erst so richtig registriert im Zug strukturalistischer Betrachtungen.
- 14 Ebenso gut könnte man vermutlich sagen: d e r Grammatiken. Die Einschränkung auf "nur" die m e i s t e n Grammatiken soll lediglich kaschieren, daß ich die Lage nicht unbedingt völlig überblicke. Mir sind - sieht man von Konzepten bei Wittgenstein und von Ansätzen zu einer funktionalen Grammatik ab - keine Grammatiken bekannt, auf die diese Charakterisierung nicht zuträfe.
- 15 Aus Gründen, die im folgenden darzulegen sein werden.
- 16 Man kann sich die Entwicklung einer Sprache ähnlich vorstellen wie die Entwicklung einer nationalen oder regionalen Kochkunst, womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß die Sprachentwicklung ähnlich einfach war.
- 17 Kommunikationsprobleme soll hier heißen: Probleme, die durch Kommunikation zu lösen sind, also insbesondere auch Probleme, die mit oder bei der Kommunikation entstehen.
- 18 Siehe hierzu v. Hayek (1969).
- 19 In ähnlicher Weise argumentiert Nozick in Bezug auf eine Staatstheorie. Siehe Nozick (1974), S. 6ff.

1. Sprachlicher Ausdruck und sprachliches Handeln:

Eine Gegenstandsbestimmung

- 1 "Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte", so Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, 1. Teil, 1. Buch, S.39 (1980).
- 2 Wobei *Schülermentalität* selbst mehr zudeckt, als es begreift.
- 3 Das gilt nicht nur für die Sprachen sog. hochentwickelter Gesellschaften. Keine existierende menschliche Sprache ist - soweit ich das in Erfahrung bringen konnte - so primitiv, daß sie keine reflexiven Ausdrucksmittel hätte für das Reden über das Reden.
- 4 Siehe hierzu auch Heringer/Strecker/Wimmer (1980), S. 25ff.
- 5 In diesem Zusammenhang möchte ich K. Heger für ebenso interessante wie freundliche briefliche Auskünfte danken.
- 6 Duden-Grammatik (1966), S. 207. Die Neuauflage von 1984 verzichtet auf die Frage, behält die grundsätzliche Orientierung aber bei.
- 7 Dieser Eindruck kommt natürlich nicht von ungefähr. Die Kategorie Adjektiv ist so alt und so lang fester Bestandteil von Grammatiken nicht nur des Deutschen, daß sich ihr ursprünglich theoretischer Charakter fast im Dunkeln verliert.
- 8 In der Praxis wird das nicht so ungewöhnlich sein, weil hierzulande jedermann in der Schule mit Grammatik in dieser Art konfrontiert wird. Aber dadurch wird diese Betrachtungsweise allenfalls vertraut, doch keineswegs verständlich.
- 9 Siehe hierzu Jacobsen (1974), Robins (1967), Kap. 2.
- 10 Man könnte das zum Anlaß nehmen, den Sprachbegriff selbst von Grund auf zu überdenken und eventuell ganz aufzugeben, weil er doch sehr stark von Ansichten geprägt ist, die ihn auf verbalen Ausdruck beschränken wollen. Obwohl ich Sympathien für einen solch radikalen Schritt habe, behalte ich den Sprachbegriff bei, weil *Sprache* nun einmal der Ausdruck ist, mit dem man - bei aller Mißverständlichkeit - immer noch am ehesten deutlich machen kann, was man meint, wenn man von jenen Dingen reden will, die hier zur Debatte stehen.
- 11 Siehe hierzu Robins (1967), S. 6ff., auch Cherubim (1975), S. 5ff.
- 12 Eine Fragestellung dieser Art im Bereich der Syntaxtheorie ist etwa, wie man die Wertigkeit von Verben operational, i.e. ohne Berücksichtigung von Bedeutung, bestimmen könnte. Eine weitere Fragestellung dieser Art - wohl die derzeit prominenteste - ist, wie der Erwerb syntaktischer Strukturen im Zug der Primärspracherlernung erklärt werden könnte.
- 13 Selbst Schriften, die den Volkssprachen zu ihrem Recht verhelfen wollten, waren anfänglich noch auf Lateinisch verfaßt, so etwa Dantes berühmte Schrift "De vulgari eloquentia". Die ersten Grammatiken des Deutschen wurden von Deutschen auf Lateinisch verfaßt. Noch Schottel -

Schottelius! - sieht sich genötigt, seine deutschen Ausführungen lateinisch zu kommentieren. Siehe hierzu Schottelius (1663); für eine Darstellung der Frühzeit der neuhochdeutschen Grammatik siehe Jellinek (1913), Kap. 4. Es bedurfte einer größeren emanzipatorischen Anstrengung und ausführlicher Rechtfertigungen, das zu tun, was uns das Natürliche scheint: eine deutsche Grammatik als Deutscher für Deutsche auf Deutsch zu schreiben.

- 14 Daß man keineswegs sehen mußte, daß man mit der lateinischen Grammatik einer Sprache wie dem Deutschen Gewalt antat, beweisen die zahllosen "blinden" Übertragungen lateinischer Kategorien, die sich bis in neueste Zeit erhalten haben.
- 15 Siehe hierzu Jellinek (1913), Kap. 5 und 6. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß in den frühen Grammatiken die Rechtschreibung eine sehr viel bedeutendere Rolle spielte, als man ihr heute in Grammatiken zugesteht.
- 16 Eine Tat, die man nicht unbedingt so positiv bewerten muß, wie das gemeinhin getan wird. Immerhin dürften die tragenden Gründe für den Erfolg dieses Unternehmens mehr politisch-ökonomischer Natur gewesen sein, als den idealistischen Sprachpflegern der Fruchtbringenden Gesellschaft jemals klar werden konnte. Die Etablierung einer Hochsprache hat nicht einfach eine Verbesserung der Kommunikation gebracht. Sie hat zugleich zu einer Abwertung der ursprünglichen Dialekte geführt und dadurch auch kommunikationshemmend gewirkt.
- 17 "Jede wissenschaftliche Theorie muß nach ihrem Ziel beurteilt werden. Die Syntax wird gemeinhin als eine linguistische Teiltheorie angesehen, deren Aufgabe es ist, die Sätze einer Sprache zu beschreiben", stellte Heringer (1972), S. 7 fest, und das war und ist für viele noch immer die ganz selbstverständliche Position der Wissenschaft - nicht nur in Sachen Syntax. Siehe hierzu auch Heringer/Strecker/Wimmer (1980), S. 15f.
- 18 Im Sprachunterricht hat sich diese Auffassung - wenn auch nicht mehr unangefochten - im Grunde bis heute gehalten. Die deskriptiven Grammatiken machten sich in der normativen Funktion nicht schlechter als die alten präskriptiven Grammatiken. Das lag nicht allein daran, daß andere sie auf eigene Verantwortung präskriptiv einsetzten, sondern auch daran, daß die deskriptive Grammatik in der Regel sowenig wie die offene präskriptive Grammatik bereit war, alles gelten zu lassen, was einem zu Ohren kommen kann. Auch deskriptive Grammatiken stellen Regeln darüber auf, was in einer Sprache möglich sein soll und was nicht. Sie verhalten sich nie konsequent deskriptiv, was im übrigen ein kompletter Unsinn wäre. Damit bleiben sie verwertbar im Sinn der überkommenden Praxis. Sie haben sich zu dieser Praxis in gewissem Sinn nur auf eine vornehme Distanz begeben wie die feinen Leute, die nicht von Geld reden müssen, solange es andere für sie verdienen.
- 19 So der Slogan des erkenntnistheoretischen Anarchismus eines Paul Feyerabend. Feyerabend hat diese Charakterisierung der Forschung natürlich in einem anderen Zusammenhang gegeben. Ich leihe mir nur den Wortlaut aus. Die Feststellung, daß hier alles möglich ist, gilt aber auch im Sinne Feyerabends: Es gibt weder logische, noch empirische Gründe dafür, unter der Voraussetzung einer Angemessenheit an die Sache Sprache irgendetwas zu tun oder zu lassen. Mit Zeit und Phantasie ließe sich eine Sprache sicher auch als ein Blumenstrauß beschreiben.

- 20 Die Verpflichtung gegenüber der Sache ist tatsächlich nichts anderes als die Verpflichtung, sie in der Weise zu sehen, die der eigene theoretische Rahmen bestimmt. Daß man den Gegenstand als etwas betrachtet, das an sich schon in einer bestimmten Weise konstituiert ist, erklärt sich aus der Selbstverständlichkeit traditioneller Sehweisen. Eine Perspektive fällt erst als bestimmte auf, wenn sie das verfremdet, was man zu sehen gewohnt ist. Dieses Phänomen ist nicht auf die Wissenschaft beschränkt. Man findet es im Alltag überall, insbesondere in der Politik, wo immer die Gegner die sind, die ideologisch verzerrten Weltbildern anhängen.
- 21 Feyerabends anything goes wird von manchen so verstanden, daß damit ein Freibrief ausgestellt würde, sich hemmungs- und verantwortungslos aufzuführen. Gegen diese Perspektive wenden sie sich dann mit vollem Recht, nur geht ihre Empörung gründlich an der Sache vorbei: Feyerabend stellt natürlich keinen Freibrief für irgendetwas aus. Wie käme er auch dazu? Er ist kein Gott und kein Meister. Er verweist lediglich darauf, daß es jedermanns eigene Sache ist, was er zu tun gedenkt, und er nimmt keinem die Verantwortung dafür ab.
- 22 Ähnlichkeiten mit bekannten Formulierungen der Aufgaben von Grammatiken sind nicht zufällig, sondern beabsichtigt.
- 23 Wobei man sich natürlich darüber im Klaren sein muß, daß es eine Arbeitshypothese ist und nicht mehr.
- 24 Für diese Modi der Kommunikation siehe Givón (1979), Kap. 5. In diesem Zusammenhang ist auch auf eine Unterscheidung hinzuweisen, die Carnap in seiner "Logischen Syntax" eingeführt hat: Er spricht dort von inhaltlicher Redeweise im Gegensatz zu formaler Redeweise in Kalkülsprachen. Siehe Carnap (1934), S. 180ff. Carnaps Unterscheidung ist natürlich anders motiviert und anders angelegt als Givóns Unterscheidung, aber sie liefert indirekt ein Argument dafür, daß die Verhältnisse in natürlichen Sprachen nicht so ganz syntaktisch geregelt sind, wie vielfach angenommen wird. Ähnliches meinte wohl auch Wittgenstein, als er schrieb: "Es ist menschenunmöglich, die Sprachlogik aus ihr unmittelbar zu entnehmen". Wittgenstein (1922), § 4.002.
- 25 Die Tendenz zur Syntaktifizierung erklärt sich aus den Bedingungen, die sich für das kommunikative Handeln durch die enorme Vergrößerung der Sprachgemeinschaften verglichen mit den frühgeschichtlichen Horden ergeben haben. Diese Bedingungen sind aber nicht unveränderbar: Eben durch kommunikative Handlungen können wieder Verhältnisse geschaffen werden, unter denen pragmatische Gesichtspunkte wieder stärker in den Vordergrund rücken können. Siehe hierzu unten Kap. 3.2.
- 26 Siehe hierzu auch Strecker (1986), Kap. 2.
- 27 Siehe Searle (1969), S. 33ff.
- 28 Zu Natur, Status und Funktion solcher Regeln siehe Strecker (1982), Kap. 2.2. und 2.3., auch Strecker (1985b).
- 29 Siehe hierzu auch Bruner (1974/75).
- 30 Zur Diskussion des Handlungsbegriffs siehe von Wright (1963), Danto (1965), Goldman (1970), Heringer (1974).

- 31 Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Ich bin nicht der Meinung, daß die Sprachwissenschaft, seit sie normative Ansprüche aufgegeben hat - also etwa seit Beginn des 19. Jahrhunderts -, nur noch Raritäten zusammengetragen hat. Diese Charakterisierung gilt nur dort, wo im Rahmen einer eigensprachlichen Grammatik etwa etymologische Erkenntnisse ausgebreitet werden, die nichts dazu beitragen, die Sprachteilhaber in einer praxisrelevanten Weise über ihre Sprache aufzuklären. Solche Grammatiken wären sogar noch ganz gut bewertet, wenn man sie als Raritätenkabinett bezeichnet, denn meist sind sie nicht einmal so interessant wie ein Raritätenkabinett.
- 32 Zum Begriff der Lebensform siehe Wittgenstein (1953), § 23.
- 33 Siehe Schelling (1960).
- 34 Zum Begriff des Koordinationsproblems siehe u.a. Schelling (1960), S. 89ff., Lewis (1969), Kap. 1, Schiffer (1972), S. 138ff., Bennett (1976), S. 117ff.
- 35 Damit soll nicht behauptet werden, daß die Lösung von Koordinationsproblemen die einzige Funktion von sprachlichem Handeln für uns ist. Ich glaube aber, daß man sie mit Fug als die charakteristische Funktion kommunikativen Handelns bezeichnen kann, mit der die Entwicklung sprachlicher Handlungsmöglichkeiten verbunden war und über die wir noch heute am besten verstehen können, was wir an unserer Sprache haben. Ich kann das hier nicht weiter begründen, werde aber unten wiederholt und ausführlich auf Probleme eingehen, die damit zusammenhängen.
- 36 Die GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION ist mithin nicht der Auffassung, daß "the fundamental aim in the linguistic analysis of a language L is to separate the grammatical sequences which are the sentences of L from the ungrammatical sequences which are not sentences of L and to study the structure of the grammatical sequences", wie Chomsky (1957), S. 13 feststellte.
- 37 Die Überlieferung dieser Handlungsmuster erfolgt natürlich wesentlich auch als Überlieferung von sprachlichen Ausdrucksmitteln.
- 38 Das gilt m.E. auch für die sog. Sprechakttheorie, die zwar den Handlungscharakter des Sprachgebrauchs betont, aber nicht soweit geht, sprachliches Handeln in seinen Funktionen im Rahmen des sozialen Handelns im allgemeinen zu sehen. Anders bei Wittgenstein, der verschiedentlich betont, daß sprachliches Handeln verwoben ist in eine Lebenspraxis. Siehe etwa Wittgenstein (1953), § 7, (1967), § 272.
- 39 Siehe hierzu auch Strecker (1976), wo am Beispiel argumentativen Handelns gezeigt wird, in welcher Konkurrenz kommunikatives Handeln zu anderen Handlungen stehen kann.
- 40 Siehe hierzu auch Strecker (1984).
- 41 Solche Gründe gibt es genug: Es kann etwas sein, daß ein Gesprächspartner die festen Formen nicht oder nur schlecht beherrscht oder daß die Umstände nicht erlauben, die etablierten Formen zu verwenden. Siehe in diesem Zusammenhang Ochs (1979), die Formen geplanten und ungeplanten Redens vergleicht, sowie Givón (1979), Kap. 5.
- 42 Siehe hierzu auch Keller (1982), § 7.

- 43 "And I remember in frequent Discourses with my Master concerning the Nature of Manhood, in other Parts of the World; having Occasion to talk of Lying and false Representation, it was with much Difficulty that he comprehended what I meant; although he had otherwise a most acute Judgement. For he argued thus; That the Use of Speech was to make understand one another, and to receive Information of Facts; now if any one said the Thing which was not, these ends were defeated; because I cannot properly be said to understand him." Jonathan Swift, *Gulliver's Travels. A Voyage to the Houyhnhnms*; zitiert nach Swift (1961), S. 207. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch das christliche Verbot zu schwören, nachzulesen in Matthaeus 5: 34-37. Dort wird Kommunikation ausdrücklich auf die Verfolgung von jenen Zwecken festgelegt, die uns als prima facie Zwecke erscheinen. Siehe hierzu auch Heringer/Öhlschläger/Strecker/Wimmer (1977), Beitrag 9.
- 44 In der Metaphorik von Humboldts: das Wirken des lebendigen Sprachgeists.
- 45 Eine synchronische Betrachtungsweise verbietet sich, wenn man den dynamischen Aspekt von Sprachen zeigen will, weil aus dieser Betrachtungsweise heraus keine Erklärung der Dynamik möglich ist: Wenn Sprache synchronisch betrachtet wird, zeigt sie sich in einem Zustand der Ruhe, und ihre Bewegung wird gleichsam herausgekürzt. Um ihre Dynamik zu erfassen, muß man sie allzeit - also insbesondere zum Zeitpunkt der Betrachtung - in Bewegung sehen. Alles andere führt unweigerlich zu Zenons Paradox der Bewegung. Siehe in diesem Zusammenhang auch Coseriu (1980).
- 46 Vielleicht ist es das, was von Humboldt meinte, als er Sprache als *energia* im Gegensatz zu *ergon* bestimmte. Ich möchte mich aber nicht darauf festlegen, ihn hier interpretiert zu haben. Siehe von Humboldt (1836), S. 57.
- 47 Man kann das vergleichen mit den Einteilungen von Pflanzen einerseits im Alltag und andererseits in der modernen Biologie.
- 48 Die Identifikation hält sich an das Augenfällige: an das Sprechen, an den Gebrauch der Zunge u.dgl. Es wäre ein Fehler anzunehmen, daß damit auch schon das Wesen der Sache erfaßt wird, Identifikation ist ein pragmatisches Geschäft: Man braucht dazu keine notwendigen Eigenschaften einer Sache erkannt zu haben. Wenn jemand etwa bei einem Linguistenkongress allen Transformationalisten eine Runde Schnaps zukommen lassen will und alle anwesenden Transformationalisten aus kontingenten Gründen total übernächtigt aussehen, dann kann er sie ohne Schwierigkeiten für den Kellner identifizierbar machen, ohne auch nur ein Wort über ihre theoretischen Positionen zu verlieren.
- 49 Ein klassischer Fall in der Sprachwissenschaft ist die Idee des vollständigen Satzes auf der Grundlage einer syntaktischen Konzeption von Sprache. Natürlich beweist der Umstand, daß jemand immer kompliziertere Konstruktionen braucht, um seine Konzeption durchzuhalten, noch nicht, daß diese Konzeption falsch ist. Aber daß die Konzeption niemals als falsch ausgewiesen werden könnte, ist bei genügender Phantasie ihrer Protagonisten ohnedies nicht zu befürchten. Was fehlt, ist die Eleganz. Obwohl ich nicht soweit gehen möchte, eine Forschungsrichtung aus Gründen fehlender Eleganz als fehlgeleitet zu betrachten, habe ich gewisse Sympathien für die Position von Lakatos, der - in Lakatos (1979) - dieses eher ästhetische Kriterium zur Beurteilung der Leistungsfähigkeit von Forschungsvorhaben heranzieht.

- 50 Siehe Yngve (1975), S. 544.
- 51 Mit Problemen meine ich hier nicht nur die rein praktischen Schwierigkeiten, die daher rühren, daß man seinen Platz in einem Fach behaupten müßte, das sich anders versteht als man selbst. Ich meine auch Probleme in der täglichen Forschungsarbeit mit einer Literatur und mit Kollegen, die die relevanten Phänomene als Sprache führen. Während man sich bei Beibehaltung des Sprachbegriffs oft genug darauf verlassen kann, daß gut genug verstanden wird, wovon man redet, müßte man mit einer neuen Begrifflichkeit ständig Erklärungen abgeben und liefe doch Gefahr, da und dort Ausdrücke zu verwenden, die man sich selbst untersagt hat.
- 52 Eine Umwidmung von Begriffen - offen oder unter der Hand - ist ein Verfahren, das sich im Alltag und in der Wissenschaft größter Beliebtheit erfreut, und das durchaus zurecht: Man schafft dadurch organische Übergänge. Man muß allerdings auf der Hut sein, dabei selbst nicht stärker von der traditionellen Verwendungsweise beeindruckt zu werden, als man diese seinerseits beeinflussen kann. Wie der weitere Verlauf dieser Arbeit zeigen wird, bin ich nicht in jedem Fall der Meinung, daß Umwidmung das angemessene Vorgehen ist. Im Fall des Regelbegriffs etwa plädiere ich für ein radikaleres Vorgehen, was allerdings durch verschiedene Umstände erleichtert wird, auf die ich dann zu sprechen kommen werde.
- 53 Ich denke dabei an Redewendungen wie *etwas zur Sprache bringen, die Sprache der Vernunft, die Sprache verschlagen, e i n e Sprache sprechen*.
- 54 Das Bild geht natürlich, wie man weiß, auf Wittgenstein zurück, der bereits 1933/34 im "Blue Book" diktierte: "I shall in the future again and again draw your attention to what I shall call language games. These are ways of using signs simpler than those in which we use the signs of our highly complicated everyday language. Language games are the forms of language with which a child begins to make use of words. The study of language games is the study of primitive forms of language or primitive languages". Wittgenstein (1958), S. 17.
- 55 Genau das war wohl auch die Funktion dieses Bildes bei und für Wittgenstein, der sich damit von einer zentralen Idee seines Tractatus löste.
- 56 Wittgenstein hat dieses Bild, wenn ich nicht irre, überwiegend in diesem Sinn gebraucht. Siehe hierzu Wittgenstein (1953), § 23.
- 57 Die Anwendung eines Begriffs auf Neues geht nicht spurlos an ihm vorüber: Das Neue färbt gewissermaßen auf den Begriff ab und eröffnet unter Umständen eine ganz neue Dimension dieses Begriffs. Darin zeigt sich dann übrigens bereits eine wichtige Eigenschaft sprachlichen Handelns: Das Spielen affiziert das Spiel.
- 58 Wenn man Sprachen als Spiele verstehen will, hängt viel davon ab, an welche Spiele man dabei denkt. Linguisten und Philosophen - auch Wittgenstein - denken bei Spielen vorzugsweise an Brettspiele, insbesondere an das "standesgemäße" Schachspiel. Darin vor allem ist die Gefahr der Fehldeutung des Charakters von Sprachen als Spielen begründet.

- 59 Für eine populäre Darstellung dieses Kommunikationsmodells, das man als das fernmeldetechnische Modell von Kommunikation bezeichnen könnte, siehe etwa Bühler/ Fritz/ Herrlitz/ Hundsnuerscher/ Insam/ Simon/ Weber (1970).
- 60 Vgl. Wittgenstein (1969), S. 143.
- 61 Wittgenstein (1969), S. 77.
- 62 Das wäre, als ob man einem Expressionisten vorwerfen wollte, seine Bilder würden die Wirklichkeit nicht photographisch genau erfassen. Einer solchen Kritik würde man entgegenhalten, daß sie die Sache von Grund auf mißverstanden habe.
- 63 Ein gutes Beispiel dafür ist etwa die Anwendung des Spielbegriffs auf das Phänomen Sprache: Wir haben zunächst Sprachen als etwas, das wir nicht befriedigend verstehen, d.h. wir wissen nicht nur nicht, was wir nach den Regeln über Sprache sagen können, sondern wir haben dafür - zumindest noch - keine Regeln. An eine kalkülmäßige Behandlung des Begriffs ist hier nicht zu denken, denn dadurch würde lediglich der unbefriedigende Ist-Zustand petrifiziert. Um aus diesem Zustand herauszufinden, müssen wir uns etwas einfallen lassen, etwa die Sprache mit einem Spiel vergleichen. Wäre jetzt bereits eindeutig festgelegt, was mit dem Begriff des Spiels gemeint werden kann, dann würde sich diese neue Verwendung von *Spiel* ebenso verbieten, wie es etwa im Schachspiel untersagt ist, einen Bauern auch einmal rückwärts zu ziehen, um sich aus einer prekären Situation zu befreien. Natürlich könnte man daran denken, explizit eine neue Verwendungsregel für *Spiel* einzuführen, aber eine solche explizite Einführung wäre im gegebenen Fall völlig witzlos.
- 64 Die Veränderungen durch Spielhandlungen können sowohl mit Bedacht herbeigeführt werden, als sich auch als invisible hand-Phänomene einstellen. Entscheidend ist, daß Sprachen durch ihren Gebrauch, also nicht nur durch unvermeidliche Verschiebungen bei ihrer Tradierung, so verändert werden, daß sie ständig im Fluß sind. "Die Sprache in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwa beständig und in jedem Augenblicke *V o r ü b e r g e h e n d e s* . Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)", hat von Humboldt schon vor mehr als 150 Jahren festgestellt. von Humboldt (1836), S. 57.
- 65 Für anregende Hinweise in dieser Sache habe ich Thomas Ballmer zu danken.
- 66 Dies ist - nebenbeibemerkt - auch eine interessante Erklärung zum Verhältnis von langue und parole: Die langue ist hiernach kein statisches System, das in der parole realisiert wird, wobei Abweichungen vom Ideal der langue zu Lasten verzerrender Äußerungsumstände gehen. Die langue ist vielmehr etwas, das durch die Akte der parole ständig neu geschaffen wird. Sie bringt die Muster ein, an denen sich die Sprecher orientieren, und erhält diese Muster mit den Zeichen ihres Gebrauchs zurück, um sie für neue Gebräuche bereitzustellen.
- 67 Ein Beispiel für ein solches willkürliches Spiel ist etwa das Knobeln zwecks Bestimmung eines Ausflugsziels.

68 Man könnte auch sagen: Das kommunikative Handeln ist erfolgsorientiert. Solange es gelingt, die Ziele zu erreichen, die man mit einer kommunikativen Handlung erreichen will, ist es nicht weiter von Bedeutung, mit welchen Mitteln man sie erreicht hat. Was mit dieser etwas ketzerischen Feststellung gemeint ist, wird deutlich, wenn man dabei an Fälle wie diesen denkt: Nach einer Panne auf einer Auslandsreise bringt N.N. sein Fahrzeug in eine Werkstatt. Er beherrscht die Landessprache nicht und versucht "mit Händen und Füßen" - übrigens eine bemerkenswerte Charakterisierung - zu erklären, was er auf dem Herzen hat. Wenn es ihm dabei gelingt, sich soweit verständlich zu machen, daß der Mechaniker versteht, was er tun soll, dann ist das mehr als die halbe Miete. Die Verwendung der Standardausdrücke für diese Zwecke in dieser Sprache hätte letztlich - jedenfalls hinsichtlich dieses zentralen Zwecks - nicht mehr leisten können. Die Bedeutung dieser Standardmittel liegt nicht in der Art und Weise, wie der Erfolg erzielt wird, sondern darin, daß der Erfolg bestimmter Akte unter Verwendung dieser Mittel gewissermaßen vorprogrammiert ist.

Die grundlegende Erfolgsorientiertheit kommunikativen Handelns wird freilich durch verschiedene Faktoren stark überlagert. Mit der Durchführung kommunikativer Akte sind meist noch ganz andere Interessen verbunden als die Erreichung dessen, was prima facie als Erfolg erscheint.

69 Das Verschleißen von Ausdrucksmittel zeigt sich sehr gut in der Sprache der Werbung. Die Möglichkeit, auf bekannte Ausdrucksmittel zurückzugreifen, erklärt sich daraus, daß diese Mittel bekannt sind. Sie sind dadurch prädestiniert, eine Funktion bei der Koordination von Sprecher-Meinung und Hörer-Verstehen zu übernehmen. Um den Erfolg einer kommunikativen Handlung zu sichern, hat man oft gar keine andere Wahl, als zu bekannten Mitteln zu greifen.

70 Siehe in diesem Zusammenhang auch Pauls Ausführungen zu Ursachen der Sprachveränderung in Paul (1920), S. 31-36.

71 Siehe von Humboldt (1836), S. 57.

72 Sachlicher Natur soll heißen: Die Funktionen ergeben sich aus den Problemen, die im Zug des sozialen Handelns auftreten, und sie sind sprachlichem Handeln deshalb zugeordnet, weil es genau so ein Handeln erfordert, diese Probleme zu bewältigen. Sprachliches Handeln ist dabei nicht durch Konvention aus der Konkurrenz mit anderen Handlungen genommen, die prinzipiell Ähnliches leisten können. Es muß sich vielmehr gegen solche Konkurrenz behaupten. Wo es das kann, braucht man sich um den Sinn dieses Handelns nicht zu sorgen. Wo es - etwa als herrschaftsfreier Diskurs unter der Bedingung von Herrschaft - gegen die Konkurrenz ohne Chance ist, wäre seine Propagierung aussichtslos. Siehe hierzu auch Strecker (1976), Kap. 1.

73 Man kann das damit vergleichen: Für gewöhnlich benutzen wir zum Einschlagen von Nägeln einen Hammer. Unter außergewöhnlichen Umständen aber greifen wir schon einmal auch zu außergewöhnlichen Mitteln, etwa zu einem Stein oder einer Zange.

74 Normierer haben - sonst wäre ihnen der Spaß am Normieren sicher längst vergangen - durchaus ihre Erfolgserlebnisse: Sie können darauf verweisen, daß die Leute in vielen Dingen so reden, wie sie das vorschreiben.

Sie übersehen dabei allerdings, daß - abgesehen von Marginanalien - der vermeintliche Erfolg ganz andere Väter hat als ihre Normierung. Wenn man einer Ziege vorschreibt, Gras zu fressen, kann man ganz ähnliche Erfolge verzeichnen.

- 75 Siehe hierzu auch Wittgenstein (1953), § 23.
- 76 Wenn man von einer Sprache insgesamt als von einem Spiel redet, dann ist das strenggenommen nicht korrekt, ein Fehler, der sich daraus erklärt, daß man, wenn man von Sprache spricht, meist nicht das Ganze der Sprache im Blick hat, sondern bestimmte Sprachspiele, die selbst schon fast so komplex sind wie die ganze Sprache. Der Fehler ist solange nicht weiter problematisch, wie man keine Konsequenzen aus der Auffassung zieht, daß die ganze Sprache ein Spiel sei. Wittgenstein hat übrigens m.W. die Sprache als Ganze nie als ein Spiel bezeichnet, nur die Sprache und die Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist. Siehe hierzu Wittgenstein (1953), § 7.
- 77 Als Spiele sind hier Interaktionen des gesellschaftlichen Lebens zu verstehen: Warenaustausch, gemeinschaftliche Güterproduktion, Jagd, alles übrigens keineswegs zufällig Spiele, die auch nur beschränkt regelgeleitet, dafür aber stark funktionsbestimmt sind. Die Unterscheidung von Spielen mit und ohne Kommunikation übernehme ich von Schelling (1960), der sie allerdings eher beiläufig behandelt, da er andere Ziele verfolgt.
- 78 Historisch dürfte es durchaus so gewesen sein, daß die eher äußerlichen Bedingungen und Modalitäten der Realisierung sprachlicher Handlungen für die Zusammenfassung dieser Handlungen unter einen Begriff verantwortlich waren. Dafür sprechen jedenfalls die Bezeichnungen, die wir für diese Zusammenfassung haben.
- 79 Zu der Idee einer Welt als Superspiel siehe unten Kap. 2.1.
- 80 Nachdem ich diese genauere Bestimmung vorgenommen habe, werde ich, wo das ohne Schaden geht, weiterhin von Sprache als einem Spiel sprechen.
- 81 Raum für Kooperation gibt es in allen Interaktionszusammenhängen, die man als Nicht-Null-Summen-Spiele auffassen kann, also z.B. auch noch für erbitterte Konkurrenten auf dem Markt, die erkannt haben, daß sie alle mehr verdienen können, wenn sie sich nicht bis auf's Messer bekämpfen, sondern bis zu einem gewissen Grad kooperieren. Bei einem totalen Krieg um Marktanteile kann es nämlich geschehen, daß sie den "Kuchen" um den sie sich streiten, gar nicht restlos aufteilen, daß - technisch ausgedrückt - ihre Gewinnaufteilung nicht Pareto-optimal ist. Siehe hierzu Luce/Raiffa (1957), S. 193.
- 82 Etwa durch ein *fait accompli*, das die anderen nötigt in Wahrung ihrer eigenen Interessen zu kooperieren, oder durch Erpressung, Bestechung, vorbildliches Verhalten. Die damit verbundenen Probleme diskutieren sehr gut Schelling (1960), S. 81-172, Lewis (1969), Kap. I.
- 83 So, wie es nur eine Frage der Zeit war, bis das Rad erfunden wurde. Einmal erfunden, erkennen alle recht schnell seine Bedeutung.
- 84 Ein Beispiel dafür wäre etwa Kommunikation zwischen den Gefangenen des bekannten Gefangenen-Dilemmas: Auf den ersten Blick scheint die Möglichkeit zu kommunizieren alle ihre Probleme zu lösen, weil die Gefangenen jetzt ausmachen können, daß sie kooperieren wollen. Aber schon

bald holt das Dilemma sie wieder ein: Wer garantiert denn, daß sich der jeweils andere an die Absprache hält? Und damit sind die Vorteile, die die Verfügung über Kommunikation gebracht zu haben schien, auch schon wieder weitgehend verloren. Dennoch bleibt die Kommunikation, wenn auch etwas korruptiert, erhalten. Ihre Entwicklung ist ein way of no return, d.h. wer sie kennt, kann nicht zurück zu einem früheren kommunikatiosnlosen Zustand, nur weil er einsieht, daß sie die Probleme nicht löst, die sie lösen sollte. Siehe hierzu auch Heringer/Öhlschläger/Strecker/Wimmer (1977), Beitrag 9.

- 85 Was nicht so verstanden werden sollte, daß Kommunikation nur martialischen Zwecken dient. Mir kam es hier nur darauf an zu zeigen, daß Kommunikation keine Einbahnstraße zu einem Paradies gegenseitigen Verstehens ist.
- 86 Ein Beispiel für eine neue Funktion ist etwa die Möglichkeit zu argumentieren. Als Beispiel für die Übernahme alter nicht-kommunikativer Funktionen kann man etwa das Prahlen oder das Beschimpfen betrachten.
- 87 Sprache bzw. sprachliche Ausdrücke sind oft mit Werkzeugen verglichen worden. Man hat dabei aber, soweit mir bekannt ist, nie die bemerkenswerteste Parallele gesehen: Mit Werkzeugen stellen wir neue, in mancher Hinsicht bessere Werkzeuge her. Wir haben nicht unbedingt schon Werkzeuge für alle erdenklichen Zwecke, aber wir können uns mit dem Werkzeug, das wir haben, Werkzeuge für besondere Zwecke machen. Ähnlich verhält es sich m.E. mit unserer Sprache.
- 88 Man könnte einwenden, es sei unangemessen, eine Sprache, deren Handlungen funktionalen Charakter haben, als Spiel zu betrachten. Ich verstehe diesen Einwand als eine Anmerkung zu der Verwendungsweise von *Spiel*, sehe mich aber nicht gezwungen, ihm stattzugeben. Spätestens mit der Anwendung der Spieltheorie auf ökonomische Prozesse und auf internationale Beziehungen ist es üblich geworden, auch solche Phänomene als Spiele zu betrachten, die einen fundamental funktionalen Charakter haben.
- 89 Das soll nicht heißen, daß ich jede Art Regel als Konventionen betrachte. Nichts liegt mir ferner. Es geht mir hier nur um die speziellen sprachlichen Phänomene, die oft als geregelt bezeichnet werden und die ich - ganz im Sinn von Lewis (1969)- als Konventionen verstehe. Wenn ich nicht einfach von Konventionen spreche, dann deshalb, weil es unbestreitbar gebräuchlich geworden ist, genau das als Regeln zu bezeichnen. Mehr dazu in den folgenden Kapiteln.
- 90 Man kann natürlich auch annehmen, daß ein allmächtiger Gott als Regelfeststifter fungiert hat. Wir sind heute überwiegend davon abgekommen, das anzunehmen, aber wirklich widerlegt wurde diese Auffassung nie. Sofern man bereit ist, die Existenz eines solchen Gottes anzuerkennen, dürfte es eigentlich keine Schwierigkeiten mehr bereiten, diesem Gott auch noch zuzutrauen, daß er Adam und Eva die ersten Sprachregeln mit auf den Weg gegeben hat. In diesem Sinn hat übrigens bereits der junge Goethe Herders Bemühungen um Klärung des Ursprungs der Sprache kommentiert. Siehe hierzu Goethe, Dichtung und Wahrheit, S. 452 in der von mir benutzten Ausgabe von (1980).

- 91 Unter funktionalem Aufbau verstehe ich hier, daß die Mittel unter den für die Beteiligten gegebenen Bedingungen so gewählt und arrangiert wurden, daß sie gewissermaßen für sich selber sprechen konnten, also ohne vorherige Abmachung die Wirkung erzeugen konnten, die beabsichtigt war. So ist etwa die Tatsache, daß gesprochen wird, oft schon an sich funktional, weil dadurch Ferneinwirkungen erzielt werden können, ohne die für andere Aufgaben wichtigen Hände einsetzen zu müssen. Auch der Unterschied zum vorangegangenen Schweigen ist hier von Bedeutung. Ein plötzlicher Schrei etwa zieht - so wie Menschen nun einmal reagieren - unwillkürlich die Aufmerksamkeit derer auf sich, die davon erreicht werden. Wie ich in 2.3. zu zeigen versuchen werde, genügt es, sich für die Anfänge kommunikativen Handelns vorzustellen, daß Aufmerksamkeit gezielt erreicht werden sollte. Bei extrem situationsnaher Kommunikation genügt ein schierer Impuls, um die Adressaten in die Lage zu versetzen, sich alles weitere selbst zusammenzureimen.
- 92 Spieltheoretisch gesehen haben wir dann eine Konstellation mit mehreren Gleichgewichtigen, etwa diese

0	1
0	1
1	0
1	0

- 93 Siehe hierzu auch Lewis (1969), Kap. I.
- 94 Jeder, der einmal mit einem kontinentalen Auto nach England gefahren ist, wird das bestätigen können.
- 95 Givón spricht in diesem Zusammenhang von einem syntaktischen und einem pragmatischen Modus der Kommunikation. Siehe Givón (1979a).
- 96 Wittgenstein verwendet dasselbe Bild von Regeln: "Eine Regel steht da, wie ein Wegweiser". Wittgenstein (1953), § 85. Ich habe sein Bild auf Konventionen angewandt, einmal, weil ich glaube, daß es hier zutrifft, dann, um darauf hinzuweisen, daß Wittgenstein unter Regeln manchmal etwas ganz Ähnliches versteht wie ich hier unter Konventionen. Das wird ganz deutlich, wenn man die zitierte Stelle weiterliest: "Läßt er (der Wegweiser) keinen Zweifel offen über den Weg, den ich zu gehen habe? Zeigt er in welcher Richtung ich gehen soll, wenn ich an ihm vorbei bin; ob der Straße nach, oder dem Feldweg, oder querfeldein? Vielleicht läßt sich feststellen, daß viele Differenzen zwischen Wittgensteins Regelbegriff und dem hier angenommenen Regel- und Konventionsbegriff einfache Unterschiede in der façon de parler sind. Mir kommt es nicht darauf an, meine façon gegen eine andere durchzusetzen. Jeder soll reden, wie er mag, solange deutlich wird, was er meint."
- 97 So z.B. Wittgenstein in Wittgenstein (1953), § 11.
- 98 Es verbietet sich fast, den Ort dieser Charakterisierung noch anzugeben. Um der Vollständigkeit willen dennoch: Austin (1962).
- 99 Diese Feststellung scheint allem zu widersprechen, was ich bisher über den funktionalen Charakter sprachlicher Handlungen gesagt habe, denn wie kann die Verwendung eines selbst ganz und gar nicht funktionalen Mediums selbst funktional sein. Aber das scheint nur so. Ich muß hier um etwas Geduld bitten. Siehe in diesem Zusammenhang auch Strecker (1986), S. 103ff.

- 100 Für eine kurze allgemeine Darstellung der wichtigsten Richtungen der Bedeutungstheorie siehe Alston (1964), auch Heringer (1974), S.9-27.
- 101 Als Begründer der Gebrauchstheorie der Bedeutung wird im allgemeinen Wittgenstein betrachtet, was in gewissem Sinn korrekt sein dürfte. Obwohl Wittgenstein sicher nicht der erste war, der Bedeutung in diesem Sinn zu begreifen suchte, war es sicher sein Einfluß, der diese Theorie in neuerer Zeit so aktuell und vieldiskutiert gemacht hat. Es ist allerdings anzumerken, daß Wittgenstein eine Reihe von Behauptungen, die in diesem Zusammenhang gemacht werden, so nicht oder sehr viel vorsichtiger und tentativer vorgebracht hat. Die hier betrachtete Form der Gebrauchstheorie ist vor allem von Winch und später von Heringer vertreten worden. Siehe hierzu Winch (1958); Heringer (1974).
- 102 Manche sprechen in ähnlichem Sinn und Zusammenhang - wohl unter dem Eindruck der de Saussure'schen Terminologie - von sprachlichen Zeichen. Nach de Saussures Auffassung sind es Zeichen, die Bedeutung haben, während die Ausdrücke gerade das sind, was bleibt, wenn man die Bedeutung ausblendet. Ich will daraus kein großes Problem machen, aber es scheint mir doch ratsam, um Verwirrung zu vermeiden, einiges klarszustellen: Wenn etwas ein Ausdruck ist, dann ist es notwendig Ausdruck von etwas oder für etwas, denn ganz einfach Ausdruck sein kann es nicht. Das bedeutet aber, daß ich, wenn ich von sprachlichen Ausdrücken spreche, immer schon mitmeine, daß mit ihnen etwas zum Ausdruck gebracht wird. Die Gebrauchstheorie hat jetzt klarzustellen, wie es dazu kommen kann, daß mit dem Ausdruck etwas zum Ausdruck gebracht werden kann. Sie tut dies - wie noch ausführlich darzustellen sein wird -, indem sie den Gebrauch der von dem Ausdruck gemacht wird, als das identifiziert, was ihn bedeutend macht. Sprachliche Zeichen im Sinn de Saussures sind hingegen bereits beides: Ausdruck und Bedeutung. Bedeutung kommt ihnen also nicht erst durch Gebrauch zu. Auch scheint es mir nicht sinnvoll, überhaupt davon zu sprechen, daß Zeichen verwendet werden. Eher schon sind sie Ausdrücke in der Verwendung. Man kann sich das so veranschaulichen: Ein Verkehrsschild im Lager des Straßenbauamts ist ein Metallgestell mit einem bestimmten Wirkungspotential. Aber hier im Lager ist das Schild noch nicht Zeichen. Man ist z.B. nicht aufgefordert anzuhalten, wenn man hier ein Stoppschild liegen sieht. Am Straßenrand, ordnungsgemäß aufgestellt, entfaltet sich erst seine Wirkung, zeigt sich seine Bedeutung. Hier ist es Zeichen.
- 103 Der klassische Ort der Wittgenstein'schen Bedeutungstheorie ist § 43 der Philosophischen Untersuchungen (Wittgenstein (1953)).
- 104 Es ist nicht ganz glücklich, hier von Bereitschaft zu sprechen. Das hört sich so an, als wäre die Gemeinschaft anläßlich einer großen Konferenz übereingekommen, die sprachlichen Ausdrücke in ihren Funktionen zu bestätigen. Eine solche Konferenz hat es natürlich nie gegeben, und es hätte sie auch nie geben können. Das zeigt die einfache Überlegung, welches denn die Konferenzsprache hätte sein sollen. Siehe in diesem Zusammenhang auch Quines Vorwort zu Lewis (1969). Ich meine hier nur, daß die Gemeinschaft - aus welchen Gründen auch immer - die sprachlichen Ausdrücke so aufnimmt, wie sie gedacht sind. Wie es dahin kommen kann, wird noch zu betrachten sein.

- 105 So jedenfalls kann das vonstattengehen. Natürlich ist das kein Bild moderner Verhältnisse und vielleicht nicht einmal ein korrektes Bild der Entstehung von Währungen, aber damit kann ich mich hier nicht weiter aufhalten.
- 106 Was nicht heißen soll, daß ein solches Vorgehen sich für den gesamten Aufbau einer solchen Sprache verbietet: Wenn erst einmal ein gewisses Maß an Kommunikation möglich geworden ist, wird das ohne Zweifel für den weiteren Ausbau der Sprache genutzt werden.
- 107 Siehe etwa Wittgenstein (1953), § 7.
- 108 Um Mißverständnisse zu vermeiden: Selbstverständlich sind die kleinen Pappdeckel, die man beim Skatspielen verwendet, prinzipiell durch anderes Material ersetzbar. Gebraucht wird letztlich nur eine Menge beliebiger Objekte, die die Struktur eines Satzes von Skatkarten hat. Da diese Menge aber notwendig in irgendeiner Weise materialisiert sein muß, kann man ebensogut einfach von Spielkarten reden. Ähnliches gilt natürlich auch für sprachliche Ausdrücke.
- 109 Man könnte hier überlegen, ob es sich nun um Sätze oder Wörter handelt, die den Karten entsprechend verwendet werden. Ich neige dazu anzunehmen, daß es sich um Wörter handelt und daß Sätze dadurch zustande kommen, daß bestimmte Verwendungen von Wörtern gemacht werden. Jedenfalls glaube ich, daß wir - wie Welker (1979), S. 145 feststellt - "von der Verwendung eines Wortes und von der Verwendung eines Satzes nur in sehr verschiedenem Sinn reden können". Siehe hierzu auch Ryle (1963), sowie Bühler (1934), S. 69-78.
- 110 Siehe hierzu etwa Alston (1964); Heringer (1974), S. 9-27.
- 111 "Wir aber betrachten die Spiele und die Sprache unter dem Gesichtspunkt eines Spiels, das nach Regeln vor sich geht. D.h. wir vergleichen die Sprache immer mit so einem Vorgang". Wittgenstein (1969), S. 63. Siehe auch dort S. 77, sowie Wittgenstein (1953), § 81.
- 112 Das heißt: mehr in der Philosophischen Grammatik als in den Philosophischen Untersuchungen.
- 113 Siehe etwa Winch (1958), S. 28, Heringer (1974), S. 18ff.
- 114 In der ursprünglichen Fassung dieser Arbeit - in Strecker (1982) - bin ich in Kap. 2.4. ausführlich auf die Probleme eingegangen, die es mit sich bringt, wenn man implizite Regeln annimmt. Bei der Überarbeitung ist dieses Kapitel der Straffung der Argumentation zum Opfer gefallen.
- 115 Es ist keineswegs ein kategorialer Fehler, Sprachspiele und einzelne Sprechakte auf eine Stufe zu stellen. Es gibt durchaus Sprechakte, die nicht notwendig Teil eines umfassenderen Spiels sein müssen. Ein solcher Akt ist etwa das Befehlen. Eine Systematik der Sprachspiele könnte solche Akte etwa als single action Spiele führen.
- 116 Unser gesamtes soziales Handeln und Verhalten ist längst von Überzeugungen, Vermutungen und Einstellungen geprägt, die wir auf dem Weg über sprachliche Handlungen erworben haben. Auch wenn deshalb einige der genannten Funktionen nicht unausweichlich mit der Verfügung über Kommunikation verbunden scheinen, ist es doch so, daß wir jedenfalls ohne Kommunikation nicht auskommen können. Wir haben unser gesellschaftliches Leben ganz darauf eingestellt, daß wir über Kommunikation

verfügen. Wir sind auf die spezielle Art von Beeinflussung eingestellt, die nur kommunikativ möglich ist. Siehe in diesem Zusammenhang auch eine interessante Überlegung bei Sellars (1963).

- 117 Zum Begriff der Basishandlung siehe Heringer (1974), Kap. 2.2., auch Danto (1965).
- 118 Die Aufgaben vieler Sprechakte liegen natürlich unmittelbar in der Kommunikation. Der Widerspruch etwa weist zurück, die Zustimmung bestätigt, was zuvor in einem Gespräch behauptet wurde. Aber der Akt, der den Widerspruch ausgelöst hat, oder ein Akt, der jenen Akt nachsichgezogen hatte, usw. wird einen Sinn haben, der nicht mehr in der Kommunikation liegt, sondern Sinn der Kommunikation in diesem Zusammenhang überhaupt ist.
- 119 Eine Formulierung Behaghels! Siehe Behaghel (1923-1932), Bd. IV, S.3.
- 120 Die Möglichkeit, daß diese Macht die Regeln bei unserer Erschaffung gleich eingearbeitet haben könnte, scheidet m.E. aus, weil ziemlich offenkundig ist, daß wir die Sprache erst lernen müssen, daß sie uns mithin nicht angeboren ist. Dafür sprechen nicht zuletzt die Beobachtungen an sog. wilden Kindern wie Victor von Aveyron, von dem Itard berichtet. Siehe Itard (1972). Dafür sprechen auch - wenn etwas Wahres an der von Herodot überlieferten Geschichte ist - die Erfahrungen in Psammetichs grausamen Experiment.
- 121 In Heringer (1978), S. 16 definiert Heringer Regeln so: "Regeln sind Gepflogenheiten, die historisch in einer Gemeinschaft entstanden sind".
- 122 Es ist mir auf Grund dieser Überlegung nicht verständlich, wie Heringer im Anschluß an das eben zitierte fortfahren kann: "Erst die Regel gestattet den Mitgliedern dieser Gemeinschaft zu verstehen, als was eine Handlung zählt und was es heißt, diese oder jene Handlung zu machen". Heringer (1978), S. 16. Ich kann mir das nur so erklären, daß er annimmt, es habe immer schon Regeln - Gepflogenheiten - gegeben, die sich historisch eben verändert haben.
- 123 Ich würde es vorziehen, diese selbstgebildeten Regeln als Konventionen zu bezeichnen, aber da sie durchaus normativen Charakter haben können, kann man sie, wenn man so will, auch als Regeln bezeichnen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, was Ullmann-Margalit (1977) zur Entstehung von Normen zu sagen hat.
- 124 Diese Darstellung betont vielleicht allzu stark die Entwicklung von Mitteln zu bestimmten Zwecken. Es ist natürlich ebensogut möglich, die Erklärung umzukehren: Durch die Entwicklung einer stabilisierten Kommunikation konnte es zu einer Ausweitung der Kommunikation kommen. Ich denke, daß sich diese Erklärungen nicht ausschließen, sondern ergänzen.
- 125 Wittgenstein (1969), S. 60.
- 126 Siehe hierzu etwa, was Wittgenstein gleich im Anschluß an die eben zitierte Feststellung schreibt.
- 127 Wieweit dieses Bild Wittgenstein selbst in die Irre geführt hat, wage ich nicht zu beurteilen.
- 128 Siehe hierzu Coseriu (1980).

- 129 Selbst peinliche Befolgung einer Regel muß nicht dazu führen, daß andere das entsprechende Handeln als Befolgung einer bestimmten Regel erkennen, sofern sie nicht schon einen "Sinnverdacht" haben.
- 130 Man könnte auch sagen, wir haben Erwartungen hinsichtlich des Verhaltens anderer, aber das scheint mir etwas problematisch, weil Erwartungen haben u.U. voraussetzt, daß der, der sie haben soll, in der Lage ist, sie als Erwartung zu erkennen. Das erfordert mehr, als man etwa bei den Anfängen der Entwicklung kommunikativen Handelns voraussetzen kann. Siehe hierzu auch unten Kap. 2.4.
- 131 Interessant sind in diesem Zusammenhang die Schwierigkeiten, die eine "gute Erziehung" damit hat, Kinder davon abzuhalten, ganz offen Leute anzustarren, die sich "daneben benommen" haben.
- 132 Ein anderes Beispiel schildert Bennett (1973). Mehr dazu in 2.4.
- 133 Ich vereinfache hier stark. Tatsächlich halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß von Anfang an artspezifische Intonationskonturen von Bedeutung sein können.
- 134 Jemand könnte einwenden, daß es doch ein recht glücklicher Zufall wäre, wenn in dieser außergewöhnlichen Lage auch noch ein geeigneter Ausdruck zur Verfügung steht. Dagegen ist festzustellen, daß daran gar nichts Außergewöhnliches ist aus einem einfachen Grund: Nur die Verfügung über einen solchen Ausdruck kann das ganze Unterfangen zum Erfolg führen und mithin überhaupt erst die ganze Handlungsmöglichkeit eröffnen.
- 135 Auch hier ist einem möglichen Einwand vorzubeugen: Wäre noch etwas da, das "des Schreiens wert" wäre, würde das Unterfangen eben nicht gelingen. Der Schreier würde mißverstanden. Solche Fehlversuche dürften sehr zahlreich gewesen sein, aber nur die Erfolge sind der Rede wert. Man kann das vergleichen mit einer Lotterie: Millionen spielen mit und verlieren. Niemand spricht davon. Einer gewinnt und von diesem Ereignis spricht alle Welt, was den Eindruck erwecken kann, als sei es ein Wunder, daß er gewonnen hat.
- 136 Man könnte auch sagen, der Schrei war dem Geschehen *ausgesetzt*, so wie ein Film dem Licht eines Geschehens ausgesetzt werden kann. Der Schrei erfährt dabei dann eine Art Belichtung, die ihm ein Erinnerungspotential vermittelt, das künftig genutzt werden kann. Siehe hierzu auch Strecker (1985), (1986), Kap. 4.
- 137 Es genügt auch nicht, die Intention des Sprechers zu verstehen. Wenn ich etwa weiß, daß du mit dem ganzen Gerede von Mobilität und Wochenendausflügen auf nichts anderes hinauswillst, als mir dein altes Auto zu verkaufen, dann habe ich damit noch lang nicht verstanden, was du im einzelnen gesagt hast. Chomsky (1977), Kap. II hat also ganz recht mit seiner Kritik an Searle, Strawson und Grice, die allzu viel auf die Intention der Sprecher geben. Siehe in diesem Zusammenhang auch Black (1972/73), wo sich Black kritisch mit Grice auseinandersetzt.
- 138 Man darf das nicht ganz wörtlich nehmen: Die Generationen unserer Ahnen haben natürlich nicht bewußt und in dieser Absicht an der Sprache gearbeitet. Diese Arbeit muß vielmehr als ein "result of human action, but not of human design" betrachtet werden, also als ein invisible hand-Phänomen.

- 139 Siehe hierzu auch Lewis (1979).
- 140 Ein Beispiel für solches Erschließen: "Kennst du ihn schon lang? - Eine ganze Weile. Ich hab im Wintersemester 1966/67, als er noch Assistent in Heidelberg war, ein Althochdeutschseminar bei ihm gemacht. Später bin ich mit ihm nach Tübingen gegangen, als er dort einen Lehrstuhl angenommen hatte". Wer das hört, weiß, ohne daß das ausgesprochen wurde, bereits einiges über die Vita des Sprechers und dessen, über den gesprochen wird. Wer weiß, daß ich der Sprecher bin, und mich einigermaßen kennt, weiß zudem, wer "er" ist, weil er weiß, zu wem ich in einer solchen Beziehung stehe.
- 141 Siehe hierzu Krikpe (1972), auch Wimmer (1979), Kap. 5.
- 142 Siehe hierzu Wittgenstein (1953), § 67.
- 143 Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, wie Heringer (1974), S. 21 dieses Problem zu lösen sucht: "Was an zwei Handlungen gleich sein muß, damit sie nach einer gleichen Regel sind, bestimmt die Regel". Die Gleichheit der Handlungen liegt darum nicht historisch irgendwie vor der Zugehörigkeit zur gleichen Regel. Die Regel selbst kann diese Gleichheit erst bestimmen. Der Trick - wenn auch nicht als Trick gedacht - an Heringers Darstellung ist, daß er von *z w e i* Handlungen spricht. Wenn man zwei Verwendungen z.B. von *Spiel* vergleicht, wird sich oft genug eine interessante Gemeinsamkeit ausfindig machen lassen. Das Problem wird erst so richtig ernst, wenn man alle Verwendungen - solche, die schon stattgefunden haben, und solche, die noch stattfinden können - unten den Hut einer Regel bringen will.
- 144 Wittgenstein (1953), § 67.
- 145 Die Sache wird hier natürlich stark vereinfacht dargestellt. Tatsächlich ist diese Ähnlichkeit nur ein Moment, wenn auch ein wesentliches, beim Verstehen. Hinzukommen müssen zahlreiche wechselseitige Annahmen der Gesprächspartner, insbesondere hinsichtlich des Aufbaus von Gesprächsbeiträgen, sowie geeignete Rahmenbedingungen.
- 146 Eine Ähnlichkeit, die ich sehe, mußt du nicht sehen, damit ich sie gesehen haben kann. Dagegen muß mein Urteil, daß zwei Dinge gleich sind, unabhängig von meiner und deiner Einschätzung gelten.

2. Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation

Teil I: Die "Kleine Welt"

- 1 Ein ganz ähnliches Problem kennt die Gesetzgebung: Sie kann unmöglich alle Sachverhalte vorsehen, die eintreten könnten. Siehe hierzu auch Strecker (1975).
- 2 Es könnte uns gehen wie Hühnern, die damit rechnen, auch heute wieder von derselben Hand gefüttert zu werden, die sie immer gefüttert hat, und die dann unversehens im Suppentopf landen.
- 3 So etwa in der sog. Immediate Constituent Analysis - siehe hierzu Wells (1947) -, in der Phrasenstrukturgrammatik - siehe hierzu etwa Chomsky (1957) -, in der Konstitutionsgrammatik - siehe hierzu Heringer (1970) - und in der Kategorialen Grammatik - siehe hierzu etwa Heringer/Strecker/Wimmer (1980), Kap. 5. Auch die Abhängigkeitsbeziehungen der Dependenzgrammatik scheinen mir Reflexe eines schrittweisen Ausbaus sprachlicher Mittel zu zeigen. Jedenfalls sind alle diese Grammatiken mit der hier angestellten Vermutung kompatibel.

- 4 Siehe hierzu Schelling (1960), S. 150ff.
- 5 Zum "Gefangenen-Dilemma" siehe Rapoport/Chammah (1965), Ullmann-Margalit (1977), Brams (1975).
- 6 Die hier gewählte Darstellung entspricht Ullmann-Margalit (1977), S. 18. Die absolute Höhe der Werte in der Matrix ist willkürlich, lediglich ihre Relationen zueinander sind von Bedeutung. Je höher ein Wert, desto erstrebenswerter ist der entsprechende Ausgang für den Spieler.
- 7 Siehe hierzu etwa Ullmann-Margalit (1977), S. 18ff.
- 8 Hier zeigt sich - nebenbeibemerkt - sehr viel besser als in Searles Analyse - siehe Searle (1969), Kap. 3 -, worauf es beim Versprechen ankommt. So etwas wie Aufrichtigkeit ist hier völlig ohne Belang. Was zählt ist allein die Befähigung, eine Verpflichtung einzugehen. Diese Befähigung ist vom Wollen und Können eines Betroffenen weniger abhängig als davon, daß er den Adressaten Substantielles an Garantien anzubieten hat.
- 9 Siehe Schelling (1960), S. 150ff.
- 10 Schelling (1960), S. 156.
- 11 Die Anfänge - wie immer sie sonst gewesen sein mögen - waren sprachlos und auf lange Sicht sicher nicht so weit entwickelt, daß etwa Zeugnisse in Form schriftlicher Überlieferung möglich gewesen wären. Verfügung über die Möglichkeit, schriftliche Aufzeichnungen zu machen, setzt sicher erst in einem Stadium ein, in der die wesentlichsten Entwicklungen bereits eingetreten sind.
- 12 In diesem Zusammenhang scheint mir interessant, was Johann Gottlieb Fichte in "Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache" an Anforderungen an eine Erklärung des Sprachursprungs stellt: "Man darf sich daher nicht damit begnügen, zu zeigen, dass und wie eine Sprache erfunden werden *konnte*: man muss aus der Natur der menschlichen Vernunft die Nothwendigkeit dieser Erfindung ableiten; man muß darthun, dass und wie die Sprache erfunden werden *musste*". Fichte (1795), zitiert nach Fichte (1845/ 1846), Bd. VIII, S. 301. Man sieht: Fichte gab sich weit weniger bescheiden. Aber er ist, alles in allem, nicht weiter gekommen.
- 13 Daß das Experiment ein Gedankenexperiment, und mithin natürlich nicht wirklich ein Experiment ist, hat übrigens neben rein praktischen Gründen auch einen wesentlichen moralischen Grund: Prinzipiell scheint es mir nicht unmöglich, ein solches Experiment wirklich durchzuführen. Es läßt sich aber nicht verantworten, Menschen zu Versuchskaninchen zu machen. Daß sich jemand auf freiwilliger Basis für ein solches Experiment zur Verfügung stellt, was die moralische Frage einigermaßen entschärfen würde, ist im Fall des Spiels "Kleine Welt" ausgeschlossen, weil die Spieler zumindest anfänglich noch weit entfernt davon sein müssen, so etwas wie Freiwilligkeit zu konzipieren.
- 14 Wittgenstein (1953), § 2.
- 15 Das bedeutet nicht, daß ich damit Wittgensteins Aufforderung als sinnlos betrachte. Ich verstehe diese Aufforderung als eine sokratische Aufforderung, die Einsichten ans Licht verhelfen soll.

- 16 Zum Teil ist das in der Spieltheorie schon erkannt und berücksichtigt worden. Man hat etwa am Beispiel des Gefangenen-Dilemmas untersucht, wie es sich auswirkt, wenn das Spiel öfter gespielt wird und wenn mehrere Spieler verschiedene Spiele gemeinsam spielen. Siehe hierzu vor allem Ullmann-Margalit (1977), Kap. II.
- 17 Man könnte es eventuell als besonders genialen Zug interpretieren, wenn es jemand in der Welt gelingt, anderen glaubhaft zu machen, daß es auch jenseits der Welt Lohn und Strafe gibt, und sie mit "Seitenzahlungen im Jenseits" für Nachteile in der "Kleinen Welt" zu entschädigen.
- 18 Um jedes Mißverständnis in dieser Sache zu vermeiden: Die möglichen Welten, von denen hier die Rede ist, haben nichts mit den möglichen Welten der logischen Semantik zu tun. Es handelt sich hier nicht um mehr oder weniger große Komplexe von Sachverhalten, sondern um sich dynamisch entfaltende Lebensräume menschlicher Gesellschaften.
- 19 Für Solipsisten ein Traum!
- 20 Vielleicht ist es möglich, das hier entwickelte Spiel "Kleine Welt" und das skizzierte Spiel "Große Welt" in die Form von Gesellschaftsspielen zu bringen, die dann - nach unvermeidlichen Änderungen in den Grundvoraussetzungen - tatsächlich von Menschen gespielt werden können. Meine Überlegungen hierzu sind aber noch nicht soweit gediehen, daß ich hier dergleichen vorstellen könnte.
- 21 Rousseau (1753), zitiert nach einer normalisierten Ausgabe von 1977, S. 72. Man hat diese Erklärung Rousseaus als eine Vorsichtsmaßnahme interpretiert, mit der er sich vor Schwierigkeiten schützen wollte, die ihm eine evolutionistische Position eingebracht hätte. Das mag korrekt sein und gilt sicher in ähnlicher Weise für Condillac und vielleicht sogar für Herder, aber immerhin kann man feststellen, daß Rousseau davon ausging, daß er seine Vorstellungen auf der Grundlage dieser Ausgangsposition entwickeln konnte. Dasselbe gilt für meine Konzeption der "Kleinen Welt" als Gedankenexperiment, wenn ich auch andere Gründe als Rousseau habe, mich nicht auf phylogenetische Spekulationen einzulassen. Ich will mein Modell nicht ohne Not auch noch damit belasten.
- 22 Siehe in diesem Zusammenhang auch Berger/Luckmann (1970), S. 49ff.
- 23 Siehe hierzu Rousseau (1977), S. 92.
- 24 Siehe hierzu van Lawick-Goodall (1975).
- 25 Siehe hierzu Givón (1979), S. 226ff.
- 26 Siehe hierzu Hill (1974).
- 27 Daß eine Beschränkung vorliegt, ist natürlich ein Urteil ex post.
- 28 Die Beschränkung geht tatsächlich soweit, daß sie auch zu bestimmten Gefühlen nicht fähig sind, die einen seelischen Kontakt voraussetzen, der seinerseits nur auf der Grundlage einer einigermaßen fortgeschrittenen Kommunikation möglich ist, oder die Kenntnisse erfordern, die nur in oder mit einer Sprache verfügbar sind.
- 29 Dieser Vorwurf kommt manchmal von studentischer Seite: Hier wollten Linguisten wieder einmal die Bedeutung der Sprache aufwerten, um ihre Existenzberechtigung nachzuweisen.
- 30 Wittgenstein (1922), § 7.

- 31 、Damit ist natürlich nicht der tägliche Unsinn gemeint, mit dem sich alle alle Welt die Zeit vertreibt, sondern eine prinzipielle Sinnlosigkeit.
- 32 Siehe hierzu Frege (1892).
- 33 Siehe hierzu Linsky (1967); Kripke (1972); Quine (1963), (1974); Cole (1978), Donnellan (1978), Wimmer (1979).
- 34 Das stimmt natürlich nicht ganz, weil es uns ohne Schwierigkeiten möglich ist zu behaupten, daß Tiere k e i n e Absichten haben. Auf die Frage, ob damit wirklich etwas ü b e r Absichten von Tieren gesagt worden ist, will ich hier nicht eingehen. Ich verweise hierzu auf Donnellan (1974).
- 35 Ein Beispiel: Wir wollen einen Treffpunkt ausmachen. Wir wollen uns bei N.N. treffen. Da mir N.N.'s Namen entfallen ist und ich auch sonst kaum etwas über ihn weiß, ziehe ich mich ganz pragmatisch aus der Affaire: Bei unserem letzten Treffen hat N.N. ganz begeistert von Humphrey Bogart gesprochen. Das nutze ich aus und sage zu dir: "Also wir treffen uns dann um fünf bei Humphrey Bogart". Die Chancen, daß du verstehst, sind gar nicht schlecht, obwohl du natürlich so gut wie ich weißt, daß N.N. nicht Humphrey Bogart heißt. Auf diese Weise entstehen oft Spitznamen.
- 36 Siehe hierzu Bennett (1976), Kap. 1, auch Shwayder (1965), S. 65-76.
- 37 Siehe hierzu oben Anmerkung 5.
- 38 Diese Solidarität ist nicht so zu verstehen, daß es keinerlei Verteilungskämpfe gäbe, nur so, daß diese Kämpfe keine existenzbedrohenden Ausmaße annehmen.
- 39 Siehe hierzu auch Marx/Engels (1969), Bd. 3, S. 74.
- 40 Man muß das nicht so verstehen, als stelle ein Kleinweltler lange Reflexionen an. Dazu ist er - zumal zu Beginn des Spiels - gar nicht in der Lage. Aber man kann sich das so denken: Irgendetwas erregt seine Neugier. Er hält sich darüber auf, starrt es an, kommt wieder und wieder zurück an den Ort.
- 41 Vermittlung von Erfahrungen ist nicht an Kommunikation und insbesondere nicht an sprachliche Kommunikation gebunden. Sie kann auf dieselbe Weise sprachlos vorsichgehen wie eine Reihe anderer Koordinationen, auf die ich gleich zu sprechen kommen werde. Natürlich wird aber Sprache, in dem Maß, in dem sie verfügbar wird, auch zum Zweck der Vermittlung von Erfahrung eingesetzt.
- 42 Siehe in diesem Zusammenhang auch Gehlen (1976), S. 131-140.
- 43 Siehe hierzu Révész (1946), S. 66ff.
- 44 Die Konzentration auf Jagd soll nicht bedeuten, daß ich diese Form der Nahrungsbeschaffung für die ursprüngliche halte. Jagd ist hier ein Sammelbegriff für jede Art der Nahrungsbeschaffung, d.h. Jagd umfaßt hier neben echter Jagd auch das Sammeln von Früchten.
- 45 Siehe hierzu Luce/Raiffa (1957), S. 275ff.

- 46 Das heißt nicht, daß sie sich in irgendeinem Sinn davon Rechenschaft geben können müssen. es ist durchaus vorstellbar, daß sie ohne irgendeinen Begriff davon zu haben, was ihnen ihr Tun einbringen kann, sich einiger Gefahren und auch Chancen, die damit verbunden sind, intuitiv bewußt sind. Man muß das annehmen, wenn man glaubt, daß sie zweckorientiert - "on purpose", wie Shwayder sagt - handeln. Siehe hierzu Shwayder (1965), S. 68-76.
- 47 Dies ist m.E. ein wesentlicher Gesichtspunkt, der normalerweise bei spieltheoretischen Untersuchungen außer acht gelassen wird. Ein Spieler, egal was er spielt, ist immer auch ein Mensch, dessen Zeit vergeht. Es bestimmt seine Bewertungen deshalb wesentlich mit, wieviel Zeit er für ein bestimmtes Spiel aufbringen kann, darf oder gar muß.
- 48 Kleinweltler sind gesellige Wesen. Andere auch nur um sich zu haben bedeutet ihnen viel. Man könnte sagen, sie leben nach dem Sprichwort: "Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude, doppelte Freude".
- 49 Daß alle dieser Strategie gleichzeitig folgen, macht das Spiel noch nicht zu einem n-Personen Spiel. Erst, wenn sie gemeinsam vorgehen, wird es zu einem solchen Spiel. Das wird in Jagdspiel II möglich werden.
- 50 Siehe hierzu Luce/Raiffa (1957), S. 308f.
- 51 Phänomene dieser Art sind keineswegs auf Urzeiten beschränkt. So etwas kann etwa auch bei uns vorkommen. Ein Beispiel: Eine Gruppe von Personen, die sich gut verstehen, ohne sich zunächst davon Rechenschaft zu geben, trifft sich völlig zwangslos immer wieder an einem bestimmten Abend in einem bestimmten Lokal. Unversehens kann dabei aus einem ursprünglich zufälligen Zusammentreffen eine Art jour fixe werden.
- 52 Ich weise darauf hin, daß ich hier nicht von Erwartungen oder ähnlichem gesprochen habe. Ich glaube nicht, daß die Mitglieder einer solchen Gesellschaft so etwas wie Erwartungen entwickeln. Erwartungen sind daran gebunden, daß man sich Rechenschaft davon geben kann, was man erwartet.
- 53 Bei einer einigermaßen realistischen Gestaltung der "Kleinen Welt" muß sicher auch berücksichtigt werden, daß Kinder zu ernähren sind, auch schwangere und stillende Frauen, die nicht selbst zur Jagd gehen können oder doch stark gehandikapt sind. Ich denke mir das eingerechnet, wenn ich sage, daß die Jagdgesellschaft mehr erjagt, als sie selbst braucht.
- 54 *Trittbrettfahrer* steht hier generell für asoziales Verhalten: Man profitiert davon, daß andere schon das Erforderliche tun werden. Siehe hier zu Ullmann-Margalit (1977), Kap. II.
- 55 Ich nehme an, daß sich in der "Kleinen Welt" niemand um das allgemeine Wohl sorgt. Das allgemeine Wohl muß also für sich selber sorgen, indem es private vices zu public benefits werden läßt: "It may be said, that Virtue is made Friends with Vice, when industrious good People, who maintain their Families and bring up Children handsomely, pay Taxes, and are several ways useful Members of the Society, get a livelihood by something that chiefly depends on, or is very much influenc'd by the Vices of others, without being themselves guilty of, or accessory to them any otherwise than by way of Trade, as a Druggist may be to Poysoning, or a Sword-Cutler to Bloodshed.

Thus the Merchant, that sends Corn or Cloth into Foreign Parts to purchase Wines and Brandies, encourages the Growth or Manufacture of his own Country; he is a Benefactor to Navigation, encreases the Customs, and is many ways beneficial to the Publick; yet it is not to be denied but that his greatest dependance is Lavishness and Drunkenness: For if none were to drink Wine but such only as stand in need of it, nor any body more than his health required, that multitude of Wine-Merchants, Vinters, Coopers, etc. that make such a considerable Shew in this flourishing City, would be in a miserable Condition. The same may be said not only of Card and Dice-makers, that are the immediate Ministers to a Legion of Vices; but of Mercers, Upholsterers, Taylors, and many others that would be starv'd in half a Years time, if Pride and Luxury were at once to be banish'd the Nation". Bernard Mandeville, *The Fable of the Bees: or, Private Vices, Publick Benefits.* (1714); zitiert nach Mandeville (1970), S. 117f.

- 56 Siehe Zipf (1949).
- 57 Daß es solche gibt, war in der Feststellung impliziert, daß man sich die Sozialstruktur der Kleinweltlerhorde wie die einer Schimpansenhorde vorzustellen hat.
- 58 Siehe in diesem Zusammenhang auch Hobbes (1651), Part I, Chap. 13, 14.
- 59 Siehe hierzu 1. Moses 1: 28.
- 60 Um Mißverständnisse zu vermeiden: Dieser Spielgedanke ist nicht so zu verstehen, daß die Kleinweltler nach der *Ü b e r l e g u n g* handeln, möglichst viel Spaß im Leben zu haben. Sie sind von dem bestimmt, was in diesem Gedanken erfaßt wird, nicht von dem Gedanken qua Gedanke.
- 61 "Para mi solo recorrer los caminos que tienen corazón, cualquier camino que tenga corazón. Por ahí yo recorro, y la única prueba que vale es atravesar todo su largo. Y por ahí yo recorro mirando, mirando, sin aliento". So lautet - nach Castaneda (1968) - die Lebensphilosophie des brujo Don Juan, die hier Pate stand.
- 62 Siehe hierzu auch Schelling (1968).
- 63 Die Verschiedenheit der Präferenzen kann u.a. dazu beitragen, daß das Angebot an Nahrung besser und auch friedlicher ausgenutzt wird, als wenn alle dieselben Vorlieben hätten.
- 64 Ein Kleinweltler, der sich bemüht eine Handlung eines Artgenossen zu verstehen, scheint ein recht fortgeschrittenes Wesen zu sein mit entwickelten intellektuellen Fähigkeiten, aber das muß m.E. nicht sein. *Verstehen* läßt sich - mit etwas gutem Willen - selbst recht weit verstehen: Ich meine hier mit *verstehen* etwa, daß ein Kleinweltler beobachtet, wie ein anderer auf einen Baum klettert, dann die schönen Früchte auf dem Baum sieht und sich mithin nicht wundert über das Gebaren seines Genossen. Nicht Wundern ist dabei nichts, was der Kleinweltler wirklich *t u t* . Es ist das Ausbleiben des Wunderns, und eine Fähigkeit, sich zu wundern, nehme ich allerdings bei den Kleinweltlern an, denn das ist die wichtigste Fähigkeit für die gesamte weitere Entwicklung.
- 65 Ähnlichkeit zu Verhältnissen in unserer Welt ist - wie immer - gewollt.

66 In diesem Zusammenhang ist auch interessant, was Révész (1946), S. 165 in einem Vergleich von menschlichem und tierischem Verhalten festgestellt hat: "Wenn wir nun die Frage stellen, ob es nicht ein Bedürfnis gibt, das für all die verschiedenen menschlichen und tierischen Ansammlungen und Gesellschaften - welchen sozialen und individuellen Zwecken sie auch dienen mögen - als unerläßliche Grundlage ihrer Entstehung, Entfaltung und Differenzierung zu gelten hat, so können wir auf das *Kontaktbedürfnis* hinweisen, das alle Gemeinschaften, kleinere und größere, zeitliche und dauernde, beherrscht und regelt.

Wenn man das soziale Verhalten der lebenden Wesen verfolgt, so fällt es auf, daß bei Individuen zahlreicher Arten das unbezwingbare Bedürfnis besteht, miteinander in Kontakt zu treten. Dieser Kontakttrieb und die sich daraus ergebende gegenseitige und zielgerichtete Steuerung, sind im biologischen Plan der Lebewesen miteingeschlossen. Sie haben ihren Grund in der sozialen Natur der Menschen und Tiere. *Der Kontakt kann demnach als ein erbbiologisch fundiertes und zu den allgemeinen Lebensbedürfnissen gehörendes, vital notwendiges Verhalten zwischen artgleichen, gelegentlich auch zwischen artungleichen Individuen definiert werden*".

67 Siehe hierzu Luce/Raiffa (1957), S. 88.

68 Siehe hierzu Schelling (1960), Kap. 3.

69 Daß sie das *w i s s e n*, heißt natürlich nicht, daß sie sich auch Rechenschaft davon geben können müssen, daß sie es wissen.

70 Das ist etwa bei einem Pokerspiel nicht anders. Wenn Fabrikant A 100 DM bringt und Hilfsarbeiter B 100 DM bringt, dann ist das nominell zwar gleich viel, hat u.U. aber subjektiv, und das allein ist hier entscheidend, für beide einen ganz verschiedenen Wert.

71 In diesem Zusammenhang ist interessant, daß Gespräche auch als Streitgespräche fungieren können und daß bestimmte Sprechaktsbezeichnungen einen ausgesprochen martialischen Ursprung haben, so z.B. *kontern*, *erwidern*, *entgegenhalten*, *versetzen*, im Französischen etwa *riposter*, das wohl aus der Fechtersprache kommt.

72 Das soll natürlich keine Beschreibung unserer Sympathie sein.

73 Um keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen: Sympathie gibt es in der "Kleinen Welt" nicht nur unter Gleichgeschlechtlichen. Ich unterscheide lediglich aus Gründen der Einfachheit meines Modells nicht auch noch Geschlechterrollen, weil mich hier weniger die Ursachen als die Folgen der Bindungen interessieren, die durch Sympathie entstehen.

74 Ich schreibe bewußt nicht: die gemeinsamen Nutzen über privaten Nutzen stellt. Das würde die Bedeutung der Freundschaft verkennen, die bewirkt, daß der Nutzen des Freundes mit zum eigenen Nutzen wird.

75 Siehe Schelling (1960), insbesondere S. 53-80.

76 Ein Beispiel: Zwei Anbieter bringen ein ziemlich gleichwertiges Produkt auf den Markt. Jeder will einen möglichst großen Marktanteil erreichen. Um den Konkurrenten am Markt zu überflügeln, können sie dazu übergehen, ihre Ware billiger anzubieten als der Konkurrent. Das kann u.U. einen großen Marktanteil bringen, aber wenn der Konkurrent dasselbe tut, werden sie gezwungen die Ware so billig zu verkaufen, daß sie weniger Gewinn machen, als sie bei kleinerem Marktanteil aber höherem Preis

realisieren könnten. Um den Markt optimal auszunutzen, ist es für die Konkurrenten deshalb vorteilhafter, eine Preisabsprache auf relativ hohem Niveau zu treffen, selbst wenn das dem Konkurrenten größere Vorteile verschafft als einem selbst.

- 77 Keine regelrechte Systematik, aber eine Betrachtung der wichtigsten Möglichkeiten bringen Luce/Raiffa (1957).
- 78 In frühen Sprachursprungstheorien - siehe dazu Stam (1976) - hat man sich u.a. darüber gestritten, ob die ersten Wörter Nomina oder Verba waren. Mit Blick auf die Frühzeit der "Kleinen Welt", die soweit durchaus als ein vereinfachtes Modell unserer Welt gelten kann, scheint mir ein solcher Streit nicht nur müßig, sondern auch Ausdruck dessen zu sein, daß man nicht radikal genug nachgedacht hatte. Schon von W ö r - t e r n zu reden, geht hier zu weit.
- 79 Siehe Berger/Luckmann (1979), S. 60ff.
- 80 Siehe hierzu Malson (1972), wo auch Dr. Itards Bericht über Victor von Aveyron abgedruckt ist, die wohl verläßlichste Darstellung eines solchen Falls.
- 81 Dasselbe gilt - bei Licht besehen - auch für die Kinder in Psammetichs grausamem Experiment, vor dem Herodot berichtet.
- 82 Es scheint mir wichtig, darauf hinzuweisen, daß es sich hierbei nicht - noch nicht - um Kommunikation handelt. Natürlich kann man niemand verbieten, auch diese präkommunikativen Verhaltensweisen als Kommunikation zu verstehen, aber eine solche Ausweitung des Begriffs der Kommunikation führt m.E. dazu, daß die entscheidende Charakteristik menschlicher sprachlicher Kommunikation untergeht. Das Diktum von Watzlawick/Beavin/Jackson (1971), S. 53, daß "man nicht nicht kommunizieren" könne, scheint mir deshalb für eine Erklärung menschlicher Kommunikation eher einen Bärendienst zu leisten. Siehe in diesem Zusammenhang auch Heringer/Öhlschläger/Strecker/Wimmer (1977), Einheit 1.
- 83 Siehe hierzu Révész (1946), S. 34ff.
- 84 Wenn ich sage, daß die Kleinweltler etwas als Zeichen für Gefahr werten, dann heißt das natürlich nicht schon, daß sie in der Lage sind, Zeichen zu d e u t e n . Es handelt sich hier um eine Verhaltensweise, die ich nicht weiter erklären kann und will, von der ich aber glaube, daß man sie bei Kleinweltlern annehmen kann, weil man ihnen damit nicht mehr zuerkennt, als wir auch anderen Säugetieren zugestehen, und weil sich dieses Phänomen auch noch bei uns selbst nachweisen läßt. Ein Kind etwa lernt, vor etwas Angst zu haben, vor dem seine Eltern Angst haben, auch wenn sie es peinlich vermeiden, das Kind ihre Angst zu lehren.
- 85 Man könnte einwenden, daß das recht viel von einem primitiven Kleinweltler verlangt. Dagegen ist festzustellen, daß Kleinweltler - wie in 2.2. ausgeführt - allemal so schlau sind wie Schimpansen, und von Schimpansen bezeugen zuverlässige Berichte, daß sie zu solchen Leistungen fähig sind. Siehe hierzu etwa van Lawick-Goodall (1975), S. 84f., S. 121.
- 86 Man darf die Geschichte, die ich hier erzähle, natürlich nicht allzu ernst nehmen. Über diese Phase der Sprachentwicklung ist nun einmal nur mehr oder weniger wilde Spekulation möglich. Es scheint mir aber nicht ganz unwichtig auf eine besondere Note dieser Ursprungsgeschichte hinzuweisen: Die Geschichte der Sprache beginnt für die Kleinweltler mit

- einem Betrugsmanöver und nicht etwa mit einer kooperativen Anstrengung. Das ist zwar nicht zwingend, scheint mir aber nicht unrealistisch.
- 87 Mir ist nicht verborgen geblieben, daß ein alter, bis heute schwellender Streit darüber besteht, ob am Anfang der Sprachentwicklung Gesten oder Laute stehen. Ich will mich in diesen Streit nicht einmischen, weil es für meine Überlegungen nicht besonders wichtig ist, was am Anfang stand. Ich denke, das sowohl Gesten als auch Laute eine gewisse Rolle gespielt haben werden. Aus Gründen der Einfachheit meines Modells nehme ich - mit einer wichtigen Ausnahme in 2.5. - an, daß die frühe Kleinweltlersprache eine Lautsprache ist. Siehe zu Theorien eines geistlichen Sprachursprungs Hewes (1976), wo sich weitere Literatur dazu findet.
- 88 Ähnlichkeiten zu Grice (1957), Schiffer (1972) sind nicht zufällig, und nicht zufällig sind es auch nur Ähnlichkeiten.
- 89 Derart allgemeine kommunikative Akte sind heute natürlich sehr selten, weil wir meist Besseres können. Solche Akte kommen aber doch vor. In eindeutigen Situationen kann es uns gelingen, sogar Personen etwas zu verstehen zu geben, mit denen wir keine noch so einfache Sprache gemeinsam zu haben scheinen. Sie verstehen einfach schon dadurch, daß wir sie ansprechen und sie dadurch darauf aufmerksam machen, daß etwas zu sagen ist. Was zu sagen ist, reimen sie sich dann schon selbst zusammen.
- 90 Man muß sich dieses "Vertrauen" nicht so vorstellen, als hätten die Kleinweltler in irgendeinem Sinn einen Begriff davon, was es heißt zu vertrauen. Daß sie - aus unserer Sicht - vertrauen, zeigt ihre Praxis.
- 91 Etwas technischer ausgedrückt könnte man sagen, daß der Nutzen den ein potentieller Betrüger von einem prima facie erfolgreichen Ausgang seiner Betrugereien hat, dadurch nachhaltig verändert wird, daß er mit einiger Wahrscheinlichkeit mit wenig wünschenswerten Sanktionen zu rechnen hat. Diese Änderung des Nutzens muß nicht dazu führen, daß kein Betrug mehr vorkommt, weil die Bewertung eines erfolgreichen Betrugs hoch bleibt und es nurmehr eine Frage der ungestraften Realisierung des Betrugs ist, die zu lösen ist, um den Betrug seinen alten Nutzen wiederzugeben.
- 92 Man muß nicht annehmen, daß der Schreier eine Vorstellung davon hat, wie ein Erfolg seines Schreiens aussehen könnte. Es genügt, daß er mit der weiteren Entwicklung ganz allgemein zufrieden ist oder nicht, was sich darin äußert, daß er gut gelaunt wird oder aber gereizt.
- 93 Oft genug, d.h. hier: oft genug, um die Praxis des Schreiens so interessant zu machen, daß man sich weiter auf diese Weise versucht.
- 94 Siehe hierzu auch Grice (1957), sowie Blacks Kritik an Grice in Black (1972/73).
- 95 Man kann diesen Vorgang mit der Geschichte vom "Ei des Kolumbus" vergleichen: Nachdem die Lösung gefunden ist, meint jeder, das verstehe sich doch alles von selbst, denn jeder kann die Lösung ohne Problem nachvollziehen.
- 96 Siehe hierzu von Glaserfeld (1976), S. 221, auch Bellugi/Klima (1976), S. 514-522.

- 97 Ich will hier nicht noch einmal auf dieses Problem eingehen und verweise hierzu auf Kap. 1.3. und 1.4.
- 98 Von dem früheren Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger wird überliefert, daß er - aus welchem Anlaß ist mir nicht bekannt - gesagt haben soll: "Ich sage nur China". Diese pauschale Anspielung auf China kann vielleicht einigermaßen veranschaulichen, was hier mit *Anspielung* gemeint ist.
- 99 Siehe Herder (1771).
- 100 In diesem Zusammenhang sei an Wittgensteins Überlegungen zu seinem Sprachspiel in § 2 der "Philosophischen Untersuchungen" erinnert.
- 101 Hierzu scheint mir auch von Interesse, was van Lawick-Goodall beobachtet hat: Schimpansen sind in der Lage, ihren Artgenossen "Wünsche" von den Augen abzulesen. Sie "wissen" - wie und wieso auch immer -, was es heißt, wenn einer der ihren sein Auge auf etwas wirft. Siehe van Lawick-Goodall (1975), S. 84f.
- 102 Richtungsweisend scheinen mir diese Probleme deshalb, weil sie bestimmend werden für den Grundaufbau der Rede, wie auch wir sie kennen.
- 103 Das gilt für Kleinweltler nicht anders als für uns selbst. Unsere Mimik und Gestik sind zwar im Lauf der Zeit sehr stark stilisiert und auch konventionalisiert worden, aber ihr naturhafter Ursprung scheint mir noch allenthalben klar erkennbar. Das zeigt sich - bei allen nötigen Einschränkungen - insbesondere in der interkulturellen Verstehbarkeit bestimmter Gesichtsausdrücke und im Umgang mit Kleinkindern. Siehe hierzu Stokoe (1976), S. 506f. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, was Ploog (1972), S. 118ff. zur Mimik von Primaten feststellt.
- 104 Man verzeihe mir diese Ausdrucksweise. Es geht mir wie meinen Kleinweltlern: Ich suche etwas zu sagen, was kaum noch zu sagen ist, und greife deshalb Bilder auf, von denen ich hoffe, das sie eine Ahnung davon vermitteln können, was ich meine.
- 105 Siehe hierzu auch Paul (1920), Kap. I.
- 106 *Unbestimmt* ist hier auch so zu verstehen, daß keine Bestimmung vorgenommen wird, nicht so, als werde hier etwas offen gelassen.
- 107 Vielleicht ist es dieser prädikative Charakter, den man wohl auch bei einer historischen Betrachtung unserer Sprache für die frühen Gesprächsbeiträge annehmen kann, der die Auffassung nahegelegt hat, die ersten Wörter seien Verben gewesen, denn, was in Verben formuliert wird, findet sich überwiegend im Rhema. Das ist so sicher nicht ohne Grund: In Verben werden hauptsächlich eher flüchtige Erscheinungen erfaßt, die offensichtlich am häufigsten im Fokus des Interesses steht. Damit es zu dem Eindruck kommen kann, daß das Rhema eine Verbalphrase ist, muß es keineswegs zwingend so sein, daß das Rhema von Verben gebildet werden muß. Es genügt eine hohe statistische Häufigkeit entsprechender Konstruktionen. Siehe hierzu Givón (1979), S. 293f. Ein Übergewicht eines prädikativen Moments in frühester Rede ist m.E. deshalb anzunehmen, weil der Witz eines Gesprächsbeitrags - das gilt auch noch heute - darin besteht, etwas über etwas zu sagen, während die Klarstellung dessen, worüber man spricht, nur deshalb notwendig wird, weil man sicherstellen muß, daß der Partner weiß, wovon man sprechen will. Wenn man für sich selbst über etwas nachdenkt, erübrigt sich

diese Klarstellung: Ich sage mir nicht selbst vor, worüber ich dies und dies denke. Ich habe es im Sinn. Wenn ich es doch im Selbstgespräch benenne, ist die Benennung völlig ohne Belang dafür, daß ich weiß, worüber ich nachdenke. Wenn ich etwa zu mir sage: "Der N.N. ist ein feiner Kerl!", und tatsächlich aber den M.M. meine, dann führt mich meine falsche Benennung nicht selbst hinters Licht.

- 108 Dieses "Nachschieben" ist m.E. das nächstliegende und funktionalste Verfahren zur Lösung dieses Problems. Die Annahme eines solchen Verfahrens für die kleinweltliche Kommunikation gründet in der Beobachtung heutigen Gesprächsverhaltens, insbesondere in der Beobachtung frühkindlichen Sprechens.
- 109 Die pauschale Funktion ist nicht so zu verstehen, als seien die später auftretenden spezielleren Funktionen alle in diese eine Funktion hineingepackt. Wenn man - wie etwa Marler (1975), S. 33f. dies mit Blick auf tierische Kommunikation tut - annimmt, daß die primitiven Akte bereits alles in konzentrierter Form enthalten, dann hat man sich m.E. von falschen Vorbildern verwirren lassen. Es gibt natürlich in einer hochentwickelten Kommunikation das Phänomen, daß eine Vielzahl von Funktionen auf einen Nenner gebracht wird, aber das setzt voraus, daß diese Vielzahl vorgängig unterschieden worden war.
- 110 Dieses Phänomen ist keineswegs auf kleinweltliche Kommunikation beschränkt. Auch hier sind die kleinweltlichen Verhältnisse eine Projektion der Verhältnisse unserer Kommunikation. Wir verfahren längst nach derselben Strategie. Wir können etwa einen Treffpunkt dadurch bestimmen, daß wir sagen: "Also wir treffen uns dann bei der Jahrestagung". Hier wird eine Angabe, die zunächst einmal eine Zeitangabe ist, auch zur Ortsangabe. Auch das Umgekehrte ist möglich: "Das war doch damals in Hamburg". Verbreitet ist auch die Formulierung von Angaben der Art und Weise als prima facie Ortsangaben oder Zeitangaben: "Bitte ein Steak minute!" "Spaghetti alla Bolognese". Siehe in diesem Zusammenhang Schlegloff (1972).
- 111 Auf die Gefahr hin, pedantisch zu wirken, will ich wenigstens in einer Anmerkung analysieren, wie man sich das zu denken hat: Der Sprecher ist in Verlegenheit, weil er feststellen muß, daß seine Adressaten nicht wissen, wo sie das anzusiedeln haben, auf was er anspielen wollte. In seiner Not sucht er etwas, was auf den Ort des Geschehens hinweisen könnte. Man wird davon ausgehen können - denn auch Schimpansen können dergleichen -, daß er mit seinem ganzen Körper und durch simuliertes Weggehen in die Richtung deutet, in der das Geschehen statthat bzw. gehabt hat. Wenn das in Frage stehende Geschehen aber außer Sichtweite ist, muß er seine Gesten durch anderes stützen.

Was hier helfen kann, liegt keineswegs auf der Hand. Es ist eine nahezu geniale Leistung, hier darauf zu kommen, daß ein bestimmter Ruf, der für die andern noch durch frische Erinnerung mit einer Erfahrung in Verbindung steht, die an einem bestimmten Ort gemacht wurde, hier hilfreich sein könnte. Damit ein solcher Ruf dann auch noch im richtigen Sinn verstanden werden kann, müssen die Hörer eine kongeniale Leistung erbringen und herausfinden, daß im gegebenen Zusammenhang weniger das damalige Ereignis als der Platz von Bedeutung ist, an dem es stattgefunden hat. Mir ist bewußt, daß das sehr viel von den Kleinweltler verlangt, aber ich halte eine solche Entwicklung für näherliegend als etwa eine Entwicklung, bei der die Kleinweltler erst einmal Ortsnamen einführen müßten, um sich später im gegebenen Fall darauf

beziehen zu können. Das würde eine Art von Voraussicht erfordern, zu der sie nach allem, was ich über sie angenommen habe, kaum in der Lage sein dürften. Im übrigen sind Rufe im Zusammenhang mit markanten Ereignissen natürlich nicht die einzige mögliche Strategie. Auch eine Art "Beschreibung" ist denkbar: Wenn der zu charakterisierende Ort etwas Markantes aufweist, auf das die Kleinweltler bereits "anspielen" können, kann auch eine solche Anspielung den erforderlichen Dienst tun.

- 112 Es ist durchaus denkbar, daß Zeitangabe vor Ortsangaben gemacht werden. Beides hängt m.E. sehr eng zusammen.
- 113 *Pragmatisch* heißt hier: noch nicht syntaktifiziert.
- 114 Sie hat schon fast den Standard einfacher Kalkülsprachen erreicht. Ihr fehlen dazu hauptsächlich nur noch Mittel der Quantifikation. Daß sie nicht über die Möglichkeit verfügt, logische Beziehungen explizit zu machen, halte ich für weniger gravierend, weil - wie unsere eigene umgangssprachliche Praxis beweist - ein Ausdruck dafür nicht immer und unbedingt erforderlich ist. Die logischen Beziehungen werden durch spezielle Junktoren ja nicht hergestellt, sondern lediglich formuliert. Daß eine bestimmte logische Beziehung vorliegt, ergibt sich aus den Bedeutungen dessen, was nacheinander gesagt wurde. Die Logik selbst muß nicht erfunden werden: Sie stellt sich mit den Bedeutungen ein. Ein anderes Problem ist dann, diese logischen Beziehungen in einer komplexer gewordenen Kommunikation transparenter zu machen. Ich werde darauf kurz in Kap. 3.2. zu sprechen kommen.
- 115 Pidgin-Sprachen zeichnen sich dadurch aus, daß sie kaum syntaktifiziert sind. Sie sind natürlich keine "Ursprachen" aber als Inspiration für den Aufbau einer kleinweltlichen Kommunikation doch brauchbar, weil in ihnen die syntaktischen und morphologischen Errungenschaften ihrer Basissprachen verschwunden sind. In Pidgin-Sprachen wurden - cum grano salis - die Basissprachen auf einen harten pragmatisch funktionalen Kern reduziert, und entsprechend sind in diesen Sprachen auch nur noch solche kommunikative Funktionen realisierbar, die keine komplexe Gesprächseinheiten erforderlich machen. Siehe hierzu auch Givón (1979), S. 223-226.
- 116 Diese Form der Adressierung nehme ich an, weil sie - inzwischen archaisch geworden - auch heute noch Anwendung findet. Obwohl wir in der Lage sind, explizit zu verstehen zu geben, wen wir ansprechen wollen, wenden wir uns ihm bzw. ihr oder ihnen zu. Es kommt sogar vor, daß Sprecher sich Gesprächspartner zuwenden, die sie gar nicht sehen können, etwa weil das Gespräch am Telefon geführt wird. Ein ähnliches Phänomen scheint mir zu sein, daß Sprecher, wenn sie von jemand oder etwas sprechen, ohne jede Not, und manchmal sogar ohne jeden Sinn, in die Richtung schauen oder weisen, in der sich dieser Jemand oder dieser Gegenstand - mutmaßlich - befindet.
- 117 Es versteht sich, daß diese Charakterisierung der Vortragsweisen nur u n s e r e r Verständigung darüber dient und nichts darüber besagt, wie die Kleinweltler selbst ihre Schreibweisen auffassen.
- 118 Siehe hierzu etwa Wimmer (1979), S. 110-117.
- 119 Siehe hierzu Kripke (1972), S. 270ff.

- 120 Das gilt m.E. nicht nur für Eigennamen. Jede Art von Einführung, die den Akt der Einführung gewissermaßen aus dem Gang der Ereignisse herausnimmt, scheint mir erst realisierbar, wenn die Gemeinschaft, in der so vorgegangen werden soll, bereits eine Idee von Namen - Eigennamen und Appellativa - anderweitig entwickelt hat. Vorher muß ein solcher Akt geradezu falsch oder nicht verstanden werden, weil versucht werden wird, seinen Sinn u n m i t t e l b a r einzulösen. Hierin liegt m.E. eine entscheidende Schwäche der Rekonstruktionen der sog. Erlanger Schule. Die Einführung - ob von Namen oder von Prädikatoren ist in diesem Zusammenhang nicht so wichtig - unterbricht den Gang der Ereignisse wie eine Bemerkung nebenbei und ist deshalb für die Adressaten zunächst einmal beziehungslos. Wir fangen das durch bestimmte Strategien auf, mit denen wir klarstellen, daß, was gleich gesagt werden wird, aus dem Rahmen fällt. Unter den Bedingungen der Rekonstruktion von Sprache ist dies aber zumindest anfänglich nicht möglich. Man könnte sagen: Dabei herrschen kleinweltliche Verhältnisse. Bezug zur unmittelbaren Praxis der Beteiligten ist dort das einzige Mittel, den Sinn einer kommunikativen Handlung nachvollziehbar zu machen. Ohne diesen Bezug hängt die Handlung gleichsam in der Luft. Für eine Darstellung der Position der Erlanger Schule siehe Lorenzen (1963), Gerhardus/Mittelstraß (1967), Gerhardus/Kledzik/Reitzig (1975); für eine Kritik dieser Position siehe Strecker (1977a).
- 121 Ich beanspruche nicht, daß diese Vorstellung von der Entstehung der Eigennamen zwingend ist, aber sie scheint mir einigermaßen plausibel. Als mögliche Alternative zu dieser Vorstellung sehe ich, daß Eigennamen im Zug des Redens über Dritte aufgekommen sein könnten. Auch dabei spielt kein Taufakt eine Rolle, wohl aber eine nachvollziehbare Charakterisierung der gemeinten Person, mithin ein Vorgang ganz in der Art der bereits bekannten Anspielungen. Solche Charakterisierungen können dann gewissermaßen post festum die Bedeutung eines Taufakts erlangen. Man kennt das etwa von sog. Spitznamen, die aus der Situation geboren werden, um den so Bezeichneten dann auf Dauer zu bleiben.
- 122 Die Charakterisierung als Lied ist - zugegebenermaßen - etwas gewagt. Sie wird aber unschwer von jedem nachvollziehbar sein, der Michael Curtiz' Film "Casablanca" kennt: "Do it again, Sam". *It* das ist das Lied "As time goes by". Das weiß Sam, ohne jede Art vorheriger Abmachung versteht sich, weil er weiß, daß diese Lied zum Symbol der Liebe von Elsa und Rick, den Helden des Films, geworden ist.
- 123 Dieses Bild von der Entstehung der Namen mag historisch falsch sein. Es ist aber sicher nicht aus der Luft gegriffen und stellt eine Möglichkeit dar, wie Namen entstanden sein k ö n n e n . Mehr wurde auch nie beansprucht. Als Beweis der Möglichkeit einer solchen Genese kann auf ein Phänomen in unserer Kommunikation hingewiesen werden: Es kommt immer wieder vor, daß jemand einen andern, dessen Namen er nicht kennt, mit einem aus der Situation geborenen Namen ruft, der dann sogar zu so etwas wie einem Markenzeichen für diesen andern werden kann. Beispiele hierfür gibt es im Jazz und im Sport in fast beliebiger Anzahl: *Satchmo*, *Sidney* Bechet, *Duke* Ellington, *King* Oliver, *Sugar* Ray Robinson, *Slowhand* Eric Clapton, *Goldköpfchen* Kocsics um nur einige wenige zu nennen.
- 124 Wenn einige rangniedrige Kleinweltler namenlos bleiben, ist das kein Kommunikationsproblem, sondern bereits ein soziales Problem: Hier kann

sich bereits zeigen, daß es etwas Besonderes heißt, einen Namen zu haben.

- 125 Solche intuitiven Einschätzungen von Mengen und Zuordnungen lassen sich auch bei kleinen Kindern beobachten, die noch nicht zählen können. Ich kann das nicht mit Hinweisen auf einschlägige wissenschaftliche Untersuchungen belegen, aber ich stütze mich auf eigene Beobachtungen, die mir mindestens so sicher erscheinen wie die in aller Regel keineswegs größer angelegten Untersuchungen der Kindersprachspezialisten.
- 126 Es ist nicht anzunehmen, daß eine artspezifische, universelle Gestik für Mengenangaben existiert. Es ist durchaus möglich, daß verschiedene Menschengruppen verschiedene Gesten für solche Zwecke entwickeln und doch jede ihrer Gesten ursprünglich und spontan verstehbar ist. Siehe in diesem Zusammenhang auch Bellugi/Klima (1976), S. 522ff.
- 127 In lebhaften Gesprächen sind auch heute noch Gesten bei vielen Völkern von großer Bedeutung. Wir haben uns, wie man sieht, in diesen Dingen, gar nicht so sehr von unseren Urahnen entfernt. Siehe hierzu auch Hewes (1976).
- 128 *Menge* ist hier ganz allgemein zu verstehen: Hierher gehören *Anzahl*, *Größe*, *Stärke*, *Gewicht*, *Masse* ohne Unterschied, weil sie noch nicht auseinandergehalten werden.
- 129 Auf den Gedanken, daß Quantoren eindeutig verifizierbare Angaben erlauben müssen, sind vermutlich erst Theoretiker gekommen, die die Logik der Quantifikation erfassen wollten. Für sehr viele praktische Zwecke genügen auch in einer so komplexen Welt wie der unseren noch so vergleichsweise vage Quantoren wie *manche*, *einige*, *ein paar*, *viele*, *ziemlich viele*, *einige wenige*. Diese Quantoren genügen uns nicht nur, sie sind in verschiedener Hinsicht sogar den vermeintlich besseren, weil präziseren, Quantoren in der Praxis überlegen: Wenn ich etwa für einen Kuchen Haselnüsse brauche, sagen wir, eine Tasse Haselnüsse, dann wäre eine Angabe wie *152,38g Haselnüsse* eher unsinnig als präzise. Die scheinbar präzisen Angaben wie *150g Zucker*, auf *180° vorheizen* sind m.E. nur pseudo-präzise Abrundungen.
- 130 Solche Angaben sind natürlich und bekanntlich sehr problematisch, weil die deutschen Ausdrücke, die hierzu verwendet werden, in ihrer Bedeutung wesentlich auch davon bestimmt sind, daß sie in einem ganzen "Feld" möglicher Angaben zu sehen sind, in dem sie eine bestimmte Position einnehmen. Darauf haben besonders Trier und Weisgerber hingewiesen. Siehe hierzu etwa Trier (1931), (1934); Weisgerber (1939); für eine Kritik dieser Position siehe Kandler (1959).
- 131 An dieser Stelle wieder eine Warnung und eine Erklärung: Daß Kleinweltler glauben, in die Irre geführt worden zu sein, heißt nicht, daß sie einen Begriff davon haben, was es heißt, etwas zu glauben. Wenn wir im Deutschen - und Ähnliches gilt sicher auch für andere Sprachen - von jemand sagen, daß er etwas glaubt, dann hat das oft sehr wenig damit zu tun, daß er in einer Verfassung ist, in der er prinzipiell sagen könnte, daß er dies und jenes glaubt, aber sehr viel damit, daß wir uns seine Verfassung so verständlich machen. Ein Beispiel: M. versucht N.N. anzurufen. N.N. ist kürzlich verstorben, was M. offensichtlich noch nicht erfahren hat. Wir sagen: "Er glaubt, daß N.N. noch lebt". Wir machen uns so ein Handeln verständlich. Wie es in M. aussieht, ist dabei nicht von Interesse.

- 132 Es ist natürlich nicht Sache einer speziellen Sprecherkaste unter den Kleinweltlern, Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln. Jeder kann Sprecher sein wie auch Hörer.
- 133 Auf den ersten Blick scheint es etwas seltsam, daß jemand, der nicht weiß, was zu tun ist, gleich Verzweiflung zeigen soll. Ich gehe nicht davon aus, daß Kleinweltler stets verzweifelt sind, wenn sie nicht wissen, wie sie etwas tun sollen, wohl aber davon, daß die Artikulation der Frage nach dem Wie über einen Ausdruck der Verzweiflung führt. Ich nehme das an, weil mir ein Ausdruck der Verzweiflung in dieser Sache auf die natürlichste Weise zu einem Ausdruck für die Wie-Frage zu führen scheint und weil Verzweiflung eine der treibenden Kräfte sein dürfte, wenn ein Ausdruck für diese Frage gesucht wird. Einmal als Frageausdruck etabliert, kann sich sehr schnell der echte Ausdruck der Verzweiflung verlieren. Verzweiflung wird dann stilisiert.
- 134 Auch hier können wieder heutige Verhältnisse als Beleg herangezogen werden: In vielen Dingen ist Vormachen fast oder ganz unersetzlich. Man muß dabei nur daran denken, wie man z.B. Tennisspielen lernen kann. Natürlich spielen dabei auch Erklärungen und Beschreibungen eine Rolle, aber, ohne daß etwas vorgemacht wird, helfen diese nicht unbedingt viel. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, wie Kinder Spiele lernen: Außerstand ein Spiel wie etwa "Fang den Hut" auf der Grundlage einer reinen Beschreibung zu erlernen, lernen sie solche Spiele rasch und ohne größere Probleme, wenn ihnen vorgemacht wird, was sie zu tun haben. Siehe hierzu Muckenhaupt (1976), S. 74-100.
- 135 Diese Vorstellung ist natürlich nicht zwingend, d.h. die Verbalisierung muß in der "Kleinen Welt" nicht so vorsichgehen. Schon gar nicht wird behauptet, daß sich die Handlungsverben unserer Sprache einem solchen Vorgang verdanken müssen. Die Feststellung einer reinen Möglichkeit scheint mir dennoch nicht belanglos: Damit wird gezeigt, daß eine Herleitung eines bestimmten Phänomens in meinem Modell grundsätzlich möglich ist und dieses Phänomen mithin Menschenwerk sein kann.
- 136 Siehe Révész (1946), S. 34ff.
- 137 Vergleichbares läßt sich auch bei uns beobachten: Unbewußtes Keuchen und Stöhnen und halbbewußtes "So!" begleiten komplizierte Demonstrationen. Vollends bewußt wird daraus: "Achte mal darauf!"
- 138 Der hier geschilderte Prozeß ist keineswegs so abenteuerlich, wie man vielleicht annehmen möchte. Solche produktiven Mißverständnisse lassen sich auch noch hier und heute beobachten.
- 139 Siehe in diesem Zusammenhang auch oben Kap. 1.4.
- 140 Die hier angestellte Überlegung scheint vielleicht etwas kompliziert für eine Horde von Wilden. Wenn diese Überlegungen tatsächlich von den Kleinweltern angestellt werden müßten, damit sie zu den Schlüssen kommen könnten, die hier gezogen werden, wäre es sicher ausgeschlossen, daß sie in der beschriebenen Weise reagieren könnten. Aber das ist nicht erforderlich. Sie können so reagieren, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können, daß sie so reagieren. Sie müssen nicht wissen, daß sie wissen, was sie wissen.
- 141 In diesem Zusammenhang eine Bemerkung zu der sog. Kooperationsmaxime, die Grice (1968) formuliert hat. Eine solche Maxime ist m.E. so unsinnig, wie das nur sein kann. Die Sprachteilhaber handeln in keinem

vernünftigen Sinn nach einer solchen Maxime. Wo sie kooperativ handeln, tun sie das, weil sie gute Gründe dazu haben. Daß sie bei kommunikativen Handlungen eine kooperative Anstrengung machen müssen, erklärt sich aus der Natur kommunikativen Handelns: Der Weg zum Erfolg führt hier unausweichlich über das Verständnis der Anderen. Wer deshalb keine Anstrengung unternimmt, verstanden zu werden, handelt nicht wirklich kommunikativ.

- 142 Eine ganz ähnliche Erscheinung zeigt sich in der Werbung: Wer Produkte verkaufen will, an denen niemand von Haus aus interessiert ist, muß besonders raffiniert werben.
- 143 Von diesem prinzipiellen Anspruch sind hier aus praktischen Gründen einige Abstriche zu machen: Vieles muß exemplarisch bleiben, manches, was auch noch denkbar wäre, findet keine Berücksichtigung. Ich konnte in der verfügbaren Zeit nicht mehr als einen Anfang machen.
- 144 Man muß das nicht so verstehen, daß die Kleinweltler bewußt damit befaßt wären, solche Ausdrücke herauszuarbeiten. Hier zeigt sich in erster Linie wieder das Wirken der unsichtbaren Hand. Siehe in diesem Zusammenhang auch Givón (1979), S. 316.
- 145 Auch hier ist wieder zu berücksichtigen, daß die gegebenen Beschreibungen der Handlungsmöglichkeiten der Kleinweltler Beschreibungen für u n s sind.
- 146 Ihre Demonstrativa hat man sich noch überwiegend gestisch zu denken. Sie werden erst nach und nach stärker verbalisiert, indem aus ursprünglichen Begleitgeräuschen, die symptomatischen Charakter hatten, erste verbale Ausdrücke des Hinweisens werden. Diese ersten Demonstrativa verweisen noch ausschließlich auf Dinge außerhalb des kommunikativen Akts.
- 147 Ich lasse absichtlich offen, was genau es heißen soll, daß Kleinweltler mit Hilfe von Namen auf andere Kleinweltler Bezug nehmen. Sie bringen die Namen einfach in einen Gesprächszusammenhang ein, und es bleibt Aufgabe ihrer Hörer festzustellen, ob das Genannte Täter oder Opfer der Ort des Geschehens o.dgl. sein soll.
- 148 Das hört sich wieder nach sehr viel Reflexionen an, läßt aber eine recht pragmatische Interpretation zu: Ein Kleinweltler beobachtet einen anderen, der im Begriff ist, etwas zu . Was dieser andere tun will, macht - nach dem Verständnis des Beobachtenden - nur Sinn, wenn der andere annimmt, daß - sagen wir - dort und dort noch etwas zu holen ist. Der Beobachter, der weiß, daß dort schon alles "abgegrast" ist, weist den andern darauf hin, daß das so ist, indem er negativ darauf anspielt. Dem andern wird dadurch u.U. erst bewußt, was er eben tun wollte. Das heißt aber nicht, daß er sich auch noch dessen bewußt werden muß, daß er sich damit einer Sache bewußt geworden ist.
- 149 Auf das klassische Problem, ob Raum und Zeit als apriori menschlichen Erkennens anzusehen sind oder nicht, will ich hier nicht eingehen. Ich stelle nur fest, daß Raum und Zeit Dimensionen u n s e r e r Welt ausmachen. Offen bleibt, ob sie Erfindungen von Menschen sind oder ob Menschen dazu prädestiniert waren, Dinge in Raum und Zeit zu bestimmen. In jedem Fall haben sie das Problem, Ortsangaben zu formulieren, und erst als artikulierten waren diese Angaben und mit ihnen das, was durch sie eingeführt wurde, Teil ihrer Welt, d.h. des gemeinsamen Nenners ihrer Auffassungen.

- 150 Siehe in diesem Zusammenhang Berger/Luckmann (1970), S. 49ff.
- 151 Es ist also nicht so, daß die einzelnen schon auf sich selbst gestellt klare Begriffe von den Verhältnissen in ihrer Welt haben, sondern so, daß sie erst dadurch, daß sie die anderen an ihren Ideen beteiligen, zu sicheren Begriffen kommen. Siehe in diesem Zusammenhang auch Givón (1979), S. 313ff.
- 152 Es scheint mir einigermaßen evident, daß man nicht davon ausgehen kann, daß eine Welt und eine Kommunikationsform, die als Menschenwerk pragmatisch entstehen, nicht das Wirken einer überlegen ordnenden Hand zeigen wird. Interessant ist das vor allem deshalb, weil unsere eigene Sprache - wie jede gewachsene Sprache - entschieden Züge einer solchen Genese zeigt. Entgegen zahlloser Versicherungen durch Sprachwissenschaftler aller Zeitalter scheint mir unübersehbar, daß unsere Sprache eben nicht systematisch aufgebaut ist, sondern lediglich da und dort etwas systematisiert auf der Grundlage einer pragmatischen Ordnung, die fast ausschließlich auf Traditionen beruht. Was als Beispiel für System und Ordnung in unserer Sprache vorgebracht wird, ist zwar insoweit korrekt, als eben das, was dabei gesehen wird, System haben dürfte, aber all dies Systematische ergibt zusammen nicht das Bild eines klaren Systems. Es bleibt eine Vielfalt sehr elementarer Erscheinungen, die man, wenn man Sprache und Kommunikation systematisch aufbauen wollte, ganz anders anlegen würde. Einige Beispiele: Es gibt eine Vielfalt von Flexionsklassen bei Nomina und Verba, die zwar intern systematisch aufgebaut sind, auch insofern systematisch wirken, als sie Klassen sind, die aber dennoch ohne jede Not verschieden sind. Man könnte natürlich annehmen, daß eine ursprünglich klare Ordnung unter dem Einfluß lautlicher Verschiebungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist, aber das alles spricht nun nicht gerade dafür, daß in unserer Sprache sehr viel an Ordnung gelegen ist. Viel näherliegend erscheint mir da, die unbestreitbare Vielfalt darauf zurückzuführen, daß von verschiedenen, ad hoc gebildeten Ausdrucksmitteln Vorbildwirkung ausging, was zur Ausbildung von Analogieklassen geführt hat. Siehe in diesem Zusammenhang auch Paul (1920), Kap. V.
- 153 Die "Systeme", die Linguisten in der Sprache realisiert zu finden glauben, sind m.E. nichts anderes als theoretische Konstruktionen, in denen kein System aufgefunden, wohl aber induziert wird.
- 154 Ein Blick etwas auf die Art und Weise, in der wir hier und heute Ortsangaben formulieren, zeigt deutlich, daß wir immer noch der alten pragmatischen Praxis anhängen. Obwohl wir längst in der Lage wären, jedes beliebige Objekt in Raum und Zeit eindeutig im Rahmen eines deiktischen Systems zu lokalisieren, formulieren wir Ortsangaben im Alltag nahezu ausnahmslos pragmatisch. Siehe hierzu auch Schlegloff (1972).
- 155 Siehe hierzu Berger/Luckmann (1970), S. 55.
- 156 Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Verfügung über Kommunikation den Menschen in der Frühzeit das Überleben gesichert haben dürfte, weil ein hemmungsloser Verteilungskampf bei der Verfügung über mörderische Waffen selbstzerstörerisch gewirkt hätte, da Menschen Tötungshemmungen, wie sie etwa bei Caninen anzutreffen sind, zu fehlen scheinen.

- 157 Die Abfolge in dieser Liste ist zwar nicht ganz willkürlich, aber man darf sich nicht allzu viel von ihrer Ordnung versprechen. Die Dinge sind viel zu komplex, um sie in eine simple lineare Ordnung zu bringen.
- 158 *Murmen* scheint mir trotz und zum Teil auch gerade wegen seiner wenig wissenschaftlichen Verwendungsweise hier ein treffendes Wort, das darauf abhebt, daß etwas in einem arbeitet, daß man nicht zufrieden ist und auf Abhilfe sinnt, ohne sich ganz davon Rechenschaft zu geben, daß es so mit einem bestellt ist.
- 159 Das gilt etwa auch für das Deutsche und das Französische: Diese Sprachen verfügen zwar über Indikatoren für Hypothetisches, aber diese Indikatoren werden zumindest umgangssprachlich kaum oder gar nicht benutzt. Behaghel stellt diesen Sachverhalt für das Deutsche so dar, als seien "für den potentialen und den hypothetischen Konjunktiv (des Präteritums) im Laufe der Zeit Ersatzfügungen eingetreten" - siehe Behaghel (1923-1932), Bd. II, S. 242 -, aber diese Darstellung scheint mir nicht zwingend. Näherliegend scheint mir, daß diese Formen pragmatisch dieselben Funktionen erfüllen konnten wie der Konjunktiv und von Anfang an alternative Strategien der Formulierung eines konjunktivischen Modus waren.
- 160 In diesem Zusammenhang sei an eine der Grice'schen Konversationsmaximen erinnert: Grice stellt fest, daß Überinformation ebenso schädlich sein kann wie Unterinformation, weil sie einen Hörer dazu bringen kann, in dem Zuviel einen besonderen Sinn zu suchen. Siehe Grice (1968). Siehe auch McCawley (1978), S. 245ff.
- 161 Es ist alles andere als einfach, das genaue timing dieser Entwicklung zu bestimmen. Ich bitte deshalb darum, das hier entwickelte Bild als einen Versuch zu werten, der sicher noch weitere Untersuchung erforderlich macht.
- 162 Gegen die folgenden Beispiele könnte man einwenden, daß sie von unserer Sicht der Dinge geprägt sind, daß wir nun einmal gewohnt sind die Dinge in solchen Beziehungen zu sehen. Dazu ist zweierlei festzustellen: (1) Ich leugne nicht, daß meine Inspiration von meiner Sprache bestimmt ist. Aber diese Sprache ist m.E. nicht vom Himmel gefallen, und deshalb muß, was in ihr ausgedrückt werden kann, erst einmal in sie eingebracht worden sein. Die Unterscheidungen, die unsere Sprache macht, sind vielleicht weitgehend konventionell und d.h. nicht notwendig, aber, daß sie notwendig seien, habe ich auch nie behauptet, nur daß Unterscheidungen notwendig sind. (2) Daß Kleinwelter überhaupt auf Gegensatzpaare und Qualitätsfelder kommen, betrachte ich zwar nicht als zwingend, aber doch als einigermaßen stimuliert von ihren Erfahrungen im Umgang mit Pflanzen und Tieren. Siehe in diesem Zusammenhang auch Givón (1979), S. 318ff.
- 163 Dieses Verfahren einer pragmatischen Bestimmung von Eigenschaften ist auch in unserer Sprache geläufig, wie die folgenden Ausdrücke belegen: *blutrot, rabenschwarz, grasgrün, quittegelb, himmelblau, blitzschnell, brandgefährlich, bleischwer, taghell*, auch von Nomina abgeleitete Adjektive wie *steinig, rostig, sawmäßig, engelhaft, kindisch, teuflisch*.

- 164 Unter *Gegenstand* ist hier alles zu verstehen, was Gegenstand der Rede sein kann.
- 165 Das Verfahren, das zur Entwicklung von Qualifikatoren führt, kann iteriert werden, um Qualifikatoren für Qualifikatoren zu entwickeln. Das führt allerdings zur Entstehung so großer Gesprächseinheiten, daß es mir besser scheint, eine solche Weiterentwicklung erst anzusetzen, wenn die Syntaktifizierung der Rede gewisse Fortschritte gemacht hat und dabei Hilfen für die Aufarbeitung von Gesprächsbeiträgen entstanden sind. Ich werde hierauf in dieser Arbeit allerdings nicht weiter eingehen.
- 166 Zur Idee Dynamik erzeugender Maximen oder - wie ich lieber sage - Prinzipien siehe Keller (1982).
- 167 Dasselbe läßt sich im großen Ganzen auch von unserer Kommunikation sagen. Mit unseren wichtigsten Gesprächspartnern im Alltag stehen wir im allgemeinen in so intensivem und dauerndem Kontakt, daß sie uns erstaunlich weit folgen können. Beispiele dafür kennt sicher jeder selbst genug. Zur Illustration dennoch ein Beispiel aus meinem häuslichen Alltag: Die Familie beim Frühstück. Bislang sind nur Äußerungen zu verzeichnen gewesen, die mit der morgentlichen Routine zu tun haben. Ohne jede Vorbereitung sagt meine Frau: "Eine Dusche fänd ich besser als ein Bad". Ich auch, deshalb sage ich darauf weiter nichts, brumme nur Zustimmung. Eine Gedankenfolge, die ich kaum selber nachvollziehen kann, bringt mich auf das Thema Weihnacht und Geschenke. Ich sage: "Für deine Schwester ha'mer immer noch nix". Darauf meine Frau: "Ich weiß". Wie vorher ich, hat sie nicht die geringsten Probleme der Gesprächsentwicklung zu folgen, weil ich - wie zuvor sie - ein Thema angesprochen habe, das derzeit bei uns ansteht und deshalb gewissermaßen aus dem Stand angeschnitten werden kann.
- 168 Demutshaltungen sind bei Primaten so verbreitet, daß ich glaube annehmen zu können, daß auch primitive Menschen ganz natürlich über dieses Mittel verfügen und es mithin nicht erst erfinden müssen.
- 169 Ich nehme nicht an, daß Kross wirklich ein kleinweltlicher Name ist. Dieser Name ist nur ein nom de guerre für meine Zwecke, und dasselbe gilt für alle weiteren Namen, die ich hier einführe. Die kleinweltlichen Namen denke ich mir - wie die gesamte kleinweltliche Sprache - für deutsche Zungen unaussprechlich. Ich sehe jedenfalls keinen Sinn darin, wilde Spekulationen über den Lautstand einer Ursprache anzustellen. Siehe in diesem Zusammenhang auch Paul (1920), Kap. IX.
- 170 *Zitiertes Angriffsgeheul* ist so zu verstehen: Bei echtem Angriffsgeheul würde sich Pick sofort in den Kampf stürzen. Erregt genug ist er. Zitiertes Geheul ist soweit stilisiert, daß Pick es zwar noch als Angriffsgeheul erkennt, aber gleich schon erkennt, daß ihm damit etwas zu verstehen aufgegeben wird und nicht "zum Kampf geblasen" wird.
- 171 Das Beispiel sollte deshalb als eine weitere extreme Zeitrafferaufnahme verstanden werden, in der alles in einen einzigen Fall hineingepackt ist, was an sich in zahllosen Anläufen Stück um Stück entwickelt werden muß.

- 172 Die Idee ist hier, daß sich ein Verfahren entwickelt, das Ähnlichkeit, mit unseren Höflichkeitsformen hat, in denen ja auch alte Unterwerfungsgesten fortleben.
- 173 Daß sie nur aneinanderreihen können, heißt natürlich nicht, daß die Wörter, die sie aneinanderreihen in einfacher linearer Folge abzuarbeiten sind. Die semantischen Beziehungen können durchaus komplexer sein. In der Rede ist lediglich nicht indiziert, wie sie anzusetzen sind.
- 174 Siehe hierzu auch Givón (1979), Kap. 7.4.
- 175 Ich betrachte in dieser Arbeit Sätze als Einheiten eines syntaktischen Kommunikationsmodus und spreche von den Einheiten pragmatischer Rede als von Gesprächseinheiten.
- 176 Die Gesprächseinheiten könnte man als Einheiten beschreiben, die einen minimalen Gesprächsbeitrag ausmachen können, d.h. als eine Art untere Grenze dessen, was auf sich gestellt kommunikabel ist.
- 177 Diese Beschreibung ist vielleicht etwas hoch gegriffen. Man könnte auch sagen: Das Kind ist's nicht zufrieden, ist nicht bereit, so etwas einfach über sich ergehen zu lassen.
- 178 Siehe hierzu auch Shwayder (1965), S. 71ff.
- 179 Das gilt nicht für unsere Kommunikation. Wir sind darauf eingestellt, daß ein Thema, soweit das irgend möglich ist, durch Anaphora aufgegriffen wird, und wir verstehen die wörtliche Wiederholung deshalb nicht als Wiederaufnahme des Themas, sondern als Einführung eines neuen Gegenstands. Siehe hierzu auch Heringer/Strecker/Wimmer (1980), Kap. 4, Anm. 85.
- 180 Siehe Givón (1979), Kap. 7.4.
- 181 Den Kleinweltlern stehen diese Alternativen natürlich nur partiell und nur in simplen Formen zur Verfügung, aber grundsätzlich haben sie schon diese Möglichkeit.
- 182 Siehe hierzu auch Strecker (1976), Kap. 1.2.
- 183 Es versteht sich, daß persuasive Strategien bei weitem nicht das einzige sind, was Schwache sich ausdenken können. Einige der vorgenannten Strategien stehen Schwachen wie Starken zur Verfügung und sind oft sogar effizienter als persuasive Strategien.
- 184 Im Hinblick auf die moralische Qualität dieses Handelns könnte man sagen, daß hier - im Sinn des Wortes - aus der Not eine Tugend gemacht wird.
- 185 Ein einfaches Beispiel aus unserem Alltag: Wie anders als über solche Strategien könnte man Millionen dazu bringen, ihr schwer verdientes Geld für Dinge auszugeben, die sie so wenig brauchen wie einen Knopf im Ohr, und sich sogar noch darüber zu freuen.
- 186 Dieser Trick ist mindestens so alt wie das 1. Buch Moses, wo davon berichtet wird, daß eine gewisse Eva ihren Mann Adam damit "herumgekriegt" hat. Und obwohl der Trick so alt ist, zeigt er auch noch heute seine Wirkung: Es genügt, an einem heißen Sommertag von einem frisch-gezapften Pils im Schatten zu reden, um Tausende dazu zu bringen, sich ein Bier zu genehmigen.

- 187 Er sagt das natürlich nicht mit so vielen Worten, aber - nach allem, was bisher an kleinweltlicher Kommunikation entwickelt wurde - scheint es mir ohne weiteres möglich, daß er etwas sagt, was in etwa darauf hinausläuft, was ich ihm hier in meiner Sprache zugeschrieben habe.
- 188 Eine kurze Bemerkung zu *überzeugen* und *überreden*: Ich spreche hier absichtlich von persuasiven Strategien, weil ich Überzeugen und Überreden nicht so streng trennen will, wie manche das für nötig halten. In Strecker (1976), habe ich darauf hingewiesen, daß es letztlich kaum möglich ist, beides auseinanderzuhalten. Während ich dies schreibe, kommt mir allerdings ein Gedanke, der vielleicht doch für eine tendenzielle Unterscheidung von Überzeugen und Überreden sprechen könnte: Was überzeugt, ist nicht demselben Verschleiß unterworfen wie das, was nur überredet.
- 189 Für eine ausführliche Behandlung von sog. Vorwurfskommunikationen siehe Fritz/Hundsnurscher (1975), Heringer/Öhlschläger/Strecker/Wimmer (1977), Beitrag 8, sowie Muckenhaupt (1978), Kap. 2.
- 190 Wenn ich sage, daß es dem Kleinweltler nicht schwerfallen dürfte, den Vorwurf auf etwas Bestimmtes zu beziehen, dann heißt das natürlich nicht, daß die Herstellung solcher Bezüge in einem absoluten Sinn leicht ist. Sie ist leicht für Wesen von der Intelligenz der Kleinweltler.
- 191 Man kann, wenn man so will, die Vorwurfskommunikation als eine Schmiede des Rechts und der Moral betrachten: Am Anfang steht noch unbegriffene Verstimmung. Unter dem Eindruck von Rechtfertigungen entsteht nach und nach eine Idee von Rechtmäßigkeit.
- 192 Vorwürfe sind - was selten so geschehen wird - durchaus riskante Manöver seitens des Vorwerfers. Er will einen andern dadurch treffen, daß er seine Mißbilligung ausdrückt, ihm, bildhaft gesprochen, die Sonne seines Wohlwollens entzieht. Wenn sich jetzt herausstellt, daß es dem andern völlig gleichgültig ist, wie der Vorwerfer zu ihm steht, dann kann der Vorwurf zu einer Art Rohrkrepierer werden, der dem Vorwerfer selbst zusetzt, weil er erkennen muß, daß er dem andern weniger bedeutet, als er vorausgesetzt hatte.
- 193 Daß jemand eine Störung im Verhältnis zu einem andern nicht ertragen kann und sich deshalb zu dem Vorwurf äußert, kann verschiedenste Gründe haben. Er muß nicht wirklich "im Innersten" getroffen sein. Er kann sich vielleicht auch ganz einfach nicht leisten, beim Vorwerfer in Ungnade zu sein, weil er finanziell von ihm abhängig ist.
- 194 Etwas schwieriger wird die Angelegenheit, wenn sie nicht wirklich zerknirrscht sind, sondern Zerknirrschtheit nur spielen. Hier hängt es dann von den schauspielerischen Fähigkeiten des einzelnen ab, wie gut die Entschuldigung gelingt.
- 195 Auch hier eine Parallele zu unserer Praxis: In aller Regel genügt es zu sagen: "Verzeihen Sie bitte", oder "Entschuldigung, tut mir leid".
- 196 Es kann vorkommen, daß bereits darüber ein Streit entsteht, was einer getan hat. Ich gehe darauf hier nicht ein, weil dieses Problem unter Punkt (xiii) zu behandeln sein wird.
- 197 Ausdrücke wie *Überblick* sind hier nicht uninteressant: In ihnen wird deutlich, wie unsere Vorfahren einst vorgegangen sein dürften, um Dinge in den Griff (!) zu bekommen, die zur Erklärung anstanden, ohne

wirklich sichtbar oder greifbar zu sein. Sie haben sich mit Metaphern ausgeholfen, d.h. sie haben aufgegriffen, was sie in ihrer Sprache bereits für andere Zwecke zur Verfügung hatten. Natürlich bedarf es im Einzelfall einer genauen Untersuchung, wenn man die Entstehungsgeschichte heutiger Ausdrücke betrachten will, aber auch als Laie kann man einen Eindruck von der Gestalt der verschiedenen Begriffsbildungsstrategien gewinnen.

- 198 Etwas technischer ausgedrückt: Erst müssen die Skopusprobleme halbwegs gelöst sein. Es ist allerdings auch möglich, daß diese Probleme erst im Zusammenhang mit der Rechtfertigungsproblematik gelöst werden.
- 199 Für eine Liste korrekter und unkorrekter Argumente kann man so ziemlich jede brauchbare Einführung in die Logik konsultieren. Speziell zu unsauberen Argumenten siehe Thouless (1971), Appendix I.
- 200 Sowenig wie das Gehen ein Monopol in Sachen Fortbewegung hat. Es scheint mir deshalb nicht sinnvoll, alternative Formen der Beeinflussung als indirekte Formen des Aufforderns zu beschreiben.
- 201 Unter bestimmten, für die Beteiligten transparenten Bedingungen kann es sein, daß es sich erübrigt, die Aufforderung überhaupt zu formulieren, weil die "Aufgeforderten" ganz von selbst verstehen, was von ihnen erwartet wird.
- 202 *Richtig* ist ein sehr nützliches Wort: Man kann damit ebenso moralisch richtig, wie ökonomisch richtig, den eigenen Interessen dienlich, logisch, sachgemäß o.ä. verstehen. Ich meine hier von allem etwas.
- 203 Natürlich gilt das Wort einer Autorität mehr als das Wort von Hinz und Kunz, aber es kann immerhin vorkommen, daß das Wort einer zunächst noch völlig unbedeutenden Person etwas in uns bewegt.
- 204 Das zeigt sich z.B. darin, daß selbst brutale Diktatoren nie ganz darauf verzichten können, ihre Macht ideologisch abzusichern. Siehe hierzu auch Strecker (1976), Kap. 1.3.
- 205 Siehe in diesem Zusammenhang auch Keller (1982).
- 206 Vielleicht ist es für manche etwas störend, daß ich hier immer wieder von "gewaltfrei" spreche, weil man die so erreichte Einflußnahme durchaus auch als Gewalt ansehen kann. Ich habe grundsätzlich nichts dagegen, auch rein verbale Manipulation als Gewalt zu verstehen, aber ich möchte hier keine "Gewaltdiskussion" führen. Die Charakterisierung als gewaltfrei ist nicht präventiös gemeint, sondern ganz pragmatisch zu verstehen als ein Gesichtspunkt der Unterscheidung von jenen Strategien, die Gewalt ganz offen ins Spiel bringen.
- 207 *Künstlicher* im Gegensatz zu ihrem ursprünglich noch stark naturhaften Charakter.
- 208 Man kann hin und wieder hören, daß jemand ernsthaft behauptet, er würde nur glauben, was er sieht. Eine größere Selbsttäuschung kann es kaum geben: Wir alle haben das Gros unserer Erfahrungen aus zweiter Hand, denn das war eine der Voraussetzungen dafür, daß es zu den Wissensakkumulationen kommen konnte, die wir heute feststellen können.
- 209 Sie verlieren sonst - im Sinn des Wortes - den Überblick, weil die Welt jetzt Bereiche umfaßt, die ihrem Blick unausweichlich entzogen sind.

- 210 Wenn ich dieses Handeln nicht rundweg als Behaupten bezeichne, so deshalb, weil ihm noch das Umfeld fehlt, in dem unser Behaupten erst so richtig zu dem wird, was es uns ist.
- 211 Das soll nicht heißen, daß die Kleinweltler zur Ehrlichkeit verdammt sind. Sobald einer von ihnen dahinterkommt, daß man auch nur so tun kann, als meine man etwas, wird auch das zum Behaupten gehören. Die Praxis des Behauptens wird davon weniger berührt, als man vermuten könnte: Es zählt weiterhin als Kundgabe der eigenen Meinung, und man wird weiterhin darauf festgelegt, daß man das als seine Meinung ausgegeben hat.
- 212 Die Anführungszeichen bei *verstanden* sollen darauf hinweisen, daß diese Akte nicht als das verstanden werden sollen, was sie für den sind, der sie ausführt.
- 213 Gemeint ist hier nichts anderes als das sog. Präsupponieren.
- 214 Wie man sich das vorzustellen hat, wird gleich noch anzusprechen sein. Hinsichtlich der Konventionalisierung von zufälligen Erscheinungen verweise ich auf Kap. 1.3. oben.
- 215 Frageindikatoren müssen m.E. nicht zwingend angenommen werden, um die Möglichkeit gesprächseinleitender Fragen zu erklären. Ich nehme aber an, daß solchen Indikatoren eine majeutische Funktion dabei zukommt. Wenn das einleitende Fragen erst einmal etabliert ist, können die Indikatoren wieder zurückgedrängt werden.
- 216 Diese Feststellung ist vielleicht etwas zu pauschal, weil Fragen wie *Kannst du mir einen Fünfer leihen?* nichts erfragen, was ein Licht auf eine kommunikative Aufgabe wirft, ja nicht einmal darauf aus sind, durch einen kommunikativen Akt beantwortet zu werden.
- 217 Nicht nur der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION: Die Kategorien der klassischen Grammatik bis hin zu der - in dieser Hinsicht gar nicht so revolutionären - Transformationsgrammatik sind m.E. entscheidend von dieser vortheoretischen Analyse der Rede bestimmt.
- 218 Nicht zwingend und deshalb kein synthetisches Apriori.
- 219 Die Kleinweltler mußten sich das nicht ausdenken. Es kam wie von selbst.
- 220 Daß die Kleinweltler sowohl den allgemeinen Fragecharakter verstehen konnten als auch die Fokussierung, halte ich für ausgemacht. Unter der bekannten Annahme, daß sie einen Sinnverdacht hatten, wenn ihre Artgenossen etwas äußerten, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie die Bedeutung dieser Vorgehensweise verstehen konnten.
- 221 Aus kleinweltlicher Sicht wären dann unsere Kategorien Mischkategorien.
- 222 Dagegen könnte man einwenden, daß sich ein alternatives Kategoriensystem in der Organisation von Aussagen niederschlagen müßte, derart, daß anstelle der einen Ortsangabe, die wir machen, verschiedene Typen von Angaben auftreten müßten. Das ist richtig, aber kein Einwand: Abgesehen davon, daß es ohne weiteres möglich wäre andere Angaben zu entwickeln als gerade jene, die wir kennen, ist es keineswegs so, daß unsere Angaben so "rein" sind, wie wir meinen: Wenn wir etwa eine Zeitangabe als Ortsangabe formulieren, dann liegt es nur an den Kategorien unserer Analyse, daß sie eine Zeitangabe scheint und nichts anderes.

- 223 Wenn die Kleinweltler in diesem Sinn andere Fragen entwickeln würden als unsere Ja/Nein-Frage, hätte das sicher auch Auswirkungen auf die Praxis des Behauptens. Damit mir das Spiel nicht völlig über den Kopf wächst, nehme ich im folgenden aber an, daß die Kleinweltler relativ nah bei einer Linie bleiben, die zu einer Sprache wie der unseren führt. Es kam mir hier nur darauf an, wenigstens einmal anzudeuten, was alles sein könnte. Ich werde das Spiel jetzt wieder an kürzerer Leine führen.
- 224 Als wohlmeinender Mensch ist man geneigt, hier nur an das moralisch lobenswerte Versprechen zu denken. Hierher gehört aber auch die verbindliche Ankündigung von Terrorakten, insbesondere auch das sog. Gleichgewicht des Schreckens, das auch auf Glaubwürdigkeit der Abschreckung beruht und nicht nur auf der Verfügung über potente Waffen.
- 225 Prophezeien ist hier natürlich nicht im Sinn der Prophezeiungen der biblischen Propheten gemeint.
- 226 Die Kleinweltler selbst haben keine solche Analyse des Problems, aber das ist wohl auch nicht nötig, damit sie "im Gespür" haben können wo die Lösung ansetzen muß. Es genügt, daß sie verunsichert sind und sich bewußt werden, daß das so ist und daß es mit den andern zu tun hat.
- 227 Natürlich sind Fälle denkbar, in denen das nicht so klar ist, aber in diesen Fällen haben wir es auch nicht in der Hand, das eine oder das andere zu tun. Wir tun, was wir tun, und je nachdem, welche Fähigkeiten man uns zuschreibt, wird man sagen, wir hätten etwas versprochen oder etwas prophezeit.
- 228 Im Fall von Versprechungen ist die Frage der Verantwortung relativ klar. Schwieriger ist das im Fall von Ankündigungen, sagen wir, jemand zu verprügeln. Wenn jemand Prügel erspart bleiben, wird er kaum Rechenschaft dafür fordern. Dafür ergibt sich hier aber ein Problem, das Ähnlichkeiten mit der Frage der Verantwortung hat: Wer nicht prügelt, wo er aufgrund seiner Ankündigung prügeln müßte, schafft Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit.
- 229 Siehe hierzu auch Schelling (1960), S. 35-52.
- 230 Eine etwas abenteuerliche Idee am Rand, die aber gar nicht so abwegig sein muß: Jemand, der befürchtet, entführt zu werden, könnte stets etwas bei sich führen, das ihn erpreßbar macht. Das könnte ihm um den Preis künftiger Erpressung u.U. das Leben retten.
- 231 In früheren Zeiten war das durchaus üblich: Man gab dem Gegner hochgestellte Personen als Geiseln, die ihn in die Lage versetzten, im Fall eines Angriffs Vergeltung zu üben.
- 232 Diese Grenzen sind für ihn dann genau die Grenzen dieses Spiels. Aber seine Grenzen sind nicht die Grenzen. Die Kleinweltler stehen erst am Anfang einer Entwicklung, die - wie unsere Praxis zeigt - zu immer neuen Grenzen führt.
- 233 Dieses "So" ist der Grund dafür, daß das Vormachen in Phase III im Zusammenhang mit Angaben zu Art und Weise eingeführt wird.
- 234 Siehe hierzu auch oben Kap. 2.5.

- 235 Ich verwende *rein deskriptiv* hier, um auf eine bestimmte Auffassung anzudeuten, tatsächlich glaube ich aber nicht, daß es so etwas überhaupt geben kann.
- 236 Siehe in diesem Zusammenhang Meibauer (1982), der die Sprechaktklassifikationen von Ballmer/Brennenstuhl (1981) genau unter dem hier angesprochenen Aspekt kritisiert.
- 237 Man könnte einwenden, daß ich doch einmal eine Möglichkeit angeben sollte, die nicht sprachlich erfaßt wäre. Aber in diese Falle trete ich nicht. Die Tatsache, daß ich das nicht kann, beweist überhaupt nichts, außer, daß ich das eben nicht kann, was ich auch nie behauptet habe.
- 238 Ich habe früher einmal versucht, alle Sprechaktkarakterisierungen aufzulisten, die ich ausfindig machen konnte. Nach einigen hundert ist mir die Lust daran vergangen, weil ich kein Ende absehen konnte. Während die Zahl der Sprechaktverben noch einigermaßen überschaubar bleiben dürfte, ist die Zahl der Möglichkeiten, Sprechakte zu beschreiben, faktisch unbegrenzt.
- 239 Das gilt auch ganz allgemein für referierende Verwendungen von sprachlichen Ausdrücken. So ist es etwa durchaus denkbar und keinesfalls falsch zu sagen, daß Philip glaubt, daß dein Bruder die Bank ausgeraubt hat, auch wenn Philip gar nicht weiß, daß du einen Bruder hast. Ich spreche mit dir, und deshalb ist es völlig korrekt, daß ich Fridolin Kerner, den mutmaßlichen Bankräuber, als deinen Bruder einführe, denn das ist er nun einmal. Es wäre in einem solchen Fall sogar geradezu irritierend, wenn ich auf deinen Bruder mit dem Namen Bezug nehmen würde, unter dem Philip ihn kennt. Quines Analyse in Quine (1952) scheint mir deshalb nur mit Einschränkungen korrekt.
- 240 Alltätlich für Leute an der Hochschule. Die Ich-Form des Beispiels habe ich gewählt, um das Problem zu umgehen, schon in der Darstellung des zu beschreibenden Handelns Fremdurteile zu haben.
- 241 Diese Behauptung muß m.E. nicht umständlich bewiesen werden. Es liegt auf der Hand, daß sich nie so etwas wie eine Sprache ausgebildet hätte, wenn alles immer nur ad hoc geblieben wäre.
- 242 Siehe hierzu Lewis (1979).
- 243 In diesem Zusammenhang ist interessant, was Winch (1958), S. 15 feststellt: "... because in discussing language philosophically we are in fact discussing what counts as belonging to the world".
- 244 Der Kleinweltler spricht natürlich kein Gastarbeiter-Deutsch. Die Pidgin Formulierung soll nur in etwa den pragmatischen Modus kleinweltlicher Gesprächsbeiträge simulieren.
- 245 Man muß sich das nicht so vorstellen, daß Zack sich innerlich dergleichen vorspricht. Seine Erinnerung kann ganz bildhaft sein, eine Art *déjà vu*.
- 246 An dieser Stelle sei nochmals betont, daß die Kleinweltler nicht als Urmenschen verstanden werden dürfen: Urmenschen haben auf einer vergleichbaren Stufe vielleicht bereits ein ausgeprägtes theoretisches Interesse. Hier habe ich solche Interessen aus methodischen Gründen ausgeblendet.
- 247 Bewertungen sind dabei aber nicht als Akte zu verstehen, sondern als etwas, das gehabt wird.

- 248 Siehe in diesem Zusammenhang Frege (1918/19), insbesondere S. 67.
- 249 Siehe hierzu oben Kap. 3.2.
- 250 Hier trifft voll das Privatsprachenargument zu, das Wittgenstein am Beispiel privater Empfindungen entwickelt hat. Siehe Wittgenstein (1953), § 258ff.
- 251 Natürlich ist es möglich, eine Art Geheimsprache zu entwickeln, in der *rotbackig* z.B. für das steht, was wir sonst als grün bezeichnen. Das ist aber nicht der interessante Fall, weil die Eigenschaft, die dabei bezeichnet wird, natürlich intersubjektiv bleibt.
- 252 Man kann hier eine amüsante Feststellung machen: Das Thema - was in letzter Zeit wieder verstärkt diskutiert wurde - ist der Ort des Bekannten - der old information -, das Rhema ist der Ort des Neuen - der new information. Andererseits ist es aber so, daß als Thema etwas dienen kann, was man noch nicht kennt, während das Rhema entweder ein bereits bekanntes Ausdrucksmittel bringen muß, oder aber direkt im Anschluß Thema eines neuen Beitrags werden muß, das dann durch etwas schon Bekanntes bestimmt wird.
- 253 Beispiele sind etwa: *schrecklich, hervorragend, hinreißend, saumäßig, blendend*.
- 254 Dieses Verfahren ist zugegebenermaßen etwas abenteuerlich, aber es scheint mir dennoch vertretbar: Niemand hätte etwas davon, wenn ich - aus Spaß an der Freude - eine läppische Kleinweltlersprache mit richtigen Wörtern entwickeln würde, deren Übersetzung ohnedies nur ich allein angeben könnte.
- 255 Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß die "reindeutschen" Formulierungen kaum weniger pragmatisch gehaltene Bewertungen bringen. Der Unterschied liegt im Grad der Konventionalisierung.
- 256 Bei modernen Sprachen ist allerdings Vorsicht geboten, weil die Tiere hier nicht mehr unbedingt die Rolle spielen, die ich ihnen bei den Kleinweltern zugeacht habe. *Augen wie ein Luchs* das ist noch ein echter Vergleich, aber *dumm wie ein Esel* ist sicher anders motiviert. Siehe hierzu Leach (1964).
- 257 Siehe Révész (1946), Kap. 7 - 11.
- 258 Rabbi Kabia zu seinem Schüler Simeon ben Yochai: "My son, more than a calf wishes to suck, does the cow yearn to suckle". Nach Laing (1969), S. 81.
- 259 Nicht gerade wissenschaftlich, aber prägnant formuliert ist das in dem Sprichwort: "Geteiltes Leid, ist halbes Leid, geteilte Freude, doppelte Freude". Das Verhalten das hier den Kleinweltern zugeschrieben wird, zeigt sich übrigens auch bei uns, obwohl es kaum noch in unsere nüchterne Welt zu passen scheint: Einer, der Glück gehabt hat, braucht andere, die sich mit ihm freuen; einer, dem Leid widerfahren ist, kann durch Anteilnahme aufgerichtet werden.
- 260 Was Schande so furchtbar macht, daß sie für viele die schlimmste Strafe ist, ist das Wissen darüber - oder auch nur die Angst davor -, wie man in den Augen der anderen dasteht. Bei uns wie bei Kleinweltern.
- 261 In der schon bekannten "Wort-für-Wort Übersetzung".

- 262 Wie man sieht, führt fortschreitende Explizitt nicht unbedingt zu besserer Verständigung. Sie schafft zudem die Voraussetzungen für hochgradig problematische Doppelbindungen, weil kftig ein Widerspruch zwischen Gesagtem und Gezeigtem möglich wird.
- Das hatte Mauthner wohl im Blick, als er feststellte: "Durch die Sprache haben es sich die Menschen für immer unmöglich gemacht, einander kennen zu lernen. Mauthner (1982), Bd. I, S. 56. Für eine Kritik dieser Kritik siehe Strecker (1983), S. 21ff.
- 263 Man darf das nicht so verstehen, als hätten die Kleinweltler ein Konzept für die Sanierung ihrer Sprache: Sie arbeiten mit Bewußtsein nur an Einzelproblemen. Die großen Entwicklungen sind Sache der unsichtbaren Hand.
- 264 Etwas bösartig ausgedrückt könnte man sagen: Schon die frühen Kleinweltler leiden an der juristischen Krankheit, auf alle Eventualitäten vorbereitet sein zu wollen. Aber während sich diese Krankheit bei ihnen erst in den Anfängen zeigt, ist sie bei uns in gewissen Kreisen voll zum Ausbruch gekommen, und das nicht nur bei Juristen.
- 265 Wie aussichtslos dieser Kampf ist, wird deutlich, wenn man die Situation in der Rechtsprechung betrachtet, in der ähnliches versucht wurde und wird: Mit immer neuen Verordnungen, Erlassen, Gesetzen sucht man die Rechtslage klarer zu gestalten, aber man erreicht gerade das Gegenteil. Statt zu mehr Rechtssicherheit führt dieses Vorgehen zu immer undurchschaubaren Verhältnissen.
- 266 *Reparaturmechanismus* ist nicht ganz im Sinn von Schegloff (1979) und Schegloff/Jefferson/Sacks (1977) zu verstehen, weil hier nicht die Korrektur von Versprechern im Vordergrund steht, sondern die Behebung von Mißverständnissen.
- 267 Siehe hierzu Schegloff (1979), der auf S. 263 schreibt: "The absence of repair from the entences with which (especially syntacticians?) concern themselves (among other absences) sometimes inclines me to share the suspicion that much of the available analysis is for written sentences or for "might-as-well-be-written" sentences. An orientation to materials of this sort and the terms of analysis appropriate to them may have been inherited from such disciplinary ancestors of linguistics as philology and may have been supported by the historical and technological facts that made writing and printing the media of scholarly exchange".
- 268 Zu Strategien des "ans-Wort-Bringens" siehe Sacks/Schegloff/Jefferson (1974).
- 269 Siehe Sacks/Schegloff/Jefferson (1974), S. 721.
- 270 Solche Kommentare und ebenso die oben angesprochenen Aufforderungen zu Stellungnahmen sind in unseren Gesprächen sehr geläufig. Oft sind diese Gespräche überwiegend eine einseitige Angelegenheit: Einer hat etwas zu sagen, andere hören zu. Die turns, die dennoch vorkommen, sind in der Regel motiviert durch mutmaßliche oder offenbare Verstehensprobleme.
- 271 Siehe hierzu auch Strecker (1975), (1976).

- 272 Man muß sich das nicht so vorstellen, daß Pick sich all das a u s -
d e n k t . Es genügt, wenn er eine bildhafte Vorstellung von sich
und den anderen in gemeinsamer Aktion hat, gewissermaßen e r -
t r ä u m t , was Abhilfe schaffen könnte.
- 273 Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Konjunktion *weil* - der
Ort der Kausalität in unserer Sprache - bzw. ihre laut- und verwen-
dungsgeschichtlichen Vorläufer ursprünglich ein zeitliches Verhältnis
ausdrückten. Man kann daraus natürlich nicht einfach schließen, daß
etwa die Sprecher des Althochdeutschen noch keinen Begriff von Kausa-
lität hatten: Die Überlieferung stützt sich auf Schriften, mithin
Werke von Gebildeten, die vermutlich alle des Lateinischen mächtig
waren und zumindest von daher eine Begriff von Kausalität hatten. Aber
dennoch kann man den Bedeutungswandel, den *weil* durchgemacht hat -
früheste Belege einer kausalen Bedeutung gehen laut Behagel (1923-
1932), Bd. II, S. 341 bis in die mittelhochdeutsche Zeit zurück -, als
ein Indiz dafür werten, daß temporale und kausale Beziehungen in einem
signifikanten Zusammenhang gesehen wurden.
- 274 Wenn ich mich nicht sehr täusche, wird in den süddeutschen Dialekten
und der süddeutschen Umgangssprache *wozu* überhaupt nicht verwendet.
- 275 Siehe hierzu auch Strecker (1976), S. 126.
- 276 Die Anführungszeichen sollen hier anzeigen, daß ein Beweisen in unse-
rem Sinn nicht unbedingt vorliegt, sondern eben das, was Kleinweltler
in diesem Zusammenhang tun können.
- 277 Zu der Charakterisierung ihrer vorausgegangenen Handlung als ein Be-
haupten ist anzumerken, daß sie selbst diesen Akt keineswegs als ein
Behaupten gegen die Zuschreibung von Behauptungsakten an Kleinweltler
ist hier noch wichtig, daß erst der Widerspruch den Akt als einen Be-
hauptungsakt ausweist: Nicht alles, was wahr oder falsch sein kann,
ist damit auch schon eine Behauptung. Die logisierende Konzentration
auf Wahrheitswerte kann hier zu unzulässigen Vereinfachungen führen.
- 278 Diese Strategie ist nicht nur eine Strategie von Primitiven. Auch hier
und heute handeln Menschen so. Ein Beispiel: "Der Karl ist ein
schlechter Verlierer! - So? Wenn er mit uns spielt, ist er immer sehr
nobel, egal ob er gewinnt oder verliert. - Aber du mußt zugeben, daß
er seinen Bruder arg hängen läßt..."
- 279 Es scheint mir wichtig, hier etwas wie Beleidigung ins Spiel zu brin-
gen, weil kaum davon auszugehen ist, daß die primitiven Kleinweltler
aus einem abstrakten Interesse an Wahrheitsfindung darauf bestehen,
daß geklärt wird, ob eine Behauptung wahr und falsch ist. Von Wahrheit
und Falschheit ist in der "Kleinen Welt" nie die Rede, bestenfalls
noch davon, ob etwas stimmt oder nicht.
- 280 Nach Kluge (1975) bedeutete *einsehen* ursprünglich, was wir heute als
in etwas hineinsehen ausdrücken würden, und erst später übertragen
verstehen. Diese Übertragung zeigt zwar nicht unbedingt, daß Beweisen
ursprünglich eine demonstratio ad oculos war, aber immerhin, daß *ein-
sehen* für geeignet erachtet wurde, das auszudrücken, was durch einen
Beweis erreicht werden sollte.
- 281 Mir ist bewußt, daß es nicht besonders wissenschaftlich klingt, davon
zu sprechen, daß sich die Hörer einen Vers auf etwas machen. Ich habe
diese nonchalante Formulierung aber hier - wie übrigens auch zuvor -

nicht deshalb gewählt, weil ich einen burschikosen Stil bevorzuge, sondern weil ich mich darum bemüht habe, die Leistungen der Kleinweltler so bildhaft wie möglich zu beschreiben, um möglichst den Eindruck irreführender commitments zu vermeiden. Zur Sache selbst ist hier noch anzumerken, daß bei spontaner mündlicher Rede auch bei uns häufig Indikatoren logischer Beziehungen fehlen. Ein Beispiel: "Jetzt steh endlich auf! Der Wecker hat geklingelt". Man könnte vermuten, daß es sich dabei um eine Ellipse handelt, aber diese Vermutung läßt sich kaum aufrechterhalten, weil hier auf keinen Fall auszumachen ist, was denn ausgelassen worden sein soll. Näherliegend scheint mir die Annahme - die auch Ochs (1979) und Givón (1979a) machen -, daß hier ein ursprünglicher pragmatischer Modus der Kommunikation fortlebt.

- 282 Diese topoi müssen nicht unbedingt je zuvor artikuliert worden sein: Gemeinplätze haben es an sich, daß sich selten die Notwendigkeit ergibt, sie zu artikulieren.
- 283 Das hört sich vielleicht etwas seltsam an, weil die Kleinweltler doch meine Geschöpfe sind. Ich habe mir aber - und das allein macht diese ganze Geschichte von den Kleinweltern im gegebenen Zusammenhang sinnvoll - auferlegt, diese "Kleine Welt" als eine mögliche Welt zu konstruieren, also nichts anzunehmen, was über menschliche Möglichkeiten unter den jeweils gegebenen Bedingungen hinausgeht.
- 284 Siehe Shwayder (1965), S. 71f.
- 285 Das heißt: Ich verstehe unter geplantem Handeln nicht ein Handeln, auf das jemand ohne jede Überlegung gekommen ist, auch wenn sein Handeln als geplantes nicht besser hätte sein können. So halte ich es etwa nicht für einen Fall geplanten Handelns, wenn jemand, um einen Nagel mit einem Hammer einzuschlagen, ohne jede Überlegung erst einmal mit dem Hammer Schwung holt, bevor er zuschlägt. Aber ich will daraus keinen wichtigen Punkt machen, zumal es hier sicher einen stufenlosen Übergang von eindeutig spontanem Handeln zu eindeutig geplantem Handeln gibt.
- 286 Ich behandle die Erarbeitung der Lösung als eine black box aus dem einfachen Grund, daß ich darüber nichts Relevantes zu sagen habe. Ich stelle nur fest, daß Menschen Probleme lösen.
- 287 Es ist durchaus denkbar, daß er im letzten Augenblick in die alte Routine verfällt oder daß er Angst bekommt o.dgl.
- 288 *Spiel* ist hier als Typ zu verstehen, nicht als Partie. Darin steckt bereits ein Planungsproblem, das ich gleich noch ansprechen werde: Es kann sehr wohl einen Unterschied machen, ob man eine einzige Partie eines Spiels spielt oder eine ganze Serie von Partien. Siehe hierzu Luce/Raiffa (1957), S. 97-105.
- 289 Und kooperative Spiele, die ich als Spezialfälle dieser Konflikte betrachte und deshalb nicht weiter berücksichtige.
- 290 Das ist mit ein Grund dafür, daß sich die Kleinweltler so sehr füreinander interessieren: Sie sind ständig auch damit befaßt, ihre Einschätzung von den andern zu verbessern bzw. zu kontrollieren.
- 291 Ein einfaches Beispiel eines solchen Falls ist etwa die die Aufteilung eines Jagdreviers.

- 292 Ein Beispiel dafür wäre etwa eine Planung für die Einzeljagd oder Planungen für das Verhalten gegenüber Leoparden, die man allein auf weiter Flur antrifft.
- 293 Für eine Untersuchung gemeinsamen Planens bei uns siehe Fritz (1978), Kap. 7.
- 294 Siehe hierzu Fritz (1978), S. 307ff.
- 295 Siehe etwa Lorenz (1968).
- 296 Das steht nicht im Widerspruch zu meiner Annahme, daß hier jeder die Lösung tragen muß: Wenn einer jede Lösung blockiert, ist es ebensogut, ihn zu eliminieren.
- 297 Dasselbe gilt natürlich für jede Art von Gespräch in der "Kleinen Welt".
- 298 *Verhandeln* soll hier auch heißen *aushandeln*, *handeln* - im Sinn von *feilschen*.
- 299 Die folgenden Ausführungen sind insgesamt direkt und indirekt stark von Schelling (1960), S. 21-80 beeinflusst.
- 300 E i n Versuch, d.h. nicht d e r Versuch. Schelling hat - in Schelling (1960) - gezeigt, daß es daneben und oft sehr effizient ein tacit bargaining gibt, bei dem die Gegner nicht kommunizieren und sich doch arrangieren. Welches Vorgehen vorzuziehen ist, läßt sich nicht allgemein feststellen.
- 301 Ich behaupte nicht, daß es nicht auch möglich wäre, daß ein Mächtiger freiwillig auf seine Macht verzichtet, aber wenn das schon nicht ganz unrealistisch ist, so führt es doch meist zu einer instabilen Lage, die u.U. gefährlicher werden kann als allseitige Drohung mit Gewalt.
- 302 Für eine Charakterisierung eines solchen Diskurses siehe Habermas (1971).
- 303 Mir ist klar, daß ich mir mit dieser Darstellung die Kritik jener zuziehe, die schon lang mutmaßen, daß diese ganze Betrachtungsweise inhuman ist und außer acht läßt, daß nicht alle Menschen Gangster sind und daß sogar manche Gangster - etwa Robin Hood oder Pretty Boy Floyd - ein gutes Herz zu haben scheinen. Ich will mich dagegen nicht verteidigen, weil dazu kein Anlaß besteht: Es geht hier darum, die Strategien des Verhandeln herzuleiten, und diese Strategien haben sich Menschen nicht in der Sonntagsschule ausgedacht. Dessen unbeschadet können natürlich auch moralische Menschen verhandeln und sich dabei den Gebrauch unmoralischer Mittel versagen. Was die gesamte spieltheoretische Betrachtungsweise betrifft, ist Ähnliches festzustellen. Ich verweise hierzu auf Schelling (1968), wo deutlich gemacht wird, daß diese Betrachtungsweise sowenig wie ein Küchenmesser schon deshalb unmenschlich ist, weil unmenschlich damit umgegangen werden kann.
- 304 Ersatzweise kann eine Revanche auch in einem anderen Spiel mit demselben Partner oder ihm nahestehenden Partnern erfolgen.
- 305 Einige der größten sozialen Konstruktionen verdanken sich diesem Problem der Sicherheit: Banken, Versicherungsgesellschaften, Polizei, Armee, Geheimdienste, der ganze Staat.
- 306 Siehe hierzu Schelling (1960), S. 21f.

- 307 Einschlägiges kennt jeder, der sich mit der Hartnäckigkeit kleiner Kinder auseinanderzusetzen hatte.
- 308 Die Nutzlosigkeit immer neuerer Beteuerungen, man meine es ernst, zeigt sich etwa am Beispiel von Werbung und Wahlpropaganda, bei denen es fast schon erlaubt ist zu lügen, weil ohnedies niemand mehr so richtig ernst nimmt, was da versprochen wird. Man hat es hier mit einer Erscheinung zu tun, die im Bereich kommunikativen Handelns gar nicht so selten ist, wie die Inflation von Beteuerungsformeln in unserer Sprache beweist.
- 309 Für diese Analyse moderner Errungenschaften auf diesem Gebiet siehe Schelling (1960), S. 21-51.
- 310 Um falschen Vermutungen vorzubeugen, möchte ich betonen, daß dies n i c h t der Ton ist, der bei uns zuhause herrscht.
- 311 Drohung mit Selbstmord oder Selbstverstümmelung sind im Fall meines Beispiels in der Tat etwas an den Haaren herbeigezogen, grundsätzlich ist das aber eine mögliche Strategie, die unter bestimmten Voraussetzungen sogar durchschlagende Erfolge bringt.
- 312 Zwei sicher nicht unbekannte Beispiele: (a) Ein ausgesprochener Langweiler und Nervtöter verspricht, zu Besuch zu kommen. (b) Derselbe Mensch droht damit, sofort abzureisen, wenn nicht...

3. Der sinnhafte Aufbau von Sprache und Kommunikation.

Teil II: Ein Ausblick auf die "Große Welt"

- 1 Ein normatives Fundament sieht dagegen Mittelstraß (1974).
- 2 Dagegen kann - sicher nicht zuunrecht - eingewandt werden, daß Wörter und ganze syntaktische Figuren willkürlich bestimmt werden können, aber diese Möglichkeit scheint mir in der Praxis so unbedeutend zu sein, daß man sie fast vergessen kann.
- 3 Siehe hierzu Givón (1979), S. 233.
- 4 Natürlich wird dieser Kampf nie gewonnen, und er verschärft sich u.U. dadurch wieder, daß die Großweltler sich das Leben gegenseitig so schwer machen, daß sie auch gegen die Natur schlechter dastehen, als das sein müßte.
- 5 Natürlich ist das keine strikte Alternative.
- 6 Man kann sich das nach Mafia Art vorstellen oder, wenn man so will, auch als Frühform der Rittertums oder der Zuhälterei.
- 7 Siehe in diesem Zusammenhang auch Nozick (1974), Kap. 2.
- 8 Diese Angabe mag manchem zu pauschal erscheinen, weil sich doch insbesondere auf dem Feld der generativen Transformationsgrammatik in den vergangenen Jahren viel getan hat. Tatsächlich gilt diese Feststellung aber für alle Formen der generativen Transformationsgrammatik seit der "Entdeckung" der Tiefenstrukturen, weil die rasante Entwicklung der generativen Transformationsgrammatik die Punkte nicht entscheidend verändert hat, die hier zur Diskussion stehen. Im übrigen stört mich das Argument nicht allzu sehr, daß die Entwicklung längst weitergegangen sei. Ich lasse mich nicht auf das "Hase-und-Igel-Spiel" derer

ein, die ständig den neuesten Entwicklungen hinterherzudenken suchen, denn damit wird jede Theorie der Kritik entzogen. Ich halte mich an das, was ich kenne, und freue mich, wenn die Entwicklung wirklich meine Kritik überholt. Viel Hoffnung darauf habe ich allerdings nicht, denn bisher scheint der Zug in eine andere Richtung zu fahren als diejenige, in der mein Ziel liegt.

- 9 Siehe hierzu Leuninger (1979), S. 82f.
- 10 Hochentwickelt in dem gemeinten Sinn sind alle heutigen menschlichen Sprachen, auch die vergleichsweise primitiven Buschmannsprachen.
- 11 Die transformationalistisch-universalistische Kritik an funktionalen Erklärungen kommt mir vor, wie wenn jemand leugnen wollte, daß der Grundaufbau einer barocken Kirche funktional ist, weil sich in ihr und an ihr so viel findet, was nicht gerade platterdings funktional ist.
- 12 Siehe hierzu auch Givón (1979), Kap. 1.
- 13 Mir ist klar, daß dieses Problem mehr als nur skizzenhafte Darstellung verdient hätte. Es hätte im Zentrum meiner Arbeit stehen können. Aber der Weg, der mich zu dieser Einsicht geführt hat, war schon zu lang, als daß noch Zeit geblieben wäre, hier neu einzusetzen. Die Ausarbeitung dieses Problems sehe ich als den Schwerpunkt der weiteren Entwicklung der GRAMMATIK DER KOMMUNIKATION, die sich dabei an Givóns und nicht zuletzt auch an Pauls Untersuchungen orientieren kann.
- 14 Auf diesem Verhältnis baut etwa auch die Dependenzgrammatik auf: Sie sieht das zwar nicht unbedingt so, aber die Abhängigkeiten, die sie annimmt, spiegeln das Verhältnis von Thema und Rhema auf allen Stufen wieder. Sogar die Binarität der Beziehung wird dabei eingehalten: Zwar bleibt die Dependenzgrammatik nicht bei der klassischen Zweiteilung des Satzes in Subjekt und Prädikat stehen, aber in der Abhängigkeitsbeziehung stellt sich doch wieder so etwas wie Zweiteiligkeit ein: Die verschiedenen Argumente des Prädikats stehen zwar alle auf einer Stufe, aber sie stehen zueinander nur über das Prädikat - das ist in aller Regel das finite Verb - in Verbindung. Da es sich allerdings bei mehrwertigen Prädikaten um eine größere Anzahl - größer als eins - von Abhängigkeitsbeziehungen auf einer Stufe handelt, versteht sich, daß die Abfolge der n Argumente eines Prädikats nichts ausschließlich nach dem Prinzip der Frontstellung organisiert werden kann.
- 15 Man könnte ein gewisses Problem darin sehen, daß zunächst einmal Sorge dafür getragen werden muß, daß keine falschen Schnitte in der chaîne parlée angelegt werden. Aber das ist m.E. ein Scheinproblem, weil sich die Zusammenstellung aus sachlichen Gründen ganz von selbst ergibt. Siehe auch oben Kap. 2.51.
- 16 Siehe oben Kap. 2.51.
- 17 Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie v. Polenz (1985), S. 24f. die kommunikativen Ausdrücke des modernen Deutsch beschreibt. Er spricht von kompakter Struktur, in der die Teile kompakt angeordnet sind. Siehe auch Strecker (1986), S. 88ff.
- 18 Siehe hierzu Givóns Ausführungen zu einer neo-rekapitulationistischen Betrachtungsweise in Givón (1979), S. 273.
- 19 Unter Wortstellungskonventionen sind hier - wie durchaus üblich - nicht nur Konventionen für die Stellung von Wörtern gemeint.

- 20 Givón spricht - in einem etwas anderen Zusammenhang - von semantic bleaching. Siehe Givón (1979), S. 316f.
- 21 Sehr wahrscheinlich in allen Sprachen. Meine Vorsicht rührt allein daher, daß ich die stärkere Behauptung nicht überprüfen konnte.
- 22 Diese Liste ist ganz auf einen Vergleich mit den Verhältnissen in unserer Sprache abgestimmt. An sich eröffnen sich hier sicher noch zahllose ganz anders geartete Möglichkeiten.
- 23 Man kann sich das so vorstellen: Einer, der recht wenig Deutsch kann, sucht, sich so gut wie möglich mit dem wenigen zu behelfen, was ihm zur Verfügung steht. Siehe hierzu auch Givón (1979), S. 220ff.
- 24 Anderthalb Jahrzehnte ausschließlich synchronischer Studien lassen sich nicht so schnell wettmachen. Als mir klar wurde, daß eine diachronische Betrachtungsweise hier vielleicht sinnvoller wäre, war die Zeit vorbei, in der ich mich darauf noch hätte ernsthaft einstellen können. Die Literatur, die ich als Laie in diesen Fragen konsultieren konnte, hat mich allerdings auch wenig ermutigt, weil sie auf meine Fragen oft nicht einmal die Spur einer Antwort hatte, dafür aber eine überwältigende Menge von Daten, die mir völlig belanglos erschienen.
- 25 Die verschiedenen Angaben, die Kleinweltler bei Bedarf "nachschieben" können, betrachte ich nicht als Argumente eines Prädikats: Sie stehen außerhalb der zentralen Thema - Rhema Beziehung, sei es, daß sie Feinabstimmungen des Rhemas sind, sei es, daß sie selbst ein Rhema mit dem Vorangegangenen als Thema sind. Das erinnert natürlich an die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben bzw. von actants und circonstants wie sie etwa Heringer bzw. Tesnière machen - siehe Heringer (1970), S. 114-118, 155-158; Tesnière (1959) S. 102ff. - und ist auch tatsächlich davon beeinflusst. Die Unterscheidung ist hier rein semantisch zu verstehen, was m.E. die einzige sinnvolle und praktikable Weise darstellt, sie zu fassen. Siehe hierzu Heringer/ Strecker/Wimmer (1980), S. 229-238.
- 26 Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Natürlich tun die Kleinweltler all das nicht aus Renitenz. Sie geben ihr Bestes, mehr ist einfach nicht.
- 27 Siehe hierzu auch Givón (1979), S. 215.
- 28 Hier entwickelt sich natürlich kein komplexes Prädikat, wohl aber eine Infinitivkonstruktion, die m.E. Konstruktionen mit komplexen Prädikaten nah verwandt ist.
- 29 Siehe von Humboldt (1836), S. 140. Humboldt versteht darunter allerdings nur die Bildung von Suffixen, während ich hier aus Gründen der Einfachheit jede Art von Affixen zu einem Stammwort darunter verstehe.
- 30 Für Beispiele zu einigen dieser Markierungen siehe Givón (1979), S. 220ff. Ich erspare mir hier weitere künstliche Beispiele, da ohnedies klar genug sein dürfte, wie man sich das zu denken hat.
- 31 Das sind Charakterisierungen Carnaps in Carnap (1934), S. 181f. Daß Carnap die Ersetzung einer inhaltlichen Redeweise durch eine formale Redeweise noch fordern muß, belegt indirekt, daß die Syntaktifizierung weit davon entfernt ist, vollkommen zu sein.

Literatur

- Adelung, J. Ch., Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen, Leipzig 1782.
- Alston, W., Philosophy of Language, Englewood Cliffs, N.J. 1964.
- Austin, J. L., How to Do Things with Words, Oxford 1962.
- Ballmer, T.T. (ed.), Linguistic Dynamics, Berlin, New York 1985.
- Ballmer, T.T./ Brennenstuhl, W., Speech Act Classification. A Study in the Lexical Analysis of English Speech Activity Verbs, Berlin, Heidelberg, New York 1981.
- Bates, E./ MacWhinney, B., A Functionalist Approach to the Acquisition of Grammar, in: E. Ochs/ B. Schieffelin (eds.), Developmental Pragmatics, New York, San Francisco, London 1979, S. 167-211.
- Behaghel, O., Deutsche Syntax, Heidelberg 1923-1932, vier Bände.
- Bellugi, U./ Klima, E.S., Two Faces of Sign: Iconic and Abstract, in: S.R. Harnad/ H.D. Steklis/J. Lancaster 1976, S. 514-538.
- Bennett, J., The Meaning-Nominalist Strategy, in: Foundations of Language 10, 1973, S. 141-168.
- -, Linguistic Behaviour, Cambridge 1976.
- Berger, P.L./ Luckmann, T., Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1970.
- Bickerton, D., Some Assertions about Presuppositions about Pronominalization, in: Papers from the Parasession on Functionalism, Chicago 1975.
- Black, M., The Analysis of Rules, in: ders., Models and Metaphors. Studies in Language and Philosophy, Ithaca N.Y. 1962, S. 95-139.
- -, Meaning and Intention: An Examination of Grice's Views, in: New Literary History 4, 1972/73, S. 257-279.
- Brams, S.J., Game Theory and Politics, New York 1975.
- Bruner, J.S., From Communication to Language - a Psychological Perspective, in: Cognition 3, 1974/75, S. 255-287.
- Bühler, H./Fritz, G./Herrlitz, W./Hundsnurscher, F./Insam, B./Simon, G./Weber, H., Linguistik I. Lehr- und Übungsbuch zur Einführung in die Sprachwissenschaft, Tübingen 1970.
- Bühler, K., Sprachtheorie, Wien 1934.
- Caillieux, M., Bemerkungen zum Gebrauch von *Regel*, in: H.J. Heringer (Hrsg.) 1974, S. 25-47.
- Carnap, R., Der logische Aufbau der Welt, Leipzig 1928.
- -, Logische Syntax der Sprache, Wien 1934.
- Carroll, L., Complete Works, London 1939.
- Castaneda, C., The Teachings of Don Juan, Los Angeles 1968.
- Cherubim, D., Grammatische Kategorien, Tübingen 1975.
- Chomsky, N., Syntactic Structures, Den Haag 1957.

- Chomsky, N., Current Issues in Linguistic Theory, in: J.A. Fodor/J.J. Katz (eds.), The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language, Englewood Cliffs N.J. 1964, S. 50-118.
- -, Aspects of the Theory of Syntax, Cambridge Mass. 1965.
 - -, Language and Mind, New York 1968.
 - -, Reflexionen über die Sprache, Frankfurt a.M. 1977.
 - -, Regeln und Repräsentationen, Frankfurt a.M. 1981.
- Cole, P., On the Origins of Referential Opacity, in: ders. (ed.), Syntax and Semantics. Vol. 9: Pragmatics, New York, San Francisco, London 1978, S. 1-22.
- Condillac, E.B. de, Essai sur l'Origine des Connaissances Humaines, Amsterdam 1746.
- Coseriu, E., Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Übersicht, I, Tübingen 1970.
- -, Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur, in: ders., Sprache. Strukturen und Funktionen, Tübingen 1979, S. 177-185.
 - -, Vom Primat der Geschichte, in: Sprachwissenschaft 5, 1980, S. 125-145.
- Danto, A.C., Basic Actions, in: American Philosophical Quarterly 2, 1965, S. 141-148.
- Davis, M.D., Game Theory: A Nontechnical Introduction, New York 1970.
- Dezsö, L., Towards a Typology of Theme and Rheme: SOV Languages, in: M.E. Conte (Hrsg.), Wortstellung und Bedeutung. Akten des 12. Linguistischen Kolloquiums in Pavia 1977, Tübingen 1978, S. 3-12.
- Donnellan, K., Speaking of Nothing, in: Philosophical Review 83, 1974, S. 3-31.
- -, Speaker References, Descriptions, and Anaphora, in: P. Cole (ed.), Syntax and Semantics. Vol. 9: Pragmatics, New York, San Francisco, London 1978, S. 47-68.
- Dore, J., Conversational Acts and the Acquisition of Language, in: E. Ochs/B. Schieffelin (eds.), Developmental Pragmatics, New York, San Francisco, London 1979, S. 339-361.
- Dornseiff, F., Der deutsche Wortschatz, Berlin ⁵1959.
- Douglas, J.D. (ed.), Understanding Everyday Life, Chicago 1970.
- Duden Grammatik, Mannheim 1966.
- Ek, J.A. van, The Threshold Level for Modern Language Learning, London 1977.
- Erben, J., Einführung in die deutsche Wortbildungslehre, Berlin 1975.
- Ervin-Tripp, S., Wait for me Rollerskate ! In: S. Ervin-Tripp, C. Mitchell-Kernan (eds.), Child Discourse, New York, San Francisco, London 1977, S. 165-187.
- Feyerabend, P., Problems of Empiricism, in: R.G. Colodny (ed.), Beyond the Edge of Certainty, Englewood Cliffs N.J. 1965, S. 145-260.
- -, Against Method, London 1975.

- Fichte, J.G., Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache, in: I.H. Fichte (Hrsg.), Fichtes Werke, Berlin 1845/46, Bd. 8, S. 301-341. Zuvor in: Philosophisches Journal 1, 1795, S. 255-273, S. 287-326.
- Firbaš, J., On Defining the Theme in Functional Sentence Analysis, in: Travaux linguistiques de Prague 1, 1964, S. 267-280.
- Frege, G., Sinn und Bedeutung, in: Zeitschrift für Philosophie und Kritik, NF 100, 1892, S. 25-50.
- -, Der Gedanke, in: Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus 1, 1918/19, S. 58-77.
- Fritz, G., Kohärenz. Grundfragen der Dialoganalyse, Habilitationsschrift, Tübingen 1978.
- Fritz, G./ Hundsnerscher, F., Sprechaktsequenzen. Untersuchungen zur Vorwurf-/ Rechtfertigungsinteraktion, in: Der Deutschunterricht 27, 1975, S. 81-103.
- Fritz, G./ Muckenhaupt, M., Kommunikation und Grammatik, Tübingen 1981.
- Garcia, E., Discourse without Syntax, in: T. Givón (ed.) 1979, S. 23-49.
- Gardner, R.A./ Gardner, B., Teaching Sign Language to a Chimpanzee, in: Science 165, 1969, S. 664-672.
- Gehlen, A., Der Mensch, Wiesbaden ¹¹1976.
- Gerhardus, D./ Kledzik, S.M./ Reitzig, G.H., Schlüssiges Argumentieren, Göttingen 1975.
- Givón, T., On Understanding Grammar, New York, San Francisco, London 1979.
- -, From Discourse to Syntax: Grammar as a Processing Strategy, in: ders. (ed.) 1979, S. 81-112.
- - (ed.), Syntax and Semantics, Vol. 12: Discourse and Syntax, New York, San Francisco, London 1979.
- Glaserfeld, E. von, Purposive Behavior, in: S.R. Harnad/ H.D. Steklis/ J. Lancaster 1976, S. 212-226.
- Glinz, H., Deutsche Grammatik, Frankfurt a.M. 1970.
- Goethe, J.W., Dichtung und Wahrheit, Frankfurt a.M. ²1980.
- Goldman, A.I., A Theory of Human Action, Englewood Cliffs 1970.
- Gottsched, J. Ch., Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, Leipzig 1762.
- Grewendorf, G., Funktionale Satzperspektive und deutsche Wortstellung, in: Linguistische Berichte 66, 1980, S. 28-40.
- -, Grammatische Kategorie und pragmatische Funktion, in: I. Rosengren (Hrsg.), Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980, Lund 1981, S. 233-247.
- Grewendorf, G./ Meggle, G. (Hrsg.), Linguistik und Philosophie, Frankfurt a.M. 1974.
- Grice, H.P., Meaning, in: Philosophical Review 66, 1957, S. 377-388.
- -, Logic and Conversation, masch. Skript 1968.
- -, Utterer's Meaning and Intentions, in: Philosophical Review 78, 1969, S. 147-177.

- Habermas, J., Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: J. Habermas/ N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt a.M., S. 101-141.
- Halliday, M.A.K., Language Structure and Language Function, in: J. Lyons (ed.), New Horizons in Linguistics, Harmondsworth 1970, S. 140-165.
- Harnad, S.R./ Steklis, H.D./ Lancaster, J. (eds.), Origins and Evolution of Language and Speech, New York 1976.
- Harsanyi, J.C., Individualistic and Functionalistic Explanations in the Light of Game Theory: The Example of Social Status, in: I. Lakatos/ A. Musgrave (eds.), Problems in the Philosophy of Science, Amsterdam 1968, S. 305-321.
- Hayek, F. v., Bemerkungen über die Entwicklung von Systemen von Verhaltensregeln, in: ders.: Freiburger Studien, Tübingen 1969, S. 144-160.
- Henzen, W., Deutsche Wortbildung, Tübingen 1965.
- Herder, J.G., Über den Ursprung der Sprache, Berlin 1771.
- Heringer, H.J., Theorie der deutschen Syntax, München 1970.
- -, Deutsche Syntax, Berlin ²1972.
- -, Praktische Semantik, Stuttgart 1974.
- -, Eine Regel beschreiben, in: ders. (Hrsg.) 1974a, S. 48-87.
- -, (Hrsg.), Der Regelbegriff in der Praktischen Semantik, Frankfurt a.M. 1974b.
- -, Wort für Wort, Stuttgart 1978.
- -, Not by Nature nor by Intention: The Normative Power of Language Signs, in: T.T. Ballmer (1985), S. 251-275.
- Heringer, H.J./ Öhlschläger, G./ Strecker, B./ Wimmer, R., Einführung in die Praktische Semantik, Heidelberg 1977.
- Heringer, H.J./ Strecker, B./ Wimmer, R., Syntax. Fragen - Lösungen - Alternativen, München 1980.
- Hewes, G.W., Language Origins: A Bibliography, Boulder Colorado 1971.
- -, The Current Status of the Gestural Theory of Language Origin, in: S.R. Harnad/ H.D. Steklis/ J. Lancaster 1976, S. 482-504.
- Hill, J.H., Possible Continuity Theories of Language, in: Language 50, 1974, S. 134-150.
- Hindelang, G., Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachlichen Realisierungsformen, Göppingen 1978.
- Hobbes, T., Leviathan, London 1651.
- Humboldt, W. von, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus, Berlin 1836.
- Itard, J., Gutachten und Bericht über Victor von Aveyron, in: L. Malson (Hrsg.), Die wilden Kinder, Frankfurt a.M. 1972, S. 105-220.
- Jacobsen, T., Babylonian Grammatical Texts, in: D. Hymes (ed.), Studies in the History of Linguistics, Bloomington, London 1974, S. 41-62.

- Jellinek, M.H., *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik*, Bd. 1, Wien 1913.
- Kandler, G., Die "Lücke" im sprachlichen Weltbild, in: H. Gipper (Hrsg.), *Sprache, Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber*, Düsseldorf 1959, S. 256-270.
- Karttunen, L./ Peters, S., *Conventional Implicature*, in: C.K. Oh/ D.A. Dinneen (eds.), *Syntax and Semantics*, Vol 10: *Presupposition*, New York, San Francisco, London, 1979, S. 1-56.
- Keller, R., Zur Theorie sprachlichen Wandels, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 10, 1982, S. 1-27.
- Kenny, A., Wittgenstein, London 1973.
- Kluge, F., *Etymologisches Wörterbuch*, Berlin ²¹1975.
- Köhler, O., *Intelligenzprüfungen an Menschenaffen*, Berlin 1921.
- Kripke, S., Naming and Necessity, in: D. Davidson/ G. Harman (eds.), *Semantics of Natural Language*, Dordrecht 1972, S. 253-355, S. 763-769.
- Kuhn, T., *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1967.
- Laing, R.D., *Self and Others*, Harmondsworth 1969.
- Lakatos, I., Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes, in: I. Lakatos/ A. Musgrave (eds.), *Criticism and the Growth of Knowledge*, Cambridge 1970, S. 91-195.
- Lawick-Goodall, J. van, *Wilde Schimpansen*, Reinbek bei Hamburg 1975.
- Leach, E., *Anthropological Aspects of Language: Animal Categories and Verbal Abuse*, in: E.H. Lenneberg, *New Directions in the Study of Language*, Cambridge Mass. 1964, S. 23-63.
- Lem, S., *Eden. Roman einer außerirdischen Zivilisation*, München 1974.
- Leuninger, H., *Reflexionen über die Universalgrammatik*, Frankfurt a.M. 1979.
- Lewis, D., *Convention*, Cambridge Mass., 1969.
- -, Scorekeeping in Language Game, in: R. Bäuerle/ U. Egli/ A. von Stechow (Hrsg.), *Semantics from Different Points of View*, Berlin, Heidelberg, New York 1979, S. 172-186.
- Li, Ch. (ed.), *Subject and Topic*, New York, San Francisco, London 1976.
- Linden, E., *Apes, Men, and Language*, Harmondsworth 1976.
- Linsky, L., *Referring*, London 1967.
- Lorenz, K., Dialogspiele als semantische Grundlage von Logikkalkülen, in: *Archiv für mathematische Logik und Grundlagenforschung* 11, 1968, S. 32-55, S. 73-100.
- -, *Elemente der Sprachkritik*, Frankfurt a.M. 1970.
- Lorenz, K./ Mittelstraß, J., Die Hintergebarkeit der Sprache, in: *Kant-Studien* 58, 1967, S. 187-208.
- Lorenzen, P., *Methodisches Denken*, Frankfurt a.M. 1968.
- Luce, D./ Raiffa, H., *Games and Decisions*, New York 1957.
- Lyons, J., *Chomsky*, London 1970.

- Malson, L., Die wilden Kinder, Frankfurt a.M. 1972.
- Mandeville, B., The Fable of the Bees, Harmondsworth 1970. Erstveröffentlichung 1714.
- Marler, P., On the Origin of Speech from Animal Sounds, in: J. Kavanagh/J. Cutting (eds.), The Role of Speech in Language, Cambridge Mass. 1975.
- Marx, K./ Engels, F., Deutsche Ideologie, Werke Bd. 3, Berlin (O), 1969.
- Mauthner, F., Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 3 Bde., Leipzig ³1923.
- McCawley, J., Conversational Implicature and the Lexicon, in: P. Cole (ed.), Syntax and Semantics, Vol. 9: Pragmatics, New York, San Francisco, London 1978, S. 245-259.
- Meibauer, J., Akte oder Verben oder beides? in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 1, 1982, S. 137-148.
- Mittelstraß, J., Das normative Fundament von Sprache, in: ders., Die Möglichkeit von Wissenschaft, Frankfurt a.M. 1974.
- Morgan, J.L., Some Remarks on the Nature of Sentences, in: Papers from the Parasession on Functionalism, Chicago 1975, S. 433-447.
- Muckenhaupt, M., Spiele lehren und lernen, Tübingen 1976.
- -, Lernziel sprachliches Handeln, München 1978.
- Nehring, A., The Functional Structure of Speech, in: Word 2, 1946, S. 197-209.
- Neurath, O., Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und logischer Empirismus, herausgegeben von R. Hegselmann, Frankfurt a.M. 1979.
- Nozick, R., Anarchy, State and Utopia, New York 1974.
- Olmsted-Kursh, Ch., The Benefits of Poor Communication, in: The Psychoanalytic Review 58, 1971, S. 189-208.
- Ochs, E., Planned and Unplanned Discourse, in: Givón 1979b, S. 51-80.
- Pascal, B., Pensées, Paris 1962.
- Paul, H., Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle ⁵1920.
- -, Deutsche Grammatik, Tübingen 1968, fünf Bände.
- Ploog, D., Kommunikation in Affengesellschaften und deren Bedeutung für die Verständigungsweisen des Menschen, in: H.G. Gadamer/P. Vogler (Hrsg.), Neue Anthropologie, Bd. 2: Biologische Anthropologie, Stuttgart 1972, S. 98-178.
- Polenz, P.v., Deutsche Satzsemantik, Berlin 1985.
- Premack, D., Language in the Chimpanzee, in: Science 172, 1971, S. 808-822.
- Quine, W.V.O., Notes on Existence and Necessity, in: L. Linsky (ed.), Semantics and the Philosophy of Language, Urbana, Chicago, London 1952, S. 77-91.
- -, On what there is, in: ders., From a Logical Point of View, New York 1953, S. 1-19.
- -, The Roots of Reference, La Salle 1974.
- Rapoport, A., Fights, Games, and Debates, Ann Arbor 1960.

- Rapoport, A./Chammah, A.M., *Prisoner's Dilemma: A Study in Conflict and Cooperation*, Ann Arbor 1965.
- Révész, G., *Ursprung und Vorgeschichte der Sprache*, Bern 1946.
- Rousseau, J.J., *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*, Amsterdam 1753.
- Robins, R.H., *A Short History of Linguistics*, London 1967.
- Ross, J.R., *Constraints on Variables in Syntax*, Cambridge Mass. 1967.
- Ryle, G., *Dilemmas*, Cambridge 1953.
- -, *Ordinary Language*, in: C.E. Caton, *Philosophy and Ordinary Language*, Urbana Ill. 1963, S. 108-127.
- Sacks, H./ Schegloff, E./ Jefferson, G., *A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation*, in: *Language* 50, 1974, S. 696-735.
- Sankoff, G./ Brown, P., *The Origins of Syntax in Discourse*, in: *Language* 52, 1976, S. 631-666.
- Saussure, F. de, *Cours de Linguistique Générale*, Paris 1969.
- Schegloff, E., *Notes on a Conversational Practice: Formulating Place*, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in Social Interaction*, New York, London 1972, S. 75-119.
- -, *The Relevance of Repair to Syntax-for-Conversation*, in: Givón 1979b, S. 261-286.
- Schegloff, E./ Jefferson, G./ Sacks, H., *The Preference for Self-Correction in the Organization of Repair in Conversation*, in: *Language* 53, 1977, S. 361- 382.
- Schiffer, S., *Meaning*, Oxford 1972.
- Schelling, T.C., *The Strategy of Conflict*, Cambridge Mass. 1960.
- -, *Game Theory and the Study of Ethical Systems*, in: *Journal of Conflict Resolution* 12, 1968, S. 34-44.
- -, *Hockey Helmets, Concealed Weapons, and Daylight Saving*, in: *Journal of Conflict Resolution* 17, 1973, S. 381-428.
- Schneider, H.J., *Pragmatik als Basis*, Frankfurt a.M. 1975.
- Schottelius, J.G., *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache*, Braunschweig 1663.
- Searle, J.R., *Speech Acts*, Cambridge 1969.
- -, *Chomsky's Revolution in Linguistics*, in: *New York Review of Books*, 1972.
- Sellars, W., *Some Reflections on Language Games*, in: ders., *Science, Perception, and Reality*, London 1963, S. 321-358.
- Sgall, P., Hajičová, E.Y., Benešová, E., *Topic, Focus, and Generative Semantics*, Kronberg 1973.
- Shwayer, D.S., *The Stratification of Behaviour*, London 1965.
- Spinner, H., *Fallibilismus und Pluralismus*, in: ders., *Pluralismus als Erkenntnismodell*, Frankfurt a.M. 1974.

- Stam, J.H., *Inquiries into the Origin of Language*, New York, San Francisco, London 1976.
- Stokoe, W.C., *Sign Language Autonomy*, in: S.R. Harnad/ H.D. Steklis/ J. Lancaster 1976, S. 505-513.
- Strawson, P.F., *Introduction into Logical Theory*, London 1952.
- -, *Meaning and Truth*, in: ders., *Logico-Linguistic Papers*, London 1971.
- Strecker, B., *Die Unerbittlichkeit der Logik*, in: H.J. Heringer 1974b, S. 111-132.
- -, *Argumentation und die Möglichkeit von Rechtsprechung*, vervielfältigt beim Zentrum für Interdisziplinäre Forschung, Bielefeld 1975.
- -, *Beweisen. Eine praktisch-semantische Untersuchung*, Tübingen 1976.
- -, *Das Wissenschaftliche an der Linguistik oder Bemerkungen zur Grammatik von 'wissenschaftlich'*, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 3, 1977, S. 55-66.
- -, *Linguistische Bemerkungen zu D. Gerhardus/ S.M. Kledzik/ G.H. Reitzig, "Schlüssiges Argumentieren"*, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 5, 1977, S. 209-217.
- -, *Erkenntnistheoretischer Anarchismus*, in: L. Jäger (Hrsg.), *Erkenntnistheoretische Grundfragen der Linguistik*, Stuttgart 1979, S. 74-91.
- -, *Grundlagen einer Grammatik der Kommunikation*, Habilitationsschrift, Augsburg 1982.
- -, *Spekulative Sprachgeschichte und die Idee einer funktionalen Grammatik*, in: *Sprache und Literatur* 53, 1984, S. 34-42.
- -, *Rules and the Dynamics of Language*, in: T.T. Ballmer (1985a), S. 238-250.
- -, *Meaning without Rules to provide it*, in: P. Seuren (ed.), *Meaning and the Lexicon*, Dordrecht 1985b, S. 433-437.
- -, *Sprachliches Handeln und sprachlicher Ausdruck. Ein Plädoyer für eine kommunikative Ausrichtung der Grammatik*, in: G. Zifonun (Hg.), *Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik*, Tübingen 1986, S. 76-127.
- Sudnow, D.(ed.), *Studies in Social Interaction*, New York, London, 1972.
- Swift, J., *Gulliver's Travels*, London 1961.
- Tesnière, L., *Eléments de Syntaxe Structurale*, Paris 1959.
- Thouless, *Straight and Crooked Thinking*, London ¹⁴1971.
- Toulmin, S., *Brain and Language: A Commentary*, in: *Synthese* 22, 1971, S. 369-395.
- Trier, J., *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes*, Heidelberg 1931.
- -, *Das sprachliche Feld. Eine Auseinandersetzung*, in: *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 10, 1934, S. 428-449.
- Ullmann-Margalit, E., *The Emergence of Norms*, Oxford 1977.
- Verschueren, J., *On Speech Act Verbs*, Amsterdam 1980.
- Waismann, F., *Logik, Sprache und Philosophie*, Stuttgart 1976.

- Watzlawick, P./Beavon, J.H./ Jackson, D.D., *Menschliche Kommunikation*, Bern, Stuttgart, Wien 1971.
- Welker, D.D., *Sprach-Nominalismus*, in: G. Meggle (Hrsg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M. 1979, S. 137-152.
- Weisgerber, L., *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache*, Frankfurt a.M. 1939.
- Wells, R., *Immediate Constituents*, in: *Language* 23, 1947, S. 81-117.
- Wilmanns, W., *Deutsche Grammatik, zweite Abteilung: Wortbildung*, Berlin, Leipzig 1930.
- Wimmer, R., *Referenzsemantik*, Tübingen 1979.
- Winch, P., *The Idea of a Social Science and its Relation to Philosophy*, London 1958.
- -, *Ethics and Action*, London 1972.
- Wittgenstein, L., *Tractatus Logico-Philosophicus*, London 1922.
- -, L., *Philosophische Untersuchungen*, Oxford 1953.
- -, *The Blue and the Brown Books*, Oxford 1958.
- -, *Zettel*, Oxford 1967.
- -, *Philosophische Grammatik*, Oxford 1969.
- Wright, G.H. von, *Norm and Action*, London 1963.
- Yngve, V.H., *Toward Human Linguistics*, in: *Papers from the Parasession on Functionalism*, Chicago 1975, S. 540-555.
- Zipf, G.K., *Human Behavior and the Principle of Least Effort: A Introduction to Human Ecology*, New York, London 1949.